Wiener Stadt-Bibliothek
100232 A

A 100232

Lt. ttb
Brown
1926

SAMMLUNG
JOSEPH EFERDINGER, WIEN.

Jern.

Die

Kaiserin mit der blutigen Hand.

Historischer Roman

von

Theodor Scheibe.

SAMMLUNG
JOSEPH EHRENHOFER, WIEN.

A. AMONESTA
Buchhandlung
WIEN
IV. Margarethenstr. 12

Wien, 1878.

Erste Wiener Vereins-Buchdruckerei.

Wiener Stadtbibliothek

Z. K. 143087

A. AMONESTA
Buchhandlung
WIEN
IV. Margarethenstr. 12

SAMMLUNG
JOSEPH EERDINGER, WIEN.
A. AMONESTA
Buchhandlung
WIEN

Erstes Kapitel.

Der neue Scharfrichter Voigt.

Vor dem Schottenthore hat sich eine große Volksmenge zusammengefunden, das gezimmerte Schaffot umwogend, auf welchem eine verruchte Sünderin sterben soll. Schon naht sich der feierliche Zug, begleitet von Rumorknechten in rothgelben Röcken, mit Hellebarden bewaffnet. Die Todtenbruderschaft eröffnet denselben. Es sind schwarze, verlarvte Kuttenträger, welche das Miserere mit dumpfer Stimme sprechen. Ihnen folgen Amtsleute mit dem Stadtrichter im schwarzen Sammtkleide, der eine goldene Kette um den Hals und auf dem Kopfe eine riesige Allongeperrücke trägt, welche Schultern und Rücken bedeckt. Hinter diesen ein Dutzend Schergen und endlich die arme Sünderin im grauen Büßerhemde, begleitet von zwei Mönchen. Das sogenannte Freimannsgesindel folgt ihr auf dem Fuße und eine Kompagnie Musketiere schließt den Zug, — doch nein, hinter diesen einher kommen noch Reiter, welche sich nahe an das Militär halten. Sie tragen schwarze Habits und schwarze Hüte. — Es sind Jesuiten, sechs an der Zahl. In stolzer Haltung sitzen sie auf den Pferden, und trotz der Düsterkeit ihrer Mienen, ist aus denselben zu lesen, daß sie sich überaus wohlig fühlen.

Eine Gotteslästerin wird gerichtet. Schon bringt man sie auf das Schaffot hinauf. Es ist ein hübsches, stattliches Frauenzimmer — die Kammerjungfer der Gräfin Wurmbrandt. Aus ihrem auf dem Hohen Markte ihr publizirten Todesurtheile hat man erfahren, daß sie Anna Jankowitsch heiße, 23 Jahre alt und aus Preßburg gebürtig sei. Ihr Todesverbrechen bestand darin, daß sie gotteslästerlich ein Kruzifix zerbrochen. Jetzt ist sie wohl bekehrt und friedsam. Sie hält ein schwarzes Kruzifix in ihren Händen und drückt es inbrünstig an ihr Herz.

Nicht ohne tiefes Mitleid blickt die Menge auf die jugendliche Delinquentin. Die fürchterliche Folterpein, welche sie ausgestanden,

hat nicht ihre Reize vertilgt. Die goldenen Strahlen der Morgensonne fallen auf ihre Gestalt, um ihr mit rabenschwarzen Haaren bedecktes Haupt glänzt es wie Glorienschein.

Seitwärts von ihr steht der Henker im scharlachrothen Mantel, eine scharlachrothe Kappe auf dem Haupte, und blickt, auf sein Richtschwert gestützt, auf die arme Sünderin.

Die Aufmerksamkeit der Menge wird von dem Freimanne noch mehr gefesselt als von der Verbrecherin.

Heute vollzieht er seine erste Blutthat. Der Mann hat Anstand und eine treffliche Haltung. Sein von einem schwarzen Barte umrahmtes längliches Gesicht ist wohlgebildet, es hat markirte, romantische Züge. Düster flammt sein dunkles Auge.

Anna Jankowitsch hat die letzten Tröstungen des Mönches angehört und übergibt ihm das Kruzifix.

Ein Freiknecht nimmt dem Freimann den Mantel ab, während ein anderer Knecht den Schemel für die Sünderin richtet.

Der Freimann scheint seiner Sache doch nicht sicher zu sein. Eine sichtliche Aufregung hat sich seiner bemächtigt. Er lüftet seine rothe Jacke und fährt mit der Linken über seine Stirn und seinen Scheitel dahin. Er starrt zu Boden und wirft dann wieder einen hastigen Blick auf die arme Sünderin.

Nun tritt er ihr langsam näher, ergreift ihre Hand und führt sie zu dem Schemel, während der Pater über die Leiter vom Schaffote hinabsteigt.

Ein dumpfes Gemurmel geht durch die Menge; denn der Freimann spricht mit der Delinquentin und das Gespräch währt längere Zeit. Es mag etwas ungewöhnliches sein, das zwischen den Beiden verhandelt wird.

Der Stadtrichter, mit den Amtsleuten auf einer Tribüne gegenüber dem Schaffote sitzend, nimmt Mißfallen daran und sendet einen Schergen nach dem Schaffote, der dem Freimann den Befehl überbringt, die Exekution ohne längeren Aufschub zu vollstrecken.

Der Scharfrichter blickt nach dem Stadtrichter und grüßt ihn, indem er seine Mütze lüftet. Zu dem Schergen aber spricht er:

Ich kenne meine Pflicht, aber auch meine Privilegien. Sage dies dem gestrengen Herrn.

Und abermals beugt sich Voigt zu der Delinquentin, welche auf dem Schemel Platz genommen und im Bewußtsein ihrer nahen Vernichtung zum Himmel emporblickt.

Die Herren Jesuiten, welche zu Pferde innerhalb dem Spaliere diesem Schauspiele zusehen, werden unruhig, und einer von ihnen ruft dem Hauptmann der Musketiere zu:

Aufgepaßt, die Soldaten sollen ihre Lunten anblasen. Es könnte sein, daß sie schießen müßten. Ich wittere Verrath.

Es ist nichts zu besorgen, hochwürdiger Herr, erwiderte der Hauptmann. Das Volk murrt zwar, aber Niemand wird es wagen, in die Spaliere einzubrechen. Es ist ja nicht das erste Mal, daß eine Gotteslästerin geköpft wird.

Wohl war es nicht das erste Mal; denn die Protokolle der Todtenbruderschaft berichten von einer größeren Anzahl junger Mädchen, welche vor der Jankowitsch das Blutgerüst bestiegen hatten. Man findet daraus Folgendes aus dem ersten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts aufgezeichnet:

Die Maria Anna Rößenberger, 19 Jahre alt, aus Steiermark gebürtig, wegen verübter Gotteslästerung an der heiligen Hostie im Zuchthause am Hohen Markte geköpft.

Anna Rosina, weil sie das Hochwürdigste im Zuchthause zerschnitten hat, auf dem Hohen Markte die Hand und den Kopf abgehauen.

Maria Rastenberger, 18 Jahre alt, von ob der Enns gebürtig, daß sie eine konsekrirte Hostie mit einer Nähnadel zerschnitten, dann im Zuchthause ein von der Wand genommenes Kreuz mit dem rechten Fuße zertreten, auf dem Hohen Markte geköpft.

Katharina Graf, 24 Jahre alt, wegen Gotteslästerung auf dem Rabenstein in der Roßau geköpft.

Maria Anna Kaufleuthner, 28 Jahre alt, von Linz gebürtig, um, daß sie die Leiden Christi zerbrochen, am Rabenstein vor dem Schottenthore geköpft.

Katharina Köpflerin, 18 Jahre alt, von Mödling gebürtig, um, daß sie ein Kruzifix zerbrochen, die rechte Hand und der Kopf auf dem Rabensteine vor dem Schottenthore abgeschlagen.

Die letzterwähnten zwei Opfer starben im Jahre 1712 und

zwar wenige Wochen vor jener Begebenheit, mit deren Erzählung wir begonnen haben.

Kaum drei Menschenalter trennen uns von jenen furchtbaren Zeiten, wo zur Verherrlichung Gottes die grauenvollsten Menschenopfer von jenen guten Christen in dem heiteren und lebenslustigen Wien dargebracht wurden und zwar vorgeblich wegen Handlungen, deren Bedeutung dem gesunden Menschenverstande widerspricht. Wer die Urheber dieser Hinrichtungen waren, was man eigentlich damit bezweckte, wie man es anstellte, solche Prozesse durchführen zu können — das wird in grellen aber wahrheitsgetreuen Bildern in diesem Zeit- und Sittenspiegel zur Anschauung gelangen. Aber alle diese oben angeführten Daten erscheinen bedeutungslos und unrichtig gegen jene Erzählungen, welche hier zum ersten Male in die Oeffentlichkeit gelangen.

Das Jahr 1712 war der Beginn einer fluchwürdigen Aera in der österreichischen Geschichte. Alle Schrecken wurden entfesselt, durch Mord, Lüge und Betrug wurde der Gottesdienst in Molochsdienst verwandelt.

Die unglückliche Jankowitsch hatte noch vor ihrer Ausführung zur Hinrichtung alle jene Geständnisse widerrufen, welche ihr durch die Folter abgetrotzt worden waren. Sie war gutmüthig, sanft und in ihrem ganzen Wesen lag eine Offenheit und Gemüthsruhe, die ihr die Zuneigung von Allen gewann, die mit ihr zu thun hatten. Und dennoch sollte sie mit ihrem Gotte gehadert haben. Sie gehörte der katholischen Konfession an, lieferte an dem vorgeschriebenen Tage stets ihre Beichtzettel ab, besuchte an Sonntagen regelmäßig die Messe und galt für überaus verständig und vorsichtig. Sie würde sich auch niemals unterfangen haben, über kirchliche Mißbräuche Meinungen zu äußern oder das Betragen eines geistlichen Herrn zu bekritteln, obgleich sie dazu viele Veranlassung gehabt hätte.

Ihre Verhaftung kam so unerwartet, wie eine epidemische Krankheit. Gräfin Wurmbrandt hatte sie mit Büchern in das Jesuitenkollegium geschickt. Sie verweilte dort kaum mehr als eine halbe Stunde und als sie fortging und in die Herrengasse einbog, in der Absicht, sich zu ihrer Herrschaft zurückzubegeben, wurde sie von einem Schergen, welcher ihr nachgefolgt war, ergriffen und zu dem Stadtrichter gebracht.

Seit jener Zeit und der Stunde ihrer Ausführung waren nicht mehr als acht Tage vergangen.

Keinem ihrer Bekannten war der Zutritt zu ihr gestattet worden und über den Verlauf ihres Prozesses hat man das tiefste Geheimniß bewahrt.

Gräfin Wurmbrandt, in deren Haus so oft Jesuiten kamen, welche, wie man aus vielen wichtigen Gründen vermuthete, über die Prozeßangelegenheit genau unterrichtet sein mußten, hatte in ihren Kreisen sich geäußert, daß ihre Kammerjungfer Anna ein loses Maul gehabt und daß sie dafür mit einigen wohlverdienten Ruthenstreichen abgefertigt werde.

Wie groß daher die Ueberraschung, als man am Vorabende der Ausführung der Exekution plötzlich vernahm, daß die Jankowitsch unter gotteslästerlichen Reden ein Kruzifix zerbrochen und deßhalb die Todesstrafe zu erleiden habe.

Wie es hieß, sollte der junge Graf Wurmbrandt, als er dies vernahm, sogleich zu Hofe geeilt sein und den Grafen Starhemberg um den Aufschub der Exekution gebeten haben.

Wenn sich die Sache wirklich so verhielt, so hatte er sich jedenfalls nicht an den rechten Mann gewendet, da der Prozeß gegen die Unglückliche ungehemmt seinen weiteren Verlauf nahm.

Die Jankowitsch wurde von ihren Bekannten erst auf dem Hohen Markte wieder gesehen, als ihr das Urtheil publizirt wurde.

Man führte sie nicht mehr in das Gefängniß zurück, sondern man trat unverzüglich mit ihr den Todesgang an.

Auf ihrem Wege zum Rabenstein hatte sich ein junger Mann mit todesblassem Antlitze zu ihr gedrängt und ihr zugerufen:

Anna, um Gotteswillen, Anna, was ist mit Dir geschehen?

Die arme Sünderin sah das schmerzerfüllte Antlitz des jungen Mannes, streckte ihre Rechte gegen ihn aus und rief mit deutlich vernehmbarer Stimme:

Ich sterbe unschuldig!

Rumorknechte, welche zu beiden Seiten des Zuges dahinschritten, machten dem ärgerlichen Zwischenfalle rasch ein Ende. Der junge Mann wurde hinweggestoßen und bei Seite geschoben.

Jetzt befindet sie sich oben auf dem Armensünderstühlchen und man hat ihr bereits die Hände auf den Rücken gebunden.

Aber noch immer zögert der Freimann, während ein hohles Brausen gleich dem einer sturmbewegten See aus der hin- und herwogenden Menge heraustönt, welches die Jesuiten sowohl als die Amtsleute mit schweren Besorgnissen erfüllt. Sollte Mitleid in der Henkerbrust erwacht sein? Eine entschiedene Theilnahme für die arme Sünderin könnte die Menge vielleicht zur Thatkraft aufstacheln.

Die unheimliche Pause wird für den Stadtrichter zu einer Ewigkeit und sie hat doch kaum länger als zwei Minuten gewährt.

Jetzt aber ändert sich die Szene auf dem Schaffote.

Der Henker stößt das Richtschwert heftig auf den Boden, bewegt seine geballte Rechte und tritt hinter den Armensünderstuhl.

Der höckerige Freiknecht zeigt hämisch grinsend der Menge die Augenbinde und schon ist Anna's Blick verhüllt. Sie wird das Licht des Tages nicht wieder schauen.

Und wie schön war dieser Sommertag! So milde lacht die Sonne am wolkenlosen Himmel — Friede und Wonne athmet die Natur.

Und diese Gottessonne sieht auf das Schaffot und verliert nicht ihren Glanz. Diese Gottessonne blinkt auf dem Richtschwerte, das der Henker mit beiden Händen erhebt, während er zum Schlage ausholt.

O, diese Jankowitsch muß doch eine große Sünderin sein.

Der furchtbare Streich fällt und aus dem zusammenbrechenden Rumpfe schießt ein heller Blutstrom empor, während das abgeschlagene Haupt auf dem Gerüste dahinkollert.

Der Freimann läßt sein Schwert fallen und verhüllt seine Augen mit den Händen. Aber einige Worte, welche ihm der Höckerige zuflüstert, verleihen ihm wieder seine Fassung. Er beugt sich zu dem Mädchenhaupte nieder, ergreift es bei den Haaren und zeigt es nach allen Seiten hin der Menge.

Eine lautlose Stille herrscht. Grauen und Entsetzen hält alle Zungen gefesselt.

Nur ein Mann an der Seite des Stadtrichters auf der Tribüne rief:

Bravo, Voigt! Gute Arbeit! Euer Meisterstück ist vollbracht.

Der Henker verneigt sich gegen die Amtsleute und das Lächeln,

welches dabei um seine Lippen spielt, gibt deutlich davon Kunde, wie groß man sich getäuscht, als man wähnte, daß er mit seinem unglücklichen Opfer Mitleiden gehabt.

Wild stiert er dem abgeschlagenen Haupte in das zuckende Antlitz, in die glasigen Augen, die sich schließen und öffnen, und wirft dann das Haupt in einen Sack, den ihm ein Freiknecht hinhält.

Seine Arbeit ist vollbracht, er hängt seinen Mantel wieder um die Schultern und schon kommen die Todtenbrüder heran, um sich die Leiche der Hingerichteten zuzueignen und sie zu begraben.

Voigt verläßt mit seinen Knechten das Schaffot.

Schergen und Rumorknechte schließen um ihn einen Kreis und nachdem die Amtsherren mit den Jesuiten vom Platze abzogen, gaben sie ihm das Geleite nach seiner Behausung, damit das Volk sich nicht an ihm vergreife.

Was habt ihr mit der Delinquentin gesprochen? fragte ihn neugierig der Scherge Kaos.

Dummes Zeug, antwortete Jener. Weibsbilder plappern so lange sie Athem haben und das habe ich ihr auch gesagt. Doch nun frisch vorwärts, damit wir bald nach Hause kommen. Heute ist mein Ehrentag, an dem ich Euch traktiren muß.

Ein Ehrentag ohne Braut! lachte der Höckerige.

Voigt warf dem Spötter einen furchtbaren Blick zu, worauf dieser sich schnell duckte.

Zweites Kapitel.

Die Jungfer von Dillingen.

Das Todtenglöcklein von den Schotten wehklagte durch die Lüfte.

Die Todtenbruderschaft trug die Leiche der Gerichteten im offenen Sarge nach der nahen Klosterkirche. Müssige Leute, meistens Kinder und Weiber, folgten ihr nach, um das romantische Funeral der verkappten Geheimnißvollen zu hören.

Eine große Menge lief auch den Jesuiten nach, welche nach dem Profeßhause lenkten; denn man war es noch nicht gewohnt, sie hoch zu Rosse zu sehen, da sie bisher nur demüthig zu Fuße gegangen. Auch die Amtspersonen, die heimziehenden Musketiere wurden von dem Volke umschwärmt.

Dem Freimannsgesindel jedoch lief Niemand nach; denn man beherzigte das alte Sprichwort: Wer dem Freimanne nachläuft, kommt zum Galgen.

Dem rothen Manne wich Alles von Weitem aus. Sein Anblick brachte den Menschen gar leicht die „ungesegnete Krankheit". Schwangere Frauen hatten sich besonders vor seinem Anblicke in Acht zu nehmen. Man behauptete, daß die von ihnen gebornen Kinder ein rothes Mal an sich trügen und auf dem Hochgerichte sterben.

So kam es, daß das Freimannsgesindel, als es mit ihrem Begleiter durch das Schottenthor über die hohe Brücke dahinzog, trotz seines seltsamen Aussehens, offene Bahn fand.

Der Scharfrichter Voigt lenkte mit seinen Schergen die Schritte über den Hohen Markt und das Lugeck, um zum Stubenthore hinaus zu gelangen, als den nächsten Weg nach seiner Behausung. Da es ihm nicht erlaubt war, an dem Universitätsgebäude vorüber zu ziehen, so bog er durch die Essiggasse in die Wollzeile ein.

Dort war es, daß in eben dem Augenblicke ein Kind von einem Fenster des ersten Stockwerkes herausstürzte und dem Schergen der vor Voigt einherging, auf die Achsel fiel. Dieser, nicht wissend, was der Schlag zu bedeuten habe, fuhr mit seinen Händen empor und schon hatte er das Kind in seinen Armen aufgefangen. Dasselbe hatte ein gar zierliches Kleidchen, es sah geputzt wie eine Puppe aus und mochte beiläufig ein Jahr alt sein.

Dieser Vorfall brachte den Zug zum Stillstehen. Voigt nahm dem Schergen das Kind ab und sagte:

Blauäugig und blond! Das ist meine Freude. Schwarze Haare und schwarze Augen werden mir nie mehr gefallen. — Woher das Kind gekommen ist?

Vom Fenster herab, wo das rothe Polster liegt, antwortete der höckerige Freiknecht. Ich sah es fallen.

Eine saubere Mutter, die ihr Kind ohne Aufsicht läßt! sprach Voigt. Ich werde es hinauftragen und der Mutter meine Meinung sagen.

Das könnte ich wohl auch, meinte der Scherge, der das Kind aufgefangen, ein gutes Trinkgeld wäre mein Lohn.

Das bekommst Du von mir, sagte Voigt. Warte, ich gehe in das Haus.

Der Freimann schritt, mit dem Kinde auf dem Arme, nach der Bäckerstraße zurück, wo sich das Thor des Hauses befand, während der Scherge ärgerlich sagte:

Ei, der will sicher damit prahlen, daß er das Kind aufgefangen. Nun lassen wir ihm die Freude! Ich will sehen, was er dafür hergibt.

Schon an der Treppe eilte ein junges Frauenzimmer in den Sonntagskleidern eines vornehmen Bürgermädchens schreckensbleich dem Scharfrichter entgegen und rief mit lauter Stimme:

Mein Hugo!

Voigt wiegte das Kind in den Armen, obwohl Jene die Hände darnach ausstreckte, und fragte:

Seid Ihr die Mutter des Kindes?

Die Mutter nicht, antwortete das junge Frauenzimmer, aber dessen Schwester.

Das Kind würde nicht mehr am Leben sein, wenn ich es nicht glücklich in der Luft erwischt hätte, sagte der Freimann. Wo ist die Mutter?

Die Mutter ist ferne, antwortete Jene. Doch kommt, kommt, ich will Euch für Eure glückliche That belohnen. — O, mein Gott, wenn Hugo sich zerschmettert hätte!

Der Freimann folgte mit dem Kinde dem jungen Frauenzimmer in dessen Wohnung, und dieses eilte zu ihrem Schmuckkästchen und nahm aus demselben ein Halsband mit Henkelthalern und sagte zu dem Ueberbringer des Kindes:

Da nehmt! O, daß ich nicht reich bin! Ich würde all' meine Habe mit Euch theilen! — Mein Hugo gerettet! O, mein süßes Brüderchen.

Erst nachdem Voigt den Halsschmuck in Empfang genommen, überließ er das Kind jenem freudig erregten Mädchen. Dieses küßte und herzte das Kind mit unendlicher Inbrunst.

Voigt blieb wie angewurzelt vor der zärtlichen Schwester stehen. Sein düsteres Auge begann eben so aufzuflammen, als in jenem Augenblicke wo er auf dem Schaffote die arme Sünderin gemustert.

Die Frauengestalt, welche er vor sich sah, war aber auch eine ungewöhnliche Erscheinung. Ihr schlanker Wuchs zeigte sich in den anmuthigsten Formen. Ihr wunderliebes Gesichtchen mit glänzenden, himmelblauen Augen und wahrhaft Raphael'schen Madonnenzügen wurde von hellblonden Locken umflossen. So fein war ihr Teint, daß man jedes Aederchen unter demselben schimmern sah.

War der Henker in eine Verzückung gefallen, als er den süßen, schwellenden Rosenmund sah, der freudig lächelnd seinen Perlenschmuck zeigte?

Das Mädchen trug ein langes, himmelblaues Kleid, und der Aufputz von Schleifen und Spitzen ließ es erkennen, daß sie nicht frei von weiblicher Eitelkeit sei.

Die Magd trug daran Schuld, sagte sie, daß das arme Kind in die Gefahr gerieth zu verunglücken. Sie soll mir nicht mehr unter die Augen kommen. — O, mein süßer, süßer Hugo — mein Alles!

Das Mädchen hatte nicht die Aussprache der Wiener, sondern den schwäbischen Dialekt der besseren Stände.

Habe ich Euch zu wenig belohnt? fragte sie nun, als sie bemerkte, daß jener Mann nicht von der Stelle wich. Ja, Ihr habt Recht. Geduldet Euch nur einen Augenblick, ich will nachsehen, wohin ich meine Börse gelegt habe. — Himmel, ich bin ganz verwirrt. Guter Mann, wie viel habe ich Euch zu verdanken!

Das Mädchen ergriff die Hand des Freimannes und drückte sie.

Liebe Jungfer, sagte Voigt, wißt Ihr auch wer ich bin? — Ich bin der Scharfrichter von Wien.

Scheu zog das Mädchen die Hand zurück, aber im nächsten Augenblicke ergriff sie dieselbe von Neuem.

Für mich seid ihr vor Allem der Lebensretter des Kindes, sprach sie. Gott segne Euch für diese That.

Meine Berührung wird von Allen gemieden, sagte Voigt, denn die Leute sagen, daß ich ehrlos bin und ehrlos mache.

Laßt die Leute schwatzen, entgegnete Jene. Indem ich Euch berührte, habt Ihr aufgehört, ehrlos zu sein. Euere gute That möge Euch dies Bewußtsein geben.

Also, Ihr verachtet mich nicht?

Nein, guter Mann. Ich schätze Euch und wünsche Euch Alles Gute. Jede Stunde möge Euch Freude bringen.

Wie großmüthig seid Ihr, Marie von Dillingen! sprach der Scharfrichter lächelnd.

Himmel, Ihr kennt mich? fragte das Mädchen bestürzt.

Ja, ich kenne Euch, erwiderte der Freimann, Ihr seid die schönste Blume aus dem Schwabenlande. Dort fällt gewiß kein Thau mehr, und die Sonne hat dort zu leuchten aufgehört, da das Blümlein Wunderhold auf fremden Boden verpflanzt ist.

Mein Himmel, rief das Mädchen erschrocken, während sie vor dem Scharfrichter zurücktrat. Nun erkenne ich Euch, Mann, was habt Ihr gethan?

Den Offiziersrock habe ich mit dem Scharlach vertauscht, antwortete Jener düster. Die Wahl war gut, ich, die Kardinäle und die Fürsten hüllen uns in Scharlach.

Das blonde Schwabenmädchen sah kopfschüttelnd den Scharfrichter an und sagte dann:

Ihr seid kein Kind und habt gewiß wohl überlegt, bevor Ihr gehandelt.

Gewiß, Jungfer Marie, antwortete Voigt. Mein Traktament ist besser als das eines Oberstwachtmeisters. Ich besitze ein hübsches Gehöfte und kein Tag vergeht wo man mir nicht baares Geld in das Haus bringt. Als Lieutenant spielte ich nur eine klägliche Rolle. An ein Weiterkommen war nicht zu denken, da ich mir keine Kompagnie kaufen konnte und ich mußte bei der Verarmung meiner Familie auf jede Freude verzichten. Heute habe ich Geld genug und stehe bei Hoch und Nieder in großem Ansehen.

O, vor mir habt Ihr Euch nicht zu rechtfertigen, erwiderte das Mädchen. Lebt, wie es Euch gefällt.

Jungfer, ich glaube kein unnützes Wort mit Euch gesprochen zu haben, sagte der Freimann. Es ist nicht gar so lange her — zwei Jahre werden es sein — da nahte ich Euch bescheiden und bot Euch mein Herz und meine Hand an. Ihr habt mir damals in das Gesicht gelacht.

Ich trug bereits den Ring Eueres Kameraden, was Ihr wohl wissen sollt.

Mit Verlaub, seid Ihr bereits die Frau meines ehemaligen Kameraden, des Herzogs von Ahremberg?

Ich bin seine Braut.

Die ewige Braut! entgegnete der Freimann spöttisch. Die Braut mit dem Kinde auf dem Arme!

Purpurröthe übergoß das Gesicht des Schwabenmädchens.

Ich habe Euch vor dem leichtfertigen Prinzen gewarnt, sagte Voigt, Ihr aber habt meine Warnungen in den Wind geschlagen.

Kümmert Euch nicht um meine Sachen, sprach das Mädchen im sanften Tone. Wir lieben uns und auf Anordnung des Prinzen bin ich hieher nach Wien gekommen. Auch der Vater ist hier. Wenn die Familie Ahremberg sich ferner weigert, meinem Franz die Heiratsbewilligung zu ertheilen, so werden wir wissen was zu thun ist. Ich warte nur auf die Rückkehr meines Liebsten aus Ungarn. Der Vater und ich haben sein Wort, und Niemanden gibt es, der den Prinzen Franz Ahremberg einer Unehrenhaftigkeit zeihen könnte.

Marie, eh' wird das Wasser der Donau nach seinem Ursprunge zurücklaufen, als Ihr die Frau des Prinzen Ahremberg werdet. Was seid Ihr für harmlose Menschen! Ein Herzog von Ahremberg und die Tochter eines Schulzen! Was man doch Alles in Schwaben für möglich hält! — Armes, getäuschtes Ding, Spielzeug der herzoglichen Laune, das er von sich wirft, nachdem er dessen überdrüssig geworden.

Spart Euer Mitleid und geht in Gottes Namen! rief das Mädchen.

Marie, Ihr seid Mutter, bevor Ihr Frau geworden. Dadurch habt Ihr Eure Ehre verloren und Ihr könntet üble Händel haben, wenn Ihr Euch unter ehrlichen Leuten sehen ließet. Eure Schande würde aber noch größer werden, wenn man erführe, daß der Freimann Eure Hand geschüttelt, daß der Freimann Euch Euer Kind zugetragen. Auch ich gelte als ehrlos und die minder ehrlosen Leute, die Leinweber und die Barbiere, die Müller, Zöllner, Pfeifer, Trompeter und Bader würden mich bei dem Gericht verklagen, wenn ich durch irgend ein Geschäft mit ihnen in eine Berührung käme, es müßte denn sein, daß ich eigens dazu weiße Handschuhe angezogen hätte. — Marie, vergeßt, daß ein Prinz Euch um Eure

schönste Perle betrogen. Ich will es auch vergessen und Euer Kind, welches mir das Schicksal zugeworfen, als mein eigenes annehmen. — Reicht mir Eure Hand!

Seid Ihr rasend? fragte das Schwabenmädchen höchst bestürzt, während es vor dem rothen Manne zurückwich. Ich Euer Weib? — Entfernt Euch sogleich. Ihr wollt Euch rühmen, daß Ihr mich und mein Kind mit Eurer Hand berührt habt? Laßt dies ja bleiben, oder zittert vor dem Zorne des Prinzen von Ahremberg, der mich von Euch gewiß nicht beschimpfen lassen wird.

Marie, in den Sternen steht es geschrieben, daß Ihr mein Weib werdet, sagte der Scharfrichter. Erspart Euch fruchtlose Kämpfe und macht mir meinen Weg leicht.

Fort, mir aus den Augen, Henker! rief das Mädchen zornig. Die niedrigste Magd, wenn sie auch aussätzig und häßlich wäre, würde Euren Antrag mit Verachtung zurückweisen. Und Ihr wagt es, die Augen zu mir, der Liebsten eines Prinzen, aufzuschlagen?

Ihr seid von ihm betrogen.

Und was mich auch treffe, zu der Tiefe Eurer Schmach werde ich niemals hinabsinken. Fort, Henker, fort!

Wie schön Ihr in Euerem Unwillen seid! sagte Voigt. Euer Gesicht hat sich in Scharlach gekleidet, wie es sich für meine Braut auch geziemt. Betrachtet Euch als mein Bräutchen, denn ich lasse nicht mehr von Euch. Meine Liebe zu Euch ist mir ohnehin zum Verhängnisse geworden und das Verhängniß ist es, was uns wieder zusammengeführt hat. — Marie, ich strecke meine Rechte empor und schwöre es Euch: Ehe der Mond sein Licht wechselt, werdet Ihr mein Weib sein.

In die Hölle mit Euch, nichtswürdiger Schurke! rief Marie zusammenschaudernd.

Ihr werdet mein Weib! sagte der Henker mit Kaltblütigkeit. Gewöhnt Euch an diesen Gedanken. In vierzehn Tagen halten wir Hochzeit. Macht Eure Schritte, ich werde die meinigen thun. — Ade, ade, süßes Weiblein.

Der Henker entschwand durch die Thüre.

Halb ohnmächtig sank das Fräulein auf einen Stuhl.

Die drohenden Worte des Henkers hatten einen erschütternden Eindruck auf sie gemacht.

Der Vater kam nach Hause und fand Marie leichenblaß und mit thränenvollen Augen. Er hatte bereits von den Hausleuten gehört, was sich während seiner Abwesenheit ereignete.

Du bist erschrocken, sagte er, und leidest noch immer. Fasse Dich, mein Kind. Hugo's Schutzengel war es, der ihn sanft aus dem Fenster getragen und ihn offene Arme finden ließ. Er wird auch fernerhin nicht von ihm weichen. Erhebe Dein Gemüth und verbanne Deine Zaghaftigkeit. — Ich bringe gute Nachricht. — Es ist mir endlich gelungen, bei dem alten Herrn vorzukommen.

Bei Franzens Vater? fragte das Mädchen, sich ihrer trüben Gedanken entwehrend, Du warst bei ihm in Nußdorf draußen?

Ja, liebes Kind. Ich würde Dir davon nichts sagen, wenn ich Schlechtes zu berichten hätte. Der alte Herr hat mich freundlich aufgenommen und machte mir meinen Vortrag leicht. Er wußte bereits Alles. Ein großes Unglück ist geschehen, sprach er. Mein Sohn hat ein braves Bürgermädchen verführt und will sie nun heiraten. — Und Ihr seid der Vater. Was läßt sich darauf sagen?

Ich hoffe, weise und rührend gesprochen zu haben, fuhr der Vater fort. Ich wies auf so viele Fälle hin, wo hochadelige Herren bürgerliche Mädchen geheiratet, und zwar zum Nutzen ihres Hauses. Der Herzog sagte: Ich hoffe, diese Heirat steht noch im weiten Felde. Doch habe ich auch nichts dagegen einzuwenden, wenn sie heute oder morgen stattfinden sollte. Mein Sohn, welcher selbstständig ein Regiment führt, würde sich auch nicht durch meinen Widerstand von seinem Entschlusse abbringen lassen. Es handelt sich vor Allem darum, daß die Kaiserin diese Heirat erlaubt. Mich aber laßt in Ruhe. Ich bin ein alter Mann und habe längst meinen Blick von allem Irdischen abgewendet. Er soll sie heiraten oder es bleiben lassen. Recht war es jedenfalls nicht von ihm, daß er sie um ihre Ehre gebracht hat.

Das nennt Ihr eine — gute Nachricht? fragte das Mädchen.

Ach, ich wollte, daß ich viele tausend Meilen von hier fort wäre! seufzte Marie. Du wirst sehen, es kommt zu schweren Schritten. Nach dem, was der Herzog gesprochen, wird er mich niemals als seine Tochter anerkennen.

Der Anfang ist gemacht, sagte der Schultheiß von Dillingen. Gehen wir in Gottesnamen vorwärts. Kommt's zu Nichts, so

wird sich dies wenigstens bald zeigen. Wahrlich, der alte Herr hat mir kein unbescheidenes Wort gegeben. Aber ich will nicht Alles für baare Münze hinnehmen. Wenn er lächelnd zu mir sprach, so wurden seine Augen so klein, als sähe er mich durch ein Sieb an — doch was hast Du denn Marie? Du bist ja ganz im Geiste verloren.

Das Mädchen sprach von dem Wiener Scharfrichter, der das Kind von der Straße heraufgebracht hatte, von seinen Anträgen und von seinen Drohungen.

Während sie sprach, trat unter Sporengeklirr ein Reiter ein, welcher aus seinem gefiederten Hute ein Briefchen hervorzog, das er dem Mädchen übergab. Er kam von Franz, dem Herzoge von Ahremberg.

Die Nachrichten, welche sie von ihm erhielt, gaben ihr ihre Ruhe und Fassung wieder. Sie eilte zu Hugo, den sie in das Bettchen gelegt, küßte ihn freudig und sagte:

Mein holder Prinz, schon morgen kommt der Vater auf schön gezäumtem Roß. — Er wird helfen!

Drittes Kapitel.

Spende der Bettlerin.

Es ist zehn Uhr Morgens. Die Glocke von den Jesuiten an der Universität rief zur Seelenmesse. Marie ergreift das Gebetbuch und den Rosenkranz, küßt ihr Kind, das, von einer Magd behütet, auf dem Lotterbettchen sitzt und begibt sich dann auf den Weg nach der Kirche.

Wie ist ihr doch das Herz so schwer, obwohl sie heute mit Anbruch der Nacht den Heißgeliebten erwarten soll?

Sie hatte vorige Nacht kein Auge geschlossen. Der rothe Mann war es, der im Traume ihr erschienen war, der sie bei den Händen so fest ergriff und nicht mehr losließ. Sie hatte so laut um Hilfe geschrieen, daß ihr Vater in der anstoßenden Kammer davon erwacht war.

Erst das Licht des Tages verbannte dieses Schreckensbild, das sie auch mit offenen Augen vor sich zu sehen glaubte.

Bei ihrem Austritte aus dem Hause kommt ein festlicher Zug daher.

Livréebediente, dann vornehme Herren in goldgestickten Röcken, welche andächtig mit dem Rosenkranz in der Hand beten, hierauf Bewaffnete, in seltene Pracht gekleidet, welche einen mit rothem Sammt und Goldstickerei überzogenen Tragsessel umringen, worin Marie eine schwarzgekleidete, greise Frau, mit einem Kruzifix in der Hand erblickt.

Geistliche Herren zu Pferde, denen ein hohes, silbernes Kreuz vorangetragen wird, schließen den Zug.

Die Leute in der Straße fielen, als die Sänfte kam, auf die Kniee nieder und beugten tief ihre Häupter.

Marie sah erstaunt den Zug an und als eine Frau die Frage an sie richtete, weshalb sie vor der Kaiserin nicht ihre Kniee gebeugt habe, antwortete sie:

Ich wußte nicht, daß dies die Kaiserin war und daß sie göttliche Verehrung für sich in Anspruch nimmt.

Ei, das klingt sehr schnippisch! sagte das Weib hierauf. Ihr seid gewiß eine Kalviniſtin, welche der Kaiserin die Ehre versagt, weil sie gottesfürchtig ist.

Jenes Weib folgte mit vielen Anderen dem Zuge nach, der sich gegen den Kirchenplatz hin bewegte.

Zögernd setzte Marie dahin ebenfalls ihren Weg fort. Als sie sah, daß der Zug in die Kirche verschwand und eine große Menschenmenge sich demselben nachdrängte, blieb sie stehen und dachte sich: Ich werde eine andere Kirche besuchen, wo ich ungestört mein Gebet verrichten kann.

Da kam eine Bettlerin zu ihr heran, welche auf einen Stock gestützt, mit tief gekrümmtem Rücken zu ihr hinaufblickte und sie mit den Worten anredete:

Um Eurer Schönheit willen, herzliebste Jungfer, gebt mir ein Almosen.

Um Gotteswillen will ich Euch ein Almosen geben, antwortete Jene und beschenkte die Bettlerin mit einer kleinen Silbermünze, die sie aus ihrer Tasche herauszog.

O wie großmüthig Ihr seid! sagte die Bettlerin erfreut. Ihr seid gewiß keine hiesige, denn wenn es hoch hergeht, kann man

von einer Solchen nur einen Dreier erhalten. — Liebes Jüngferchen, weicht nicht von mir, ich will Euch einen Talisman verehren, der Euch gewiß Glück bringen wird.

Die Bettlerin zog aus einem Tüchelchen, das sie in der Hand hielt, ein Kreuz von Kristallglas hervor und zeigte es dem Mädchen.

Seht, sagte sie, darin befindet sich ein Splitter von dem heiligen Kreuze, an welchem unser Heiland gestorben ist. Wenn Ihr dieses Kreuz besitzen werdet, dann seid Ihr hochbegnadet. Kein böser Gedanke wird Euch in den Sinn kommen, Ihr werdet gar schöne Kinder haben und diese leicht gebären. Nehmt es in Gottes Namen, nehmt es!

Warum behaltet Ihr Euer Kleinod nicht für Euch? fragte Marie.

Ihr werdet Euch doch nicht weigern, den Herrn zu nehmen? rief die Bettlerin, sich auf ihrem Stocke aufrichtend. Ihr seid keine gute Christin.

Ei, da irrt Ihr Euch! antwortete Marie. Ich wollte Euch Eures Kleinodes nicht berauben.

Nun, so nehmt, so nehmt! Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit! rief die Bettlerin laut und drückte das Kreuz Marien in die Hand.

Aber das Kreuz war es nicht allein, was das Schwabenmädchen auf diese Art erhielt, sondern auch ein ekles Ding, das sich so kalt und weich anfaßte und sich in ihrer Hand bewegte. Schon sah sie den Kopf einer Kröte und von Grausen erfaßt, stieß sie einen lauten Schrei aus, schleuderte die Kröte sammt dem Kreuze von sich hinweg und floh.

Zu Hilfe, zu Hilfe! schrie die Bettlerin. Um des Blutes Christi willen, zu Hilfe! Gottloser, verruchter Frevel! Das Mädel hat das Kruzifix zu Boden geworfen und zerbrochen. Heilige Maria, Mutter Gottes, steh' uns bei!

Im Nu hatte sich eine Menge um die Bettlerin versammelt.

Man sah das zerbrochene Kreuz und eine daselbst hüpfende Kröte.

Entsetzen bemächtigte sich Aller.

Wo ist die Hexe, die Kreuzschänderin? schrie man. Faßt die Elende! — Auf das Schaffot mit ihr!

Marie kam in ihrem Laufe nicht weit, denn schon paßte ein Scherge auf sie. Er faßte sie am Arme und schrie:

Was habt Ihr angestellt? — Nicht von der Stelle! Ihr werdet bei Gerichte Rede und Antwort geben.

Schon sah die Schreckensbleiche sich von einer großen Anzahl von Weibern umgeben, welche sie vermaledeiten und eine Hexe nannten.

Die alte Bettlerin müßt Ihr ergreifen und zur Rechenschaft ziehen! rief die Geängstigte. Sie hat mir eine Kröte in die Hand gedrückt!

Lüge, daß Du erstickst! schrie herbeikommend die Alte. Die Kröte sprang ihr aus der Brust, aus ihrem schwarzen, verruchten Herzen. — Fort mit ihr zum Gerichte! — Weh' über uns Alle, wenn dieser Frevel ungestraft bleibt!

Der Scherge zog das Mädchen mit sich fort.

Marie schrie:

Ich beschwöre Euch, laßt mich los! Nehmt die alte Hexe gefangen, welche so arg gefrevelt. — Bringt mich zu meinem Vater.

Ihre Worte verhallten fruchtlos.

Die Menge schrie und tobte und würde sich in ihrer Wuth gewiß an der Kreuzbrecherin vergriffen haben, wenn sie nicht gefürchtet hätte, durch Berührung derselben der Gewalt des Teufels zu verfallen.

Niemand kam Marie zu Hilfe.

Die Thüre des Gerichtshauses öffnete sich vor ihr und der Scherge schrie:

Da bringe ich eine Zauberin und Kreuzbrecherin. Schickt nur schnell um einen Pater, sonst kommt sie Euch aus.

— — — — — — — — — — — — —

Kaiserin Eleonore hatte ihr „Frauenzimmer" nicht an ihrer Seite, unter welchem Ausdruck ihr weiblicher Hofstaat zu verstehen ist. Sie saß nicht unter dem Baldachin, welcher zur Rechten des Altars für die Majestäten errichtet worden war, sondern kniete in dem letzten Kirchenstuhle an der Seite von Nonnen, der Aebtissinnen der Wiener Frauenklöster. Sie war ihrem Frauenzimmer nicht zugethan, das sich nicht bequemen wollte, an den strengen Bußübungen der Kaiserin theilzunehmen.

Eleonore, eine deutsche Prinzessin aus Pfalzbaiern, die Witwe des strengkatholischen Kaisers Leopold I und die Mutter Kaiser Karl VI., hatte nach dem Hinscheiden ihres Sohnes Josef I. die Regierung der österreichischen Erblande übernommen, da ihr Thronfolger Karl sich damals in Spanien befand, aber auch nach seiner Rückkehr die Regentschaft nicht völlig niedergelegt.

Die inneren Angelegenheiten von Oesterreich hatte sie noch immer allein zu ordnen und zu leiten und es ausdrücklich von Kaiser Karl verlangt, daß sie in religiösen Dingen wie vorher das Szepter führe, was ihr auch von demselben zugestanden wurde.

Wichtige Gründe bestimmten ihn dazu, worauf wir später zurückkommen werden.

Eleonore wurde durch den Tumult, welcher vor der Kirche entstanden war, in ihrer Andacht gestört und winkte deßhalb ihren Leibkammerdiener Knofel zu sich, welcher seitwärts ihrer Bank knieete, um ihm den Auftrag zu geben, sogleich nachzusehen, was sich draußen ereignet habe.

Knofel kam mit der Nachricht zurück, daß man eine Gotteslästerin verhaftet, welche ein Kruzifix zu Boden geworfen und dadurch zerbrochen habe.

Da schlug die Kaiserin bestürzt die Hände zusammen und rief mit lauter Stimme:

Herr, erbarme Dich unser! Christus, erbarme Dich unser!

Dieser Ausruf der Kaiserin führte sogleich ihren Beichtvater herbei, welcher, als er vernahm, was da vorgefallen, sich mit dem Velum bekleiden ließ und gefolgt von Klerisei und Ministranten, unter dem Klange der Glöckchen die Monstranz aus dem Tabernakel des Hochaltars der Kaiserin zum Küssen brachte. Das Herz der hohen, greisen Frau bedurfte eines Labsals und dieses war ihr durch Berührung des hochwürdigen Gutes auch zu Theil geworden.

Welch' betrübende Erfahrungen hatte sie neuerdings gemacht!

Sie hatte eine Seelenmesse für die gerichtete Anna Jankowitsch angeordnet und war gekommen, um dieser beizuwohnen. Denn Eleonore hatte ein gar treffliches weiches Gemüth und war darauf bedacht, daß die Seele der unglücklichen Jankowitsch in der Ewigkeit nicht verloren gehe und die göttliche Majestät nach

der Justifizirung der armen Sünderin es bei dem Fegefeuer bewenden lasse.

In diesem Augenblicke selbst mußte sie erfahren, daß ihre Güte, Milde und Nachsicht den Zorn des Satans errege und daß seine Anhänger auch in dieser heiligen Stunde bis zur Kirchenthüre vordringen, um gotteslästerliche Rufe vernehmen zu lassen.

Die hochwürdigen Herren Jesuiten, immer bereit, den Kampf mit dem Teufel aufzunehmen, ließen sich auch durch die neuen infernalischen Kundgebungen nicht einschüchtern. Schon stieg Einer derselben, der hochgelahrte Herr Professor der Philosophie, Namens Pater Kunzian, auf die Kanzel, um über die neueste Schauderthat maßlosester Gottlosigkeit erbaulich zu sprechen und die Furcht der ängstlichen Gemüther zu zerstreuen, daß das Reich des Antichrist bereits angebrochen sei.

Das war ein sehr freimüthiger Mann, der sich kein Blatt vor den Mund nahm, um der christlichen Wahrheit den Sieg zu erkämpfen und nicht jedes Wort erst abwog aus Besorgniß, daß keines derselben der Kaiserin gar zu schwer auf das Herz falle. Sein Grimm richtete sich gegen Kaiser Josef I., der von dem Wege des Heils, den sein Vater und seine Vorfahren so glorreich gewandelt, unter tausend thörichten Vorwänden abgewichen. Seinen Namen sprach er aus Mitleid für die Kaiserin-Mutter freilich nicht aus. Aber er redete von dem Fürsten als dem allerungetreuesten Sohn der Mutter Kirche, dem vermaledeiten Bedränger des heiligen Vaters, der, von Gottes Zorn getroffen, der schwarzen Pestilenz erlegen — Kaiser Josef I. war an den schwarzen Blattern gestorben — und gnadenlos der Hölle in den Rachen gefahren wäre, wenn ihn nicht der heilige Ignaz von Loyola auf seinem diamantenen Schilde aufgefangen und ihn auf demselben zwischen Himmel und Hölle halte, bis es der Fürbitte der Jesuiten, insonderheit aber dem Verdienste guter Werke seiner Nachfolger in Recht und Macht endlich gelinge, ihm die Himmelsthüre zu öffnen.

Pater Kunzian, bei seiner göttlichen Erleuchtung und tiefem Eindringen in jede Wissenschaft, klärte die Kaiserin in seiner Predigt über das eigentliche Wesen der herrschenden Pestilenz auf, welches darin bestand, daß unter Gottes Zulassung der Engel der Pestilenz die Säfte der Menschen, Bäume, Pflanzen und alle

Quellen vergifte, und daß dies nur an jenen Orten geschehe, wo die größte Gottlosigkeit im Schwange sei, wo es dem Teufel gelinge, seine verfluchten Altäre aufzurichten und die Sinne glaubensschwacher Menschen zu verwirren.

Der Teufel hat in neuester Zeit es in seiner Arglist ausgeklügelt, predigte der Pater, daß er um so sicherer die Welt verderben könne, wenn er sich nicht an die Mannsleute, sondern an das einfältige, lüsterne, vorwitzige, putz- und gefallsüchtige Frauenzimmer wende und dieses berede, Gott den Herrn zu lästern und zu verleugnen. Diese teuflische Verführung spekulirt hauptsächlich auf die Unerfahrenheit, Verlogenheit und Eitelkeit des jungen Frauenzimmers, dem das Sakrament der Ehe noch nicht zu Theil geworden und welches das Sakrament des Altars unwürdig empfängt, indem es nur zur Kirche gehe, um seine schönen Kleider zu zeigen und mit unverschämten Blicken nach Galans zu angeln. Es ist ihnen ganz gleichgiltig, wer dieser Galan ist; sie fragen nicht, ob er seinen Beichtzettel in der Tasche habe, sondern sehen nur danach, ob er ein Liebesbrieflein für sie in Bereitschaft halte.

Und so ist es leider gekommen, daß der wollüstige Höllengeselle sich der Herzen so vieler nichtswürdiger Jungfern bemächtigt, die sich ihm mit Leib und Seele hingeben und sich dann von ihm ausschicken lassen, um das Teufelswort zu lehren und durch die ärgste Schandthat das ganze Land um den Segen Gottes zu bringen.

Vatermord ist eine fluchwürdige That, der Mord eines Königs, welcher der Ketzerei niemals Vorschub geleistet, ist noch gräßlicher, er ist dem Priestermorde gleichzuhalten, da das Königshaupt ebenso wie das Haupt des Priesters mit heiligem Chrysam gesalbt ist.

Aber was ist Vatermord, Königsmord, Priestermord gegen die Schändung der heiligen Hostie, gegen eine Verletzung des heiligen Kruzifixes?

Unser göttlicher Heiland wurde von einer Jungfrau geboren, aber die Jungfrau ist es auch, welche uns um das Werk der göttlichen Erlösung durch das kostbare Blut Jesu Christi zu bringen suchte.

Die Sünde kam durch das Weib in die Welt und Jahr-

tausende blieben die Himmelsthüren verriegelt, bis Gott Sohn vom Himmel herabstieg und an dem Kreuze für uns gestorben ist. In den Himmel führen 99 Pforten, heute ist nur mehr ein einziges Pförtlein offen und dies ist so schmal aufgethan, daß nur die dünnste, von allen irdischen Schlacken gereinigte Seele hindurchschlüpfen kann.

Wie das kommt?

Hat das göttliche Wort seine Gewalt und Macht verloren und ist die Welt von Neuem dem infernalischen Troß Luzifers überantwortet? Soll Gott Sohn abermals vom Himmel heruntersteigen, um von Neuem für die sündige Menschheit zu bluten?

O, er blutet bereits. Aber kein Heil, keine Gnade fließt aus seinen Wunden. Er blutet, indem die heilige Hostie durchstochen und mit Füßen getreten wird. Er blutet unter dem unendlichen Jammer aller Heiligen und Heerschaaren des Himmels, indem das heilige Kreuz von verruchten Händen zerbrochen und in Stücke zerschlagen wird.

Mit teuflischer Beharrlichkeit wird dieses Verbrechen in dieser christlichen Stadt mit ihren hundert Kirchen und Klöstern tagtäglich begangen, und wenn man nicht bald den verruchten Gotteslästerern Einhalt thut, dann wird der Würgeengel in seine Posaune blasen, der Abgrund der Hölle sich aufthun und Wien mit all' seinen Häusern und Palästen, seinen Kirchen und Klöstern, seinen gekrönten und gesalbten Häuptern und allen Gerechten und Sündern mit Mann und Maus verschlingen.

Diese Jungfern, die das Kreuz schänden, drängen sich lustig zum Schaffotte heran und rufen: Schlag' zu, Henker; denn wir haben uns erlustigt und wissen gar wohl, daß man es bei einem einzigen Schwertstreiche bewenden läßt. Die Hölle triumphirt und der höllische Bräutigam führt uns zu seinem Freudengelage.

In dem Vollzuge des Bluturtheiles an diesen Gotteslästerinnen liegt unser einziges Heil. Aber man geht all zu milde mit diesen Elenden zu Werke. Peinigt sie bis auf das Blut, bevor Ihr ihnen die verruchten Köpfe abschlagt, — und dies Beispiel wird abschreckend für alle Anderen wirken. Achtet mehr darauf, ob nicht durch fürwitzige Reden, durch Lauigkeit in den christkatholischen Uebungen der Gotteslästerung Vorschub geleistet werde.

Und wie wenige dieser Verbrechen gelangen an das Tageslicht! Denn das Auge des Gesetzes sieht nicht in die Dunkelheit der Häuser und will nicht dahin sehen. — So kniet denn nieder und betet mit mir drei Vaterunser, damit Gott die Mattherzigen kräftige und ihnen mehr Eifer für die heilige Sache verleihe, denn es ist besser, das Blut von Zehntausenden fließe dahin, als die Kirche Christi zerfalle und das vorher so glorreiche Haus Oesterreich verwandle sich in einen Schutthaufen und in einen Leichenanger. Die Pestilenz wüthet und der Türke naht.

Der Priester kniete nieder und betete laut.

Mit bebenden Lippen sprachen die Kaiserin und die Anderen das Gebet ihm nach.

Aber die Wirkung dieser Predigt hatte Eleonore so sehr angegriffen, daß ihr die Sinne zu schwinden begannen und man sie unverweilt aus der Kirche in das Freie hinaus bringen mußte.

Die fromme Zusprache der geistlichen Herren, in deren Klostergarten die Kaiserin sich befand, beruhigte endlich ihr Gemüth. Sie sagte:

Ich fühle Muth und Kraft, gegen den bösen Feind zu stehen, den ich schon in der heiligen Taufe abgeschworen habe. Gottes Vorsehung hat mir eine hohe Aufgabe zugewiesen und mein Gewissen sagt mir, daß ich für die Glorie des ewigen Gottes viel zu wenig gethan habe. Ich übte so manches Mal Milde und Nachsicht, von meiner Herzensschwäche überwältigt. Das soll nun anders werden. Ich werde gegen jene Schändlichen strenger vorgehen lassen, welche sich mit Leib und Seele dem Bösen überantwortet haben.

Die Kaiserin verlangte einen genauen Bericht über die ergriffene Gotteslästerin, worauf man ihr jene Bettlerin vorführte, deren Kreuz die fremde junge Person zu Boden geschlagen und zerbrochen hatte.

Die Bettlerin ließ sich vor Eleonore auf die Kniee nieder, küßte den Saum ihres Kleides und erzählte ihr, daß sie ein junges Frauenzimmer vor der Kirche gesehen und daß dieses gar zornige Blicke auf jene Personen geworfen, welche sich in das Gotteshaus begaben. Dies sei ihr aufgefallen und sie habe ihr dann das heilige Kreuz angeboten, um zu erfahren, ob sie eine gute Christin sei.

Sie war unschlüssig, ob sie das heilige Kreuz annehmen solle oder nicht, erzählte die Alte weiter. Plötzlich aber verfinsterte sich ihr Gesicht, sie riß mir das Kreuz gewaltsam aus der Hand und stieß eine entsetzliche Gotteslästerung aus, die ich um alle Schätze der Erde nicht wiederholen wollte. Aber das Kreuz ist ihr nicht gut bekommen; sie verdrehte die Augen und aus der Brust sprang ihr eine große Kröte, durch die Macht des heiligen Kreuzes herausgetrieben. Geradeso, als wenn sie heißes Eisen in die Hand bekommen hätte, warf sie das Kreuz auf den Boden und floh mit Geschrei von dannen.

Gott Lob, man hat sie glücklich eingeholt und es wird sich zeigen, ob sie nicht noch mehrere Kröten in ihrer Brust verborgen halte.

Die Kaiserin fragte die Bettlerin um ihren Namen und Wohnort und erfuhr, daß sie Veronika Kittler heiße, die Witwe eines ehemaligen Herrschaftsläufers sei und in dem Hause „zum heiligen Nepomuk" in der Schebenzer-Luke wohne.

Du sollst ein anderes geweihtes Kreuz erhalten, sprach die Kaiserin, und für Deinen ausgestandenen Schrecken außerdem einen guten Lohn.

Hierauf begab sich Eleonore wieder in die Kirche, um die heilige Seelenmesse anzuhören und betete inbrünstig.

Nachdem sie wieder in die Hofburg zurückgekehrt war, ließ sie ihre geheimen weltlichen und geistlichen Räthe versammeln und berieth sich mit ihnen bis zum Einbruche der Nacht.

Viertes Kapitel.

Die Perlenfasserin.

Im Paternostergäßchen, welches damals vom Graben in den Kohlmarkt einmündete, gab es einen Gassenladen, in dessen Schaufenster Perlenschnüre und mit Perlen gestickte weibliche Kunstarbeiten lagen. Bei dem Fenster saß ein fleißiges Mädchen, welches die Blicke der Vorüberwandelnden fesselte.

Schön Lieschen hatte bei ihrer Perlenarbeit gar viele Störungen. Die Gaffer wurden zu Kundschaften und es kam so mancher

Kavalier, welcher ihr Perlen brachte, um diese umfassen zu lassen und bloß aus der Ursache, mit Schön Lieschen, einem schwarzäugigen Kinde von 17 Jahren, näher bekannt zu werden.

Ihre Muhme machte dadurch vorzüglich gute Geschäfte. Sie ließ sich die Arbeiten des Mädchens gar gut bezahlen und legte für sich und Lieschen manchen harten Thaler bei Seite.

Unter den Kundschaften, welche oft in den Laden kamen, war auch ein geistlicher Herr, Namens Pater Kunzian, ein hagerer Jesuit von vierzig Jahren, der sich als Kanzelredner einen sehr guten Ruf erworben hatte. Es war ein sehr sanfter und dabei sehr andächtiger Herr, der, wenn er in den Laden der Perlenstickerin kam, segnend seine Hand ausstreckte und es an christlichen Ermahnungen niemals fehlen ließ.

Dieser Pater, welcher sehr viele Reliquien brachte, damit diese in Perlen gefaßt würden, hielt sich bei seinen Besuchen viel mehr an die Alte, als an das Mädchen. Aber von Zeit zu Zeit sprach er doch auch mit demselben und war so gütig, ihr Heiligenbilder und Reliquien zu schenken. Er sprach der Muhme zu, das Mädchen der arglistigen Verführung nicht länger preiszugeben und sie lieber in einem stillen Kämmerlein arbeiten zu lassen, wo sie dem Auge der Welt nicht ausgesetzt sei.

Seine Beredsamkeit bewog auch die Frau, gegen ihren Vortheil zu handeln.

Schön Lieschen arbeitete nun in einem stillen Kämmerlein und da sah sie von den feinen Modeherren keinen mehr, worüber sie auch nicht böse war; denn schon hatte sie ihr Herz einem jungen Manne geschenkt, dem Sohne des Advokaten, der in demselben Hause wohnte und ihr, ohne daß die Muhme es ahnte, viele zärtliche Briefe zusteckte.

Aber für Pater Kunzian, der sich von Zeit zu Zeit in das Kämmerlein des Mädchens verirrte, blieb dies nicht lange ein Geheimniß.

Der Advokatensohn war ein arger Wicht, welcher auf der Universität gar sonderbare Reden führte, und sich so weit vergaß, die Unsterblichkeit der Seele zu bezweifeln. Die natürliche Folge davon war, daß dieser Religionsschänder relegirt und dem weltlichen Gerichte zur Untersuchung übergeben wurde.

Der Vater des jungen Mannes bot Alles auf, um seinem Sohne die Freiheit zu verschaffen, und da er Worte fallen ließ, woraus man annehmen konnte, daß er selbst kein guter Katholik sei, so hatte er sich gleichfalls zuerst vor dem geistlichen und dann vor dem weltlichen Gerichte zu verantworten.

Aber dieser Advokat war ein taktfester Disputant, der sich wohl hütete, sich den geistlichen und weltlichen Gerichtsherren gegenüber eine Blöße zu geben. Man begnügte sich vor der Hand damit, ihm die Advokaturskanzlei zu sperren und seine Tafel vom Hause wegzunehmen.

Wie Lieschen dies sah, füllte sich ihr Auge mit Thränen, ja, sie weinte sogar bitterlich. Als Pater Kunzian wiederkam und ihre schönen Aeuglein roth fand, drang er in sie, ihm die Ursache ihres Grams zu sagen.

Das Mädchen scheute sich, vor dem frommen Pater ihr Herz zu entschleiern. Dieser aber sagte spitz:

Ich kann Deinen Kummer ahnen. Du grämst Dich wegen des Advokatensohnes.

Schön Lieschen sah überrascht den Jesuiten an und eine gar seltsame Ahnung stieg in ihr auf.

Ja, ich kränke mich wegen des Advokatensohnes, erwiderte sie mit fester Stimme. Denn ich habe ihn sehr lieb und werde ihn lieb haben, so lange ich lebe.

Was wirst Du aber dann thun, mein Kind, sprach der Jesuit, wenn Du hörst, daß man Deinem Advokatensohne wegen seiner gotteslästerlichen Reden den Kopf abgeschlagen hat?

Das Mädchen erschrak und blieb die Antwort schuldig.

In ein Kloster mußt Du dann gehen, sprach der fromme Herr. Dort kannst Du in stillem Frieden ewig um Deinen Geliebten trauern und für sein Seelenheil beten.

In ein Kloster gehe ich nicht, antwortete Lieschen bestimmt.

Und dennoch würde ich Dir diesen Schritt ernstlich anrathen, entgegnete der Jesuit. In einem Kloster sieht es nicht so traurig aus, als Du wähnst. Man lebt in stillen Freuden dahin, ohne Sorge, ohne Kummer, und noch Keine hat es bereut, sich aus den Wirrsalen der Welt in das Klosterparadies gerettet zu haben.

Also sind die Klosterfrauen Heuchlerinnen? warf das Mädchen

ein. Und ihr Vorwand, im Kloster büßen zu wollen, ist nur ein verschmitzter?

Mitunter ja, sagte der Pater. Jedenfalls würdest Du ein großes Glück machen, wenn es Dir gelänge, in einem Kloster aufgenommen zu werden. Dein einnehmendes Wesen und Deine Kunstfertigkeit würde Dir im Kloster sehr zu Statten kommen. — Ueberlege Dir das. Um Deiner braven Muhme willen würde ich mich für Dich eifrig verwenden. — Ja, ich sage Dir sogar: wenn Du dem Advokatensohne den Kopf retten willst, so kannst Du es nur dadurch, wenn Du in ein Kloster gehst. Dies müßte aber schon morgen geschehen, weil es sonst zu spät würde. — Ja, ja, Dein Liebster wird geköpft, falls Du meinen wohlmeinenden Rath nicht befolgst.

Ich finde nicht den Zusammenhang heraus, sagte Lieschen. Was hätte denn mein Eintritt in's Kloster zu dem Schicksale meines Liebsten für eine Beziehung?

In diesem Falle, meine Tochter, würden sich gewiß fromme und einflußreiche Männer für den Unglücklichen verwenden. Denn es ist ein verdienstlicheres Werk, Deine holde Unschuld zu bewahren, als einen nichtsnutzigen Burschen zu justifiziren.

Wenn es so mit der Gerechtigkeit bestellt ist, rief das Mädchen zornig, dann vollzieht die Schandthat und mordet meinen braven Alois. Sein Blut komme über Euch!

Nein, über Dich kommt es, Du hartherziges Geschöpf, welches die wahre Liebe gar nicht kennt. Du gibst es zu, daß mit einem Schwertschlage sein junges, hoffnungsvolles Leben vernichtet wird! Ich habe seine Beichte angehört, er denkt und träumt nur von Dir. — O Elise, beweise, daß Du ein menschliches Herz besitzest! Opfere Dich für ihn. Wenn er dies hört, wird er gewiß wieder auf gute Wege gelangen.

Diese Worte richte Hochwürden an sich selbst! eiferte das Mädchen. Wenn Hochwürden es erkennen, daß es schlecht und ungerecht ist, Alois zu tödten, so ist es für Hochwürden eine heilige Pflicht, ihm zu Hilfe zu kommen. — Ich gehe nicht in's Kloster! Das ist mein letztes Wort. Doch nein, ich bitte Hochwürden, mich künftig in Ruhe zu lassen und nicht mehr hieherzukommen. Wir sind ohnehin mit Arbeiten überhäuft. Die Reliquien und Bilder,

welche Hochwürden mir geschenkt haben, werde ich zusammensuchen und Hochwürden zuschicken.

Du bist vom Teufel besessen, sprach der fromme Mann. Wahrlich, Deine Reden mißfallen mir überaus. Ich will von Dir nichts mehr wissen.

Der Pater entfernte sich zornig.

Noch an demselben Abende erschien ein Mann in rothbraunem, spanischem Mantelkleide mit einer schwarzen Allongeperrücke auf dem Kopfe, welche Stirn und Wangen fast bedeckte, in dem Laden der Perlenfasserin, überreichte der Alten eine Blechmarke und verlangte dafür sein Perlenhalsband zurück, das er ihr zum Putzen und Umfassen vor einiger Zeit gebracht.

Frau Weniger suchte in ihrem Kasten und brachte ihm seinen Schmuck.

Was soll das heißen? fragte der Mann, nachdem er das Halsband besichtigt. Ich hatte an dem Bande eine Schließe mit Juwelen besetzt. Diese ist glatt und anders geformt, als die meinige. Das ist nicht mein Halsband. Ihr habt Euch geirrt.

Ich habe mich nicht geirrt, entgegnete Frau Weniger. Bei mir herrscht die größte Ordnung und es ist mir ganz gut erinnerlich, daß Ihr mir diesen Schmuck übergeben habt. Ich erinnerte Euch noch daran, daß die Perlen falsch und so schlecht wären, daß es sich nicht verlohnte, sie umzufassen.

Oho, rief der Mann. Ich habe Euch echte und werthvolle Perlenschnüre gegeben. Ihr wollt mich betrügen.

Als die Perlenfasserin dies hörte, wies sie ihm erzürnt die Thüre.

Der Mann lief zu Gerichte, klagte Frau Weniger des Betruges an, beschrieb haarklein, wie sein Halsband ausgesehen, als er es der Perlenfasserin übergeben und taxirte dessen Werth auf 400 Gulden. Er gab an, daß er Pietro Paroli heiße und ein Kaufmann aus Genua sei. Seiner Aussprache nach mochte er in der That ein Italiener sein.

Er bestand auf augenblickliche Untersuchung, da er sich nicht lange in Wien aufhalten könne.

Der vorgebliche Kaufmann wurde an den Oberschergen Kraps gewiesen und noch dieselbe Stunde drang dieser mit anderen Scher-

gen und dem Signor Paroli in die Wohnung der Perlenfasserin ein, da ihr Laden bereits gesperrt war.

Die Alte betheuerte ihre Schuldlosigkeit und forderte Lieschen als Zeugin auf, daß ihr jener Mann kein anderes Halsband übergeben, als dasjenige, was er von ihr zurückerhalten.

Lieschen bestätigte dies.

Kraps befahl seinen Schergen, eine genaue Untersuchung der Wohnung und des Ladens vorzunehmen.

Die Alte schimpfte wie ein Rohrspatz, weil sie als rechtschaffene Wiener Bürgersfrau wegen der lügnerischen Aussagen eines hergelaufenen Fremden um Ehre und Reputation gebracht werden solle.

Lieschen bat ihre Muhme, sich zu mäßigen und sagte:

Sie sollen nur nachsuchen; denn dadurch wird es sich bestätigen, daß wir ehrliche Leute sind.

Aber gar bald verlor Lieschen ihre Ruhe und Fassung.

Man zog aus ihrem Bette eine Perlenschnur hervor, welche ebenso aussah, wie der Fremde die seinige beschrieben hatte.

Das ist Spitzbüberei! rief die alte Frau. Ihr habt dieses Halsband, das ich früher nie gesehen, selbst in das Bett hineinpraktizirt.

Lüge, daß Du erstickst! schrie der Oberscherge. Fort zu Gerichte mit den beiden schlechten Weibspersonen!

Da halfen weder Betheuerungen noch Bitten.

Man band der Frau Weniger und dem schönen Lieschen die Hände mit Stricken zusammen und führte beide in das Schrannengefängniß, wo man sie von einander trennte.

Am nächsten Morgen wurde Lieschen in die Exhortstube geführt.

So nannte man ein Gewölbe, das durch eine Thüre von der Reckstube getrennt war, wo die gerichtlichen Folterungen vorgenommen wurden.

In der Exhortstube prüfte ein Jesuit das Herz und die Nieren jedes Häftlings, was gewöhnlich schon vor dem Beginne der gerichtlichen Untersuchung geschah. Denn es hatte sich längst herausgestellt, daß es nicht selten Teufelsbesessene waren, welche wegen schlechter Handlungen in das Gefängniß gesetzt wurden. Aber gegen Teufelsbesessene mußte man ganz anders verfahren, als gegen ge-

wöhnliche Verbrecher. Denn zuerst hatte die hochwürdige Geistlichkeit mit dem Teufel fertig zu werden, bevor das weltliche Gericht die Untersuchung mit Erfolg beginnen konnte. Dem Ermessen der hochwürdigen Herren blieb es überlassen, die nöthigen Anordnungen zu treffen, wenn es sich herausstellte, daß wirklich der böse Geist es sei, der ein unglückliches Geschöpf bethört und auf schlimme Abwege gebracht habe.

In der Exhortstube erwartete Pater Kunzian mit einem anderen Jesuiten die junge Perlenfasserin, welche, als sie die hämische Miene des Ersteren sah, ihre Zaghaftigkeit plötzlich verlor und mit zornentflammtem Antlitze demselben zurief:

Die heilige Weihe ausgenommen, seid Ihr ein Schurke. Ihr habt mich und meine Muhme ins Unglück gestürzt, Ihr habt das Halsband des Italieners in meinem Bette versteckt. Das sage ich aus vor Gott und der Welt!

Das sagst nicht Du, mein Kind, ergriff der andere Jesuit das Wort, ein Mann von schlanker Gestalt, mit stolzer Miene und nicht unschönen Zügen, welcher, dicht in seinen Stoffmantel gehüllt, gleich einer Bildsäule dastand. Das sagst nicht Du, wiederholte er. Es sitzt Dir Einer im Herzen, der mit Deinem Munde spricht.

Hochwürden, nehmen Sie sich meiner an, sagte das Mädchen, ich könnte vor Scham in die Erde sinken, daß mir und meiner Muhme Schlechtes zugemuthet wird. Ich muß glauben, Pater Kunzian ist mein Feind. Er ärgert sich, daß ich einen Liebsten habe. Ich lese aus seinen Augen, daß er mich in's Unglück gestürzt hat.

Du hast Dich einer schweren Verleumdung schuldig gemacht, sagte Pater Kunzian mit wehmüthiger Miene, — doch nein, Du warst es nicht, — der böse Feind spricht aus Deinem Herzen.

Und es mag dem bösen Feind gar wohlig sein, setzte der Andere hinzu. Er ist in einen zierlichen Tempel gefahren, wohl ausgestattet mit allerlei Spielwerk. — Nun, man wird es versuchen, ihn auszutreiben. — Du kannst schon wieder gehen.

Der Kerkermeister und sein Stöckelknecht, welche im Hintergrunde gestanden, traten nun vor und führten das Mädchen fort.

Man brachte sie nicht wieder in das Gefängniß, sondern in die Wartestube.

Dort saß ein mit Lumpen bedecktes junges Weib, von Sonne und Wetter gebräunt. Diesem wurde Lieschen beigesellt.

Das schmucke Mädchen in reinlichen hellen Kleidern und einer zierlichen Frisur wurde mit dem schmutzigen Weibe, welchem die Haare wild in das Gesicht hingen, mit Stricken zusammengebunden, was dieses in die höchste Wuth brachte.

Unter wilden Verwünschungen warf sich das Weib zu Boden, die Perlenfasserin mit sich ziehend, wälzte sich daselbst und das arme Kind wurde mit ihr unwiderstehlich auf dem Boden herumgezogen.

Die Jesuitenpatres erschienen, besprengten die Rasende mit Weihwasser und beschworen den bösen Feind.

Das Weib wurde noch wilder.

Lieschen, welche so lange vergeblich um Hilfe geschrieen, wurde endlich von dem tollen Weibe losgebunden und sank, von dem Schrecken und den erlittenen Mißhandlungen halb ohnmächtig, zusammen.

Die Schergen knippen sie, daß sie erwachte.

Noch ferner mußte sie Zeuge sein, wie man sich mit dieser Wilden balgte, die mit geballten Fäusten um sich schlug, wenn sie ein wenig Luft gewann.

Gebt mir mein Kind! schrie diese unaufhörlich. Ihr gottverdammten Henkersknechte, gebt mir mein Kind. Seid Alle vermaledeit!

Endlich wurde sie ruhiger. Sie begann eine helle Lache aufzuschlagen und die Mütze eines Schergen, die sie diesem vorhin vom Kopfe gerissen, an die Brust drückend, begann sie ein Wiegenlied anzustimmen.

Da trat Pater Kunzian abermals vor sie hin., hielt ihr ein großes hölzernes Kruzifix vor die Augen und schrie ihr in lateinischer Sprache ein Gebet vor.

Die Wahnsinnige sah ihn starr an und sagte:

Schrei' nicht so laut, damit Du mein Kind nicht weckst.

Da gab der Pater den Schergen einen Wink, worauf man ihr die Mütze mit einem raschen Griff entriß.

Mit einem Angstschrei suchte sie dieselbe wieder zu erhaschen.

Pater Kunzian warf sich ihr entgegen und hielt ihr das Kruzifix unter Anrufung des Erlösers hin.

Nun entriß ihm die Wahnsinnige das Kruzifix und schlug mit diesem nach ihm und den Schergen.

Im nächsten Augenblicke war das Kruzifix entzwei.

Sie wurde jetzt zu Boden geschleudert und an Händen und Füßen so fest mit Stricken gebunden, daß sie sich nicht mehr rühren konnte.

Der zweite Jesuit befahl endlich, daß sie fortgeführt werde.

Sie ist nicht mehr zu retten, sagte er. Wir überlassen diese Verruchte zur Bestrafung dem Arme der irdischen Gerechtigkeit. Aber das Mädchen dort schafft unverzüglich in das Zuchthäusel. Ihm kann vielleicht noch geholfen werden.

Das Mädchen wurde vom Boden emporgerissen und von zwei Schergen und vier Rumorknechten begleitet, nach dem Zuchthause gebracht.

Wankenden Schrittes zog sie mit der Wache dahin und sendete vergebens ihre ängstlichen Blicke nach Hilfe aus.

Die Fischverkäuferinnen auf dem Platze beschimpften sie und eine große Menge folgte ihr unter lautem Gejohle.

Wer kannte Schön Lieschen nicht? Wie viele alte und häßliche Weiber hatten an ihrer stolzen Anmuth Aergerniß genommen.

Schon war das Gerücht verbreitet, daß sie gestohlen habe und das freute so Viele.

Ja, Hochmuth kommt vor den Fall und die Perlenfasserinnen wandern in das Zuchthaus!

Da sah sie einen Hofherrn, in Pracht gekleidet, welcher eben im Begriffe war, in einen Tragsessel zu steigen.

Dieser Herr hatte ihr noch vor Kurzem gar viele Schönheiten gesagt und betheuert, daß er sich überaus glücklich schätzen würde, ihr einen guten Dienst zu erweisen.

Das Mädchen stieß in ihrer Angst die Wachen von sich, stürzte sich zu dem Hofherrn hin und flehte ihn unter Betheuerungen ihrer Schuldlosigkeit um Rettung an.

Eine Diebin! Eine Diebin! schrie die Menge.

Ich werde sehen, was zu thun ist, sagte der vornehme Herr und schlüpfte in seine Sänfte.

Das Mädchen wurde weiter fortgeschleppt.

Fünftes Kapitel.

Schön Lieschen im Zuchthause.

Wie lustig war es dort!

Eine Menge von Weibern, meist junge Geschöpfe, in graue Kittel gekleidet, die Haare kurz geschnitten und ungepflegt, sitzen da beisammen, krempeln Wolle, treten das Spinnrad und singen ein schmutziges Lied.

Lieschen, welche man zu diesen gebracht hatte, drückt sich in einen Winkel gleich einem bestraften Kinde und starrt verzagt und trostlos vor sich hin.

Sie ist der Gegenstand des Spottes jener Weiber und als sie diese ganz ignorirt, da kommen sie zu ihr heran, beschimpfen sie, und eine von ihnen faßt sie derb bei der Hand, um ihr, wie sie sagt, den Besentanz zu lehren.

Da kommt die Zuchthausmutter und Aufseherin Brigitta, ein langes, muskulöses Weib, welche mit einer Karbatsche in der Hand die Züchtlerinnen von dem Mädchen hinwegtreibt.

Diese aber lassen sich nicht so leicht bezähmen.

Warum soll es die zimperliche Jungfer besser haben, als wir? ruft Eine von ihnen. Müssen wir arbeiten, hat man uns die Köpfe geschoren und das Strafgewand angelegt, so mag auch die feine Jungfer unser Loos theilen. Wir thun ihr etwas an, wenn's nicht anders wird.

Ich beiße ihr die Nase ab, die sie so hochmüthig in der Höhe trägt! schrie eine Andere.

Und ich steche ihr mit der Spulnadel die Augen aus, womit sie uns so verächtlich ansieht! ließ eine Dritte ihre zornige Stimme vernehmen.

Haltet das Maul! rief die Aufseherin. Sonst setzt es Hiebe. Das Mädel ist nicht da, um zu spinnen und zu krempeln und wird wohl gar bald wieder von hier abmarschiren, — sie kommt in das Hexenkammerl zur Beobachtung.

In's Hexenkammerl, rief eine Dirne und brach in lautes Gelächter aus. In's Hexenkammerl, — wünsche wohl gespeist zu haben! — Ha, ha, ha, das ist ein Fressen für den Teufel!

Das Lachen wirkte ansteckend. Alle lachten mit, selbst die Zuchthausmutter.

Die Perlenfasserin aber weinte.

Als es Abend wurde, brachte man Lieschen in die Hexenkammer.

Diese glich in ihrer Einrichtung einer Klosterzelle. Dort befand sich ein Bett, ein Tisch, einige Stühle und ein Betschemel vor einem kleinen Altare.

Ein geistlicher Herr befahl Lieschen, das Vaterunser und den Glauben zu beten. Als sie dies that, hatte er ihr bezüglich ihres Vortrages viele Ausstellungen zu machen. Sie verschluckte Worte des Heiles, betonte nicht richtig, weßhalb er sich genöthigt sah, ihr die Gebete vorzusprechen und sie dieselben wiederholen zu lassen. Er hatte ein gutes heilsames Buch bei sich, das er endlich der Perlenfasserin übergab und ihr auftrug, die darin befindlichen Gebete die ganze Nacht hindurch eifrig zu lesen und sich ja nicht zu Bette zu begeben.

Wache und bete, sagte er, damit Du nicht in Versuchung fallest und der Teufel keine Macht über Dich gewinne. Hast Du Dich mit dem Bösen befreundet, was man befürchten muß, so wird er Dich in Deinen Gebeten zu stören suchen. Horche nicht auf ihn und schenke seinen Spiegelfechtereien keinen neugierigen Blick. Dein Auge sei nur auf den Altar gerichtet. Wenn Du mit Herzlichkeit Gott anrufst, dann werden die Stunden der Prüfung glücklich für Dich vorübergehen. Versäume es nicht, Dich nach jedem Gebete mit Weihwasser zu besprengen. Sonst habe ich Dir nichts zu sagen, als Dir noch einmal einzuschärfen, ja nicht dem Schlafe Dich hinzugeben.

Das Mädchen antwortete nicht. Der Pater verließ sie.

Grollend über ihr Geschick, setzte sie sich auf den Betschemel. Sie hatte noch nie von dem bösen Feinde Anfechtungen gehabt, aber längst war es ihr klar geworden, daß sie von bösen Menschen verfolgt werde.

Ihr Leben war bisher so still und ruhig wie ein Wiesenbach dahin geflossen. Der Himmel spiegelte sich in ihr und ein gütiges Geschick hatte sie vor jeder Trübung bewahrt.

Jetzt ist es freilich anders.

Die Heiligenbilder am Altare sehen sie mitleidig an.

Wie quält man das arme Lieschen! Man hat sie für eine Betrügerin erklärt und für eine Teufelsbesessene. Mit demselben Rechte hätte man sie auch für eine Ringelnatter oder für einen Stein erklären können.

Sie hält es für überflüssig, jene Gebete herzusagen, die in dem Buche enthalten sind. Gott und die Heiligen im Himmel kennen ihr Leid und ihr reines Herz. Sie ist sich keiner Sünde bewußt und hat daher auch für keine zu büßen.

Was wird das Ende sein?

Trotz ihres guten Gewissens pocht gar heftig ihr Herz. Sie fürchtet sich vor der Tücke der Menschen und nicht vor der des Teufels.

Die Einsamkeit, in welcher sie sich befindet, schreckt sie. Sie würde sich glücklicher fühlen, wenn sie noch in der Gesellschaft der Züchtlinge wäre.

Diese bangen Empfindungen bestimmten sie auch, die Heiligen anzurufen.

Aber die geweihten Wachskerzen, welche auf dem Betstuhle brennen, verlieren ihren hellen Schein. Die Flämmchen werden immer kleiner und drohen zu erlöschen. Wenn sie auch in ihrem Buche hätte beten wollen, sie hätte es nicht mehr vermocht; denn schon kann sie keinen Buchstaben mehr vom andern unterscheiden.

Die Perlenfasserin bemerkt die einbrechende Dunkelheit mit Angst und zu dieser gesellt sich das Grauen.

Sie eilt zu der gesperrten Thüre und pocht mit Heftigkeit an dieselbe. Die Lichtlein sind schon so klein geworden wie die leuchtenden Punkte von Johanneskäferchen. Schon versinkt Alles um sie her in undurchdringliche Schatten. Ach, jetzt sind auch die glänzenden Pünktchen verloschen und finstere Nacht umfängt sie.

Da schlägt sie mit aller Macht an die Thüre und bittet um Gotteswillen, ihr Licht zu bringen.

Niemand meldet sich.

Lieschen ist von aller Welt verlassen.

Doch da dämmert ein Licht auf, dort seitwärts vom Bette. Ein magisches Bild zeichnet sich an der Wand ab, — eine grauenhafte Erscheinung, eine Fratzengestalt mit einem scheußlich aussehenden Kopfe, auf dem sich ein Hörnerpaar befindet.

Nun hat sie den Teufel gesehen, den zottigen Teufel mit rother, langer Zunge, rothflammenden Augen und mit Bärentatzen.

Die Erscheinung verschwindet.

Jetzt vernimmt sie ein Gepolter und ein hohles Sausen. Eine Uhu ruft.

Durch das Gewirre dieser Laute ertönt eine dumpfe Stimme: Liesi, fürchte Dich nicht! Halte nur zu mir, mein Schatz, und die Pfaffen können Dir nichts anhaben.

Jetzt hatte sie auch die Stimme des Teufels gehört.

Es sollte aber noch ärger kommen.

Der Höllenspektakel verstummte; aber die bösen Geister wichen nicht mehr. Sie rückten dem Mädchen an den Leib. Sie balgten sich mit ihr in finsterer Nacht.

Das Zetergeschrei des Mädchens schreckte sie nicht zurück. Gegen die Macht der Hölle gab es keinen Widerstand.

Endlich wurde es Tag.

Lieschen raffte sich von dem Bette auf, wo sie lag.

Ach, wie ist sie so elend, so leidend — wie so verstört ist ihr Geist.

Sie starrt die grauen Mauerwände des Gewölbes an, das hohe vergitterte Fenster, mit Spinnengeweben fast verschleiert, und von dort irrte ihr Auge nach den Bildern am Altare, welche sich ihr nur undeutlich in matten Farben zeigen. Aber die Statue nahe an dem Fenster hat ihr braunes Antlitz nach ihr gerichtet und das Mädchen wähnt, daß Hohn und Spott aus demselben grinse.

Ihr Auge versinkt in sich, stürmischer pochen ihrer Pulse und Entsetzen gibt sich in ihrer Miene kund.

Wilder rollten jetzt ihre Augen, bläsſer zeigt sich ihr Antlitz. Krampfhaft vergraben sich ihre Hände in dem aufgelösten verwirrten Haare, als hätte sie Lust, sich den eigenen Kopf vom Rumpfe zu reißen.

Das ist das gute, sanfte Schön Lieschen nicht mehr, welches so herrlich geblüht und mit jungfräulichem Stolze alle Männer verlachte, die um ihre Gunst gebettelt.

Ihr frischer, munterer Lebensmuth hat sich in Verzweiflung verwandelt.

Sie ist zerschmettert in ihrem Innern, in tausend Stücke gerissen. Schande rinnt in ihren Adern, Schande und Schmach füllt ihr Herz.

Welch' ein fürchterliches Bewußtsein trägt sie in sich! Grauenhafte Bilder spuken in ihrem Kopfe.

Sie sieht das tobsüchtige Weib vor sich, an das man sie gebunden hatte. Dessen Flüche und Verwünschungen gellen ihr in die Ohren.

War es schlaue Berechnung von diesem Weibe, als es das Kruzifix zerbrach? Es entging dadurch ihrer Wanderung nach dem Zuchthause. Das weltliche Gericht behält es bei sich, während Schön Lieschen in den Abgrund der Hölle gestürzt wurde.

O, daß sie aus ihrer Bewußtlosigkeit, in welche sie nach unermeßlicher Pein verfallen, nicht wieder erwacht wäre!

Warum hat die Nacht sie nicht in ihrem tiefen Schoße behalten? Denn sie kann sich doch nicht wieder an den Glanz des Lichtes wagen.

Wahnsinn zuckt aus ihren rollenden Augen und dennoch schlingt er nicht seine Bande um ihren Geist.

So viel Jammer und keine Thräne!

Sie taumelt von ihrem Lager hinweg, wankt der Thüre zu, an die sie in der Nacht vergebens geklopft und sinkt dort, ihrer Kraft beraubt, ohnmächtig zu Boden.

Wieder erwacht sie aber.

Noch immer ist sie allein.

Ein entsetzlicher Schrei entringt sich ihrer schmerzgefolterten Brust.

Hört ihn, ihr ewigen Mächte, hört diesen furchtbaren Aufschrei zum Himmel und greift nach Euren rächenden Blitzen! Die Hölle triumphirt — das Mädchen ist entehrt.

6. Kapitel.

Am kaiserlichen Hofe.

Ahremberg! ruft der kaiserliche Zeremonienmeister. Die Garden an der Thüre des Audienzsaales ziehen ihre gekreuzten Waffen zurück und der junge Feldoberst Franz Herzog von Ahremberg wird zu dem Kaiser eingelassen.

Der Monarch hat ihm die geheime Audienz bewilligt, aber diese findet erst nach vorangegangenem Zeremoniell statt. Karl VI. hat den Herzog mit jener Auszeichnung empfangen, zu welcher diesen sein Titel berechtigte.

Im spanischen Hofkleide, bedeckten Hauptes auf dem Throne sitzend, umgeben von seinen Ministern und Hofchargen, hat er die Ansprache des Herzogs vernommen, der vor den Stufen des Thrones auf sein Knie gefallen war, und dann entfernte sich auf des Kaisers Wink dessen Gefolge.

Karl VI. stieg von dem Throne und reichte voll Herablassung dem jungen Herzoge die Hand.

Majestät, begann dieser, mit tiefstem Schmerze habe ich erfahren, daß man meine Braut Maria Weber aus Dillingen hier auf der Straße überfallen und sie vorgeblich als Zauberin und Gotteslästerin in das Gefängniß gesetzt hat. Ich bitte Ew. Majestät um die Gnade, daß meine Braut unverzüglich von dem Stadtgerichte frei gegeben werde, was um so nothwendiger erscheint als unser Kind noch nicht der Brust der Mutter entbehren kann.

Kaiser Karl drückte sich beide Hände auf die Ohren und rief: Genug, genug, Ew. Liebden. Eure Worte dringen mir wie spitzige Pfeile in das Gehör. Ich weiß nichts davon, daß Ihr eine Braut habt; wohl aber ist es mir bekannt, daß Ihr Eurem guten Vater durch Eure unstatthafte Hinneigung zu einer Schwabendirne schwere Betrübniß verursacht habt. Gleicherweise ist es mir bekannt, daß der gesammte hohe Adel über dieses Skandalum mit höchstem Unmuthe erfüllt ist. Man könnte wohl Eure unanständige Liebschaft ignoriren, aber da Ihr selbst die erstaunliche Kühnheit habt, mir diese gleichsam zu notifiziren, so muß ich Euch auch unverholen meine Meinung sagen und derselben den Befehl folgen lassen, daß Ihr es nicht wieder wagt, mir von der gemeinen Dirne und dem Bastard zu sprechen.

Ew. Majestät, antwortete Herzog Ahremberg unerschrocken, das Bürgermädchen besitzt ein edles Gemüth und könnte mit Recht jenen Frauen von gemeiner Abkunft zur Seite gesetzt werden, welchen hocherlauchte Prinzen aus dem glorreichen Stamme der Habsburger ihre Neigung vor aller Welt geschenkt.

Laßt mich in Ruh', laßt mich in Ruh'! rief der Kaiser. Seht

auf Euch und verunglimpft nicht die Prinzen meines Hauses. Und dazu sind das ganz andere Verhältnisse. Die Philippine Welser war ein ehrliches Frauenzimmer und hat vor ihrer Verheiratung mit Erzherzog Ferdinand kein Kind in die Welt gesetzt.

Ich erlaube mir, Ew. Majestät daran zu erinnern, daß so viele hocherlauchte Herren außer der Ehe in einer schwachen Stunde —

Nicht ein Wort mehr! rief Karl VI. mehr bestürzt als entrüstet. Erbaut Euch an guten Beispielen und nicht an schlechten. — Uebrigens ist die Gefahr insoferne glücklich abgewendet, als jene Frevlerin sicherlich nicht mehr ihre wilde Ehe mit Euch fortsetzen wird. Sie hat Gott gelästert, sogar das Kruzifix zerbrochen, wie man mir gesagt, und ein solches Verbrechen kann nicht schwer genug bestraft werden.

Ew. Majestät, ich kenne das Gemüth der Maria Weber und könnte es mit einem heiligen Eide beschwören, daß sie niemals Gott gelästert und daß schändliche Menschen ein falsches Zeugniß gegen die Weber vorgebracht haben.

Dies zu untersuchen ist nicht unsere Sache, sagte der Kaiser.

Ich erkläre mich bereit, meinen Entschluß, Marie zu heiraten, aufzugeben, wenn Ew. Majestät mir die allerhöchste Gnade nicht entziehen, und gelobe, auch fernerhin treu und tapfer als braver Dienstmann Ew. Majestät zu streiten. Ich bitte inständigst und fußfällig meinen erlauchten Fürsten und obersten Kriegsherrn, die unglückliche Marie Weber freizugeben.

Der Kaiser hob den jungen Herzog vom Boden auf und sagte mit bewegter Stimme:

Guter Franz, thut mir nicht weh', verlangt von mir nichts Unmögliches. Meine allerdurchlauchtigste Mutter Eleonore Theresia hat sich das Recht vorbehalten, in vermischten Angelegenheiten das entscheidende Wort zu sprechen. In Fällen, wo sich die geistliche und die weltliche Gewalt vereinigt, gibt es viele Schwierigkeiten zu bewältigen, was der Weisheit und Frömmigkeit meiner Frau Mutter trefflich gelingt. Ueberdieß sage ich Euch im Vorhinein, Ew. Liebden, Ihr werdet bei meiner Mutter nichts erreichen, denn die Zahl der frevelhaften Kreuzbrecherinnen mehrt sich von Tag zu Tag.

Ew. Majestät, kein Land hat so viel gute und wohlerzoge Frauen aufzuweisen als Oesterreich, und dennoch hört man nirgeberg

wie hier, daß das junge Frauenzimmer es sich zur Aufgabe gemacht habe, Gott zu lästern und das Kruzifix zu zerbrechen. Es müssen unbekannte, verderbliche Einflüsse im Spiele sein, welche diese Umstände bewirken. Es scheint, daß man mit einer eigenthümlichen Wollust daran gehe, junge Mädchen und Weiber hinzuschlachten. Das ist noch nirgends geschehen; denn das Frauenhaupt ist geheiligt in allen Welttheilen und mit Recht. Wer da behauptet, daß Maria Weber, die gutgesittete und überaus fromme Tochter des Schultheiß von Dillingen, eine schlechte Christin sei, verdient von Henkershand zu sterben.

Das sagt meiner Mutter, antwortete der Kaiser. Ich kann mich in Eure Angelegenheiten nicht mischen. Man behauptet von mir, den Katholizismus schwer geschädigt zu haben, weil ich mir meine Frau aus dem Hause eines protestantischen Fürsten holte. Die Religiösen schreiben diesem Umstande all' das Unglück zu, welches das Haus Habsburg zu jener Zeit getroffen. Es kostete mich Mühe, mich mit dem Papste auszusöhnen, welchen mein kaiserlicher Bruder zu seinem Verderben rücksichtslos bekämpfte. Weise Männer rathen mir, Alles zu unterlassen, was mich in den Verdacht bringen könnte, die Ketzer zu begünstigen, auf daß es mir wohl gehe und ich lange lebe auf Erden. Franz Ahremberg, ich habe Euch mein Herz wie einem Bruder geöffnet und hoffe, daß Ihr nicht weiter in mich dringen werdet.

Aber, Ew. Majestät, kann es denn ein höheres Glück geben, als durch ein einziges Wort der Gnade diesem furchtbaren Treiben des Fanatismus ein Ende zu machen, der hier Platz gegriffen und dessen Schauderthaten nicht ihres Gleichen in der Welt haben?

Ich muß auf dieses Glück Verzicht leisten, sagte der Kaiser. Meine Hände sind gebunden. Uebrigens ist es auch ein ganz gutes Gesetz, welches anbefiehlt, Gotteslästerungen mit dem Tode zu bestrafen. Sollten Unregelmäßigkeiten dabei unterlaufen, so ist es Eure Sache, dies an dem rechten Orte zu beweisen. Aber mich — ich sage es Euch zum letzten Male — laßt in Ruhe. Es geschieht genug, das mir mißfällt, aber das sich eben nicht anders machen läßt. Ich habe Euch eine sehr lange Audienz gewährt. Ihrerott befohlen, Euer Liebden.

Doch wartet, setzte der Kaiser hinzu, ich will Euch wenigstens

einen guten Rath ertheilen. Wenn Ihr bei meiner Mutter etwas erlangen wollt, so wendet Euch nicht direkt an sie, sondern an Ihre Beichtväter und geistlichen Räthe. Die Fürsprache derselben könnte Euch für Eure Schöne wohl zu Statten kommen. Vermeidet es ja, eine Frau ihres Hofstaates anzugehen, daß sie für Euch bei der Kaiserin spreche; denn dadurch würdet Ihr gerade das Gegentheil von dem erreichen, was Ihr beabsichtigt. Meine Mutter findet alle Frauen widerwärtig, mit Ausnahme der Nonnen, und würde sie schon längst alle aus ihrer Nähe verbannt haben, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit sich an die Etiquette halten müßte. Aber ein weibliches Geschöpf gibt es doch, dem meine durchlauchtige Mutter Gnade und Wohlwollen erweist. Ihre Kammermagd, die Theresel, lobt sie über den grünen Klee. Diese Theresel hat auch schon Manches von ihr erbeten. Dies sage ich Euch, Euer Liebden, weil ich Euch gut bin und an jenen vielen Hinrichtungen von jungen Mädchen kein Wohlgefallen habe. Ich möchte gern, daß sich dies bald ändere. Das unter uns gesprochen. Und nun lebt wohl. Nächster Tage jage ich bei Purkersdorf, ich hoffe, Ihr werdet nicht unter meinen Jägern fehlen.

Hiermit war die Audienz zu Ende.

Der junge Herzog befand sich nun wieder in der Antichambre. Da gab es viele spanische Hofherren, aus deren Zahl Karl VI. sein neues Ministerium zusammengesetzt hatte und die nun stolz in den Sälen dahinschritten, aus welchen sie seinen deutschen Hofstaat fast gänzlich verdrängt hatten.

Unter Jenen befand sich auch ein spanischer Kardinal, welcher in dem kaiserlichen geheimen Rathe den Vorsitz führte.

Der Kardinal — einer seiner vielen Namen war Cordona y Cienfudes — stellte sich dem jungen Herzoge entgegen und ließ ihn von dem Grafen Althahn fragen, welcher sich der spanischen Partei innig angeschlossen, ob er bei dem Kaiser für die Kreuzbrecherin aus Schwaben den Pardon erwirkt habe.

Der Herzog hatte nämlich, bevor er sich zur Audienz begeben, mit Michel Althahn über deren Zweck gesprochen und von ihm, als einem erfahrenen Hofmanne, Rath erbeten.

Ahremberg schüttelte verneinend den Kopf.

Da lachte der Kardinal vergnüglich und begann Ahremberg

in lateinischer Sprache, die dieser sehr gut verstand, einen Strafsermon zu halten.

Es ist ein gottloses Verbrechen, sagte er, gegen die Kirche zu sprechen, und Ihr habt Euch dessen schuldig gemacht; denn Ihr habt dem Kaiser zugemuthet, den Spruch des geistlichen Gerichtes zu annulliren und einer Gotteslästerin Gnade zu schenken. O, dieses Wien steckt im Sumpfe der Ketzerei und des Heidenthums und noch immer will man nicht daran gehen, diesen giftigen Sumpf durch die Scheiterhaufen der Inquisition auszubrennen. Aber was geschehen muß, kann wahrlich durch Euch deutsche Herren nicht verhindert werden. Ihr seid ein Ketzervolk, das mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden soll.

Eminenz, antwortete Ahremberg, weshalb lästert Ihr? Ihr könnt Euch mit den neuesten Vorgängen wohl zufrieden geben. Zur Ehre Gottes wird geköpft und geschunden und die deutschen Herren, über welche Ihr loszieht, nicken wie die Pagoden diesen Schauderthaten ihren Beifall zu. O, bleibt nicht auf halbem Wege stehen! Warum soll das Henkerschwert nur allein arbeiten und ganz bescheiden auf der Gänseweide für das Hexengezüchte der Holzstoß lodern? Zündet diese Sündenstadt an allen Ecken und und Enden an, zur Ehre Gottes — nur zur Ehre Gottes!

Ahremberg entfernte sich rasch.

Er begab sich in die Kammer der Kaiserin. Dort saßen in einer Reihe die Hofdamen der Kaiserin-Mutter. Es schienen angekleidete Wachsfiguren zu sein; denn Keine von ihnen regte sich auf ihrem Platze. Ihre Kleidung war die der Halbtrauer. Kein Schmuck zierte sie. Ihre hoch toupirten Haare zeigten weder Puder noch irgend einen Aufputz, Jede von ihnen hielt einen Rosenkranz in den Händen. Das war ihr ganzer Dienst schon seit langer Zeit. So hatte es die Kaiserin-Mutter befohlen und Keine wagte dagegen zu murren oder um ihre Entlassung zu bitten. Ihnen war es nicht gegönnt, zum Lever der Kaiserin-Mutter zu kommen, noch an ihren Andachten theilzunehmen.

Eleonore hielt sie von sich ferne, weil sie eben Frauen waren; denn das Weib brachte die Sünde auf die Welt.

Die anderen hier anwesenden Personen waren drei Jesuiten. Stolz durchmaßen sie im Gespräch mit einander die Kammer.

Einer von ihnen schritt auf den eintretenden Herzog zu, die Frage herrisch an ihn richtend, was er hier wünsche.

Der Jesuit hatte das Recht zu dieser Frage. Die Kaiserin-Mutter hatte es ihm verliehen. Fällt die Antwort gut aus, so wird der Herzog bei der Kaiserin-Mutter vorgelassen werden; im anderen Falle schickt man ihn fort.

Eine Inquisition mußte sich jeder gefallen lassen, wenn er vorgelassen werden wollte.

Kaiser Josef I. hatte die Jesuiten aus der Burg verwiesen und seiner frommen Mutter so viel Nachtheiliges über sie gesagt, daß sich dieselbe dies auch gefallen ließ und Dominikaner zu ihren Beichtvätern berief. Aber nachdem Josef I. von den schwarzen Blattern hinweggerafft worden und die Stimmen verhallt waren, welche behaupteten, daß blinde Fanatiker ihm einen mit Blatterngift infizirten Brief in die Hände gespielt, da waren die Jesuiten schon wieder da. Sie traten in erster Zeit sehr behutsam auf und hatten nichts dagegen einzuwenden, daß die hohe Frau reiche Spenden an Alle vertheilte, welche sie um Hilfe anriefen.

Später wurde das regulirt. Die Jesuiten erlangten bei der Kaiserin-Mutter das Recht, daß Niemand mehr eine Gnade von ihr erhielt, als wen sie ihr empfahlen, was nur deßhalb geschehen sollte, um dem Mißbrauche zu steuern.

Von Tag zu Tag gewannen die Jesuiten über die altersschwache und überaus fromme Frau mehr Macht. Was sie ihr anriethen, nur das geschah. Sie erhielten die Oberaufsicht über die Gerichte und die Erlaubniß, Alles nach ihrem Belieben einzurichten, was sie für das Seelenheil sämmtlicher Unterthanen für ersprießlich hielten.

Oesterreich war wieder ein Kirchenstaat geworden. Die Witwe Kaiser Josef I. ging in ein Kloster und ihrem Beispiele folgten so viele hochadelige Jungfrauen, daß gar bald die Frauenklöster übervölkert wurden. Die Lehranstalten wurden ausschließlich nur von Jesuiten geleitet; die Presse, welche in allen anderen Ländern bereits einen erfreulichen Aufschwung genommen, wurde in Ketten und Banden geschlagen. Die Jesuiten ließen nichts drucken, was sie nicht selbst schrieben.

Eine eigenartige geheime Bruderschaft entstand, welche es sich

zur Aufgabe machte, allenthalben in den Häusern und auf den Straßen zu spioniren, damit jede Gotteslästerung und jedes „unbeschaffene" Wort augenblicklich zur Kenntniß der Jesuiten gelange.

Diese Bruderschaft erhielt wöchentlich ihren Sold und hatte außerdem gute Belohnungen zu gewärtigen, wenn ihre Anzeigen ein Resultat boten.

Die Wiener nannten diese Spione, welche Schrecken und Entsetzen um sich verbreiteten, die Aufstecher.

Kaiser Karl, welcher stets mit Aengstlichkeit jeden Konflikt mit der Klerisei zu vermeiden suchte, hatte seine aufgeklärte und hochherzige Gemalin nicht an seiner Seite.

Sie hatte in Spanien zu bleiben im österreichischen Kriegslager und ihrem Gemale die spanische Krone zu erkämpfen, obwohl die Kriegsmittel dazu nicht ausreichend waren.

Kaiser Karl hatte eine große Anzahl von spanischen Abenteurern und spanischen Jesuiten aus ihrer Heimat nach Oesterreich gebracht und belohnte ihre Treue dadurch, daß er sie zu seinen geheimen Räthen machte.

Der spanische Kardinal Cordona fand es für vortrefflich, die Macht der Kirche in Oesterreich schrankenlos auszubreiten und er war der einflußreichste Mann in der Kaiserburg.

Der schmiegsame österreichische Hofadel ließ sich all' diese Neuerungen gefallen, und suchte so gut wie möglich mitzuhelfen, damit nicht Alles außer Rand und Band gerathe. Denn die Spanier verstanden kein Wort deutsch und Kaiser Karl's inniger Wunsch, die österreichisch-deutsche Monarchie in eine spanische zu verwandeln, wurde nur durch die Indolenz der Oesterreicher vereitelt, welche nicht spanisch lernen wollten.

Das geschah zur Zeit, als der würdige Eugen von Savoyen sich im Auslande befand. Man hatte ihn fortgeschickt, damit man bei diesen neuen Einrichtungen durch ihn nicht genirt werde.

Wehe demjenigen, dem dies nicht gefiel, oder der sich dabei nicht mäuschenstill verhielt! Er verschwand überaus schnell und starb im Gefängnisse oder auf dem Schaffote. Bald muckste sich auch Niemand mehr und die neue Regierung konnte mit den rasch gewonnenen Resultaten wohl zufrieden sein; denn der religiöse Sinn war endlich in Wien wieder erwacht, die Kirchen füllten

sich und Prozessionen durchzogen täglich die Stadt. Und dennoch hieß es, daß der Antichrist herannahe, und die Tage des sündigen Wien gezählt seien.

Jammer und Wehklagen herrschte in Wien und religiöser Wahnsinn kam fast täglich zum Ausbruche.

Wieder gab es schauerliche Mähren von Teufelsspuk und boshaften Hexen.

Einem Kommunikanten, welcher den Leib des Herrn unwürdig zu sich genommen, folgte der Teufel am hellen Tage. Eine Jungfer, welche einem Jesuiten im Beichtstuhle eine schnippische Antwort gab, wurde vom Teufel in das Gesicht geschlagen und trug zum ewigen Wahrzeichen das Teufelsmal im Gesichte.

Der Teufel hatte, wie man hieraus ersieht, seine Natur verändert. Er diente mit voller Devotion den Jesuiten.

Diese flüchtigen Züge charakterisiren wohl hinlänglich genug jene Zeit, in welcher die Prozesse gegen die Kreuzbrecherinnen in Flor kamen. Es ist keine allzufern liegende Zeit, denn kurz nachher erblickte Maria Theresia, die nachmalige Kaiserin, das Licht der Welt.

Der Herzog nannte seinen Stand und Namen, und sagte, daß er gekommen sei, der Kaiserin-Mutter für so viele seinem Hause durch sie erwiesene Gnaden erfurchtsvoll zu danken.

Da lächelte der Jesuit, der ihm gegenüber stand, und sagte: Es ist noch lange nicht von Ihrer Majestät jene Schrift unterfertigt, durch welche Eurem Hause eine besondere Gnade zu Theil wird. Auf diese wird Eure Hoheit wohl hinweisen.

Was ist das für eine Schrift, von welcher Ihr sprecht?

Ein Todesurtheil, antwortete der Jesuit mit gleicher Freundlichkeit wie vorhin.

Der Herzog forderte keine weitere Erklärung, aber er starrte den Priester furchtbar an und fragte mit zorniger Stimme:

Wie heißt Ihr?

Pater Ascalo, antwortete Jener rasch. Will Euer Hoheit sich mit mir schlagen? Mein Ordensgelübde verbietet mir den Zweikampf.

Der Herzog antwortete nicht, sondern schritt nach der Thüre, welche in die inneren Gemächer der Kaiserin führte. Zwei daselbst

aufgestellte Hatschiere jedoch kreuzten vor ihm ihre Hellebarden und Einer von ihnen rief:

Zurück!

An wen habe ich mich zu wenden, um Audienz bei Ihrer Majestät zu erhalten? fragte der Herzog Eine der Frauen, die der Reihe nach im Saale saßen.

An die hochwürdigen Patres der Gesellschaft Jesu, lautete die Antwort.

Wer hat die Anmeldung zu besorgen?

Die hochwürdigen Patres Jesuiten, antwortete man ihm abermals.

Der Herzog gedachte an den ihm vom Kaiser ertheilten Rath und bereute seine Heftigkeit.

Von Neuem ging er auf die Jesuiten zu und sagte:

Ich wünsche mit den hochwürdigen Herren auf gutem Fuße zu leben und würde es gern sehen, wenn ich Einen von den Herren bestimmen könnte, mein Beichtvater zu werden, auch mein geistlicher und weltlicher Rath, der sich nebstbei mit der Verwaltung meiner Güter beschäftigen wollte.

Dazu fehlt es uns an Zeit, antwortete Ascalo. Es ist Wichtigeres von uns zu thun, als Eure Seele rein zu fegen. Das kann ein Kapuziner auch.

Warum gebt Ihr mir bittere Worte? fragte der Herzog, den Uebermuth des Jesuiten mit größter Gelassenheit ertragend. Es ist mir Ernst, Eure Freundschaft zu gewinnen.

Das glauben wir, antwortete man spöttisch. Aber uns ist an der Freundschaft Eurer Hoheit nichts gelegen. Denn wir haben die Thränen eines Vaters gesehen, welche dieser seinem verlorenen Sohne nachweinte.

Nun, dieser Sohn war ja kein verlorener, entgegnete Ahremberg mit erzwungenem Lachen. Er wurde ja wieder in Gnaden aufgenommen.

Ja, antwortete Ascalo, als er barfuß und vor Elend und Jammer tief gebeugt zurückkehrte. Euer Hoheit trägt das Haupt stolz, wie es sich auch für den Fürsten und Kriegsobersten geziemt. Wir sind schlichte Jünger des Loyola, die kein anderes Ziel und keinen anderen Zweck haben, als das Reich Christi

auszubreiten. Was kann Euch an der Freundschaft solcher Leute gelegen sein?

Ueberaus viel, hochwürdige Herren. Ich wünsche, daß mein Seelenheil gesichert werde.

Und auch Eure irdische Glückseligkeit — ist es nicht so?

Jedenfalls, Ihr Herren.

Das wollen wir aber nicht, antwortete Ascalo. Denn Ihr seid uns eben als verlorener Sohn bezeichnet worden. Spart fernere Worte. Wir kennen uns gegenseitig. Wir wissen es auch ganz genau, was Euch hieher geführt. Die Marie Weber wird geköpft und wahrscheinlich auch gezwickt. Daß ihr aber vorher die Hand abgehauen wird, womit sie das Kruzifix zerbrochen, darauf könnt Ihr Euch verlassen.

Ihr Teufel, stieß Herzog Ahremberg, seiner Verstellung nicht mehr Meister, zornig hervor und schien Lust zu haben, sich an den Jesuiten zu vergreifen. Diese blieben jedoch ganz gleichgiltig und suchten seinen Zorn durch spöttisches Lächeln nur noch mehr anzufachen.

Da trat ein junges Mädchen aus dem Gemache der Kaiserin welche mit ihrer Silberstimme in die Kammer rief:

Seid ruhig, Ihre Majestät betet.

Dieses Mädchen war eine sonderbare Erscheinung. Es trug ein weißes, orientalisches Kleid, das im Faltenwurfe bis zu dem Boden reichte. Es hatte gekraustes, hochblondes Haar, das gekürzt und nach aufwärts frisirt war. Sein frisches Gesichtchen hatte volle Wangen, von Rosenglut angehaucht. Ein kleines, etwas gestumpftes Näschen und wunderschöne blaue Augen. In ihrer Rechten hielt sie Palmenzweige.

Der Herzog besann sich und näherte sich dann rasch dem Mädchen mit den Worten:

Ich bin der Herzog von Ahremberg und suche bei Ihrer Majestät Audienz zu erlangen. Ein Menschenleben hängt davon ab.

Das Mädchen sah den Sprecher überrascht an und sagte:

Ich werde es Ihrer Majestät sagen, bis sie mit dem englischen Gruße zu Ende gekommen ist.

Dann begab sie sich wieder zurück.

Wer ist diese Person? fragte der Herzog die ihm zunächst sitzende Frau.

Die Kammermagd Theresel, war die Antwort.

Was wird hier geschwätzt? fragte Pater Ascalo, herbeikommend. Man soll sich doch Ihre Majestät zum Vorbilde nehmen und wie die hohe Frau ohne Unterlaß beten.

Geht uns mit gutem Beispiel voran! sprach die zweite Kammerfrau.

Betet lieber, als daß Ihr zankt, sagte die Dritte.

Der Herr Herzog hat die Frauen kühn gemacht, sagte Ascalo. Man erlaubt sich, uns zur Rechenschaft zu ziehen. Nun, das wird sich wohl nicht mehr wiederholen. Herr Herzog, Ihr habt eine Vermittlerin gesucht, um durch deren Verwendung bei Ihrer Majestät vorkommen zu können. Eure Wahl war aber keine glückliche. Ihr werdet es bald hören.

Kaum war eine Minute verstrichen, als aus jener Thüre, durch welche das Mädchen verschwunden war, ein alter hagerer Jesuit heraustrat. Er warf einen Blick auf den Herzog, welcher auf ihn zutrat.

Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter, sagte er, ertheilt dem Herzog von Ahremberg keine Audienz. Geht in Gottes Namen.

Ahremberg gab nun jeden ferneren Versuch auf, zur Kaiserin zu gelangen und verließ die Kammer.

Außen vor dem Burgthor und zwar auf einem Seitenwege bei den Verschanzungen, erwartete der Schultheiß von Dillingen den Herzog von Ahremberg. Mit angstvollen Augen blickte er ihm entgegen und schlug dann mit einem kläglichen Wehlaute seine Hände vor das Gesicht. Er hatte die unheilvolle Nachricht bereits aus der Miene des Herzogs gelesen.

Verzagt nicht, sagte der Herzog. Wenn auch die Wege der Gnade für Eure Tochter verschlossen sind, die der List und Gewalt sind es nicht. Bin ich nicht reich und mächtig und gebiete ich nicht über ein Reiterregiment?

O, täuscht Euch nicht selbst, sagte der Schultheiß. Man weiß der Gewalt — Gewalt entgegen zu setzen. Befinden wir uns nicht in einer starken Festung und begegnet man nicht auf Schritt und Tritt Soldaten, Schergen und Rumorknechten?

Ich lasse Marie nicht auf dem Schaffote sterben, rief der junge Herzog. Sie muß frei werden und sollte ich mit Blut und Leichen die Straßen füllen. — Doch eh' ich zum Aeußersten schreite, will ich es versuchen, ob nicht mit einem goldenen Schlüssel Mariens Gefängnißpforte sich aufsperren läßt. Ich habe einen braven Kammerdiener, den ich sogleich aussenden werde, um mit jenen Personen zu sprechen, welche Marie bewachen und beaufsichtigen. Ich will sie reich machen, wenn ich auch darüber verarme. Wer stößt Pluto's Hand zurück?

Ach, diese Mittel retten mein armes Kind nicht, seufzte der Schultheiß. Die Jesuiten sind gar schlaue Köpfe, welche solche Anschläge gewiß vereiteln werden. Aber es gibt vielleicht dennoch ein Mittel, dessen Anwendung nützlich sein könnte. Und dieses will ich Euch sagen.

Nun, so sprecht.

Unsere Quartierfrau, welche den innigsten Antheil an dem schrecklichen Geschick meiner Tochter nimmt, kennt eine alte Frau, welche bei der Kaiserin Eleonora gut angeschrieben ist und sich ihrer Gnade zu erfreuen hat. Mit der will sie sprechen und sie inständig bitten, sich der unglücklichen Marie anzunehmen.

Wer ist diese Frau?

Füllerin soll sie heißen, und die Mutter eines Mannes sein, welcher der Kaiserin, als sie noch Prinzessin war, das Leben gerettet hat. Ich bitte Euch, kommt gleich mit mir zu jener herzlich guten Frau, die uns ihre Verwendung zugesagt hat. Schickt durch sie jener Füllerin Geld. Oder vielleicht ist es noch besser, wenn Ihr selbst mit ihr geht.

Warum habt Ihr mir das nicht gleich gesagt? fragte der Herzog.

Ich hoffte, Euer Ansehen bei Hofe würde diese Vermittlung überflüssig machen. Man soll gleich vor die rechte Schmiede gehen. So meinte ich, Herr Herzog.

Begebt Euch denn nach Hause. Ich hoffe, daß Ihr mich daselbst bei Eurer Ankunft schon finden werdet.

Franz von Ahremberg und der Schultheiß trennten sich, um auf verschiedenen Wegen nach der Bäckerstraße zu gelangen. Denn

es hätte Aufsehen erregt, wenn der hohe Herr mit einem gemeinen Manne durch die Straßen gewandelt wäre.

Als der Schultheiß in seine Wohnung eintrat, war der Herzog bereits dort anwesend und sprach eben mit der Hausfrau, einer freundlichen Alten von gedrungenem Körperbau und sehr lebhaftem Wesen. Sie machte eine fröhliche Miene und sagte zu Weber:

Ich habe es dem gnädigen Herrn schon gesagt, wie die Sache steht. Ja, die Sache steht besser, als wir hoffen durften. Ich war schon bei der Füllerin und habe ihr tüchtig zugesetzt. Schon früher einmal ließ sie Worte fallen, aus denen ich wußte, daß sie den Jesuiten nicht grün sei und daß sie sich jedesmal ärgere, wenn sie hört, daß man schon wieder ein junges Mädchen eingefangen und geköpft habe. Als ich vor acht Tagen bei ihr war, setzte ich mich zu der altersschwachen bettlägerigen Frau, der Landsmännin meines verstorbenen Mannes und sprach mit ihr von meinen Quartierleuten, von dem artigen und hübschen Schwabenmädchen Marie, dem kleinen Hugo und Euch, Herr Schultheiß. Marie hatte es mir damals schon gestanden, daß sie die Liebste eines hohen Herrn sei, der sie zum Falle gebracht, und daß sie auf seinen Wunsch mit ihrem Vater nach Wien gekommen, um ihre Heiratsangelegenheit zu ordnen. Eure Tochter hatte mir auch die zärtlichen Briefe des Herrn Herzogs gezeigt und ich konnte daher der Füllerin sagen, daß der gnädige Herr das Mädchen überaus lieb habe. Dennoch schüttelte die alte Frau den Kopf und meinte: Das Mädel soll sich den hohen Herrn aus dem Kopfe schlagen. Aus dieser Partie wird nichts. Das dulden schon die anderen noblen Herren und Frauen nicht. Und wenn auch die Liebesleute sich noch so gerne haben, — gebt nur Acht, es kommt etwas dazwischen, das all' ihre Pläne zu Wasser macht.

Als ich denn heute zu ihr ging, fuhr die Hausfrau fort, sagte ich ihr gleich: Eure Prophezeiung ist eingetroffen. Aus der Heiratsgeschichte wird nichts. Man hat das Schwabenmädchen auf der Straße verhaftet und sie beschuldigt, das Kreuz einer Bettlerin zu Boden geworfen zu haben.

Habe es mir gleich gedacht, daß etwas dazwischen kommt, agte die Füllerin. Es gibt ein schlechtes Gesindel in Wien, das

sich kein Gewissen daraus macht, für einen löcherigen Pfennig einen Menschen auf das Schaffot zu bringen.

Es freute mich, daß die alte Frau so sprach. Ich redete dann von Euch, dem Liebsten des Mädchens, von Eurem Entsetzen, von dem Jammer des Vaters, von dem hilflosen Kinde und habe es bemerkt, daß meine Worte der Füllerin zu Herzen gingen. Sie war gerührt und wischte sich Thränen aus den Augen. Jetzt hatte ich ein leichtes Spiel. Ich erinnerte sie daran, daß sie sich der Gunst der Kaiserin-Mutter zu erfreuen habe, welche sogar ihre Enkelin Therese als Kammermagd zu sich genommen und bat sie um Gotteswillen sich der vielen Unglücklichen zu erbarmen.

Da sagte die Füllerin: Das wird schwer gehen. Die Kaiserin haßt in der Welt Niemanden mehr, als Diejenigen, welche den lieben Gott beleidigen, — und das auch mit vollem Rechte, da der liebe Gott ohnehin so viele Plagen und Beschwerden mit den Menschen hat. Dabei übersieht sie es ganz, daß bei diesen Anklagen meist Spitzbübereien unterlaufen, daß die pure Unschuld auf die Anschuldigungen schlechter Menschen ihr Leben lassen muß, während die wahren Gottesverächter alle Schandthaten mit Sicherheit vollführen. Meine Enkelin, die Therese, bemerkt so Manches bei Hofe, worüber sie stutzig wird.

Die Jesuiten haben sich ganz der edelsten und besten Kaiserin Eleonore bemächtigt und geben ihr schlechten Rath. Sie ängstigen die unglückliche Frau mit Hinweisung auf den Teufel, der auf ihre arme Seele lauere und legen ihr ein Todesurtheil nach dem anderen vor. Meine Enkelin fürchtet sich sehr vor den Jesuiten. Aber ich habe schon oft gesagt: mach' den Mund auf und rede, was Du weißt. Warum sollst Du unserer guten Kaiserin nicht die Augen öffnen? Die ganzen Prozesse der Kreuzbrecherinnen sind nichts als Jesuitenschwindel. — Die Therese will aber doch nicht recht daran und meint immer, daß man es mit den Jesuiten nicht verderben müsse. Aber man muß ihr noch ein Mal tüchtig zusetzen. Jeden Freitag Abends kommt sie zu mir, — das ist eben heute. Wir beten gewöhnlich dann den Rosenkranz mit einander, weil es die Kaiserin Eleonore so haben will. Punkt halb acht Uhr ist sie da, und bleibt bei mir bis neun Uhr. Kommt mit dem Vater der Schwäbin hierher, oder noch besser: schickt ihn mit dem Liebsten

der Unglücklichen zu mir, damit man doch weiß, was man von ihm zu halten hat. Wir werden dann gemeinsam meine Enkelin bereden, die Kaiserin fußfällig zu bitten, dem erschrecklichen Blutvergießen endlich einmal Einhalt zu thun und ein anderes Gericht einzusetzen, das mit Menschlichkeit gegen die Unglücklichen verfahre, welche man von der Straße sogleich auf die Folter schleppt und so lange peinigt, bis sie etwas aussagen, was sie zum Schaffote bringt. — So verhält sich die Sache. Ich glaube, ich habe gut gesprochen und Alles bestens eingeleitet. Das Weitere überlasse ich Euch und habe Euch nur noch zu sagen, es ist allbekannt, daß Kaiserin Eleonore diese Kammermagd Therese wie eine Tochter liebt und daß ihr die Jesuiten nichts anhaben können. Spricht die Therese bei der Kaiserin für die Marie, dann ist diese auch gerettet.

Der Herzog drückte dankerfüllt die Hand jener wohlwollenden Bürgersfrau und sagte:

Ich war verzagt, nun aber hoffe ich das Beste. Werthe Frau, wenn unser Plan gelingt, dann habt Ihr nicht allein das Leben einer Schuldlosen gerettet, sondern Euch auch um die gesammte Menschheit hoch verdient gemacht.

Siebentes Kapitel.

Die Kammermagd Therese Füllerin und ihre Großmutter.

Als der Abend zu dämmern begann, führte die Bürgersfrau Grübler den Schultheiß Weber und den Herzog von Ahremberg nach dem Hause, wo die alte Füllerin wohnte. Sie hatten dahin nicht weit zu wandern, denn dasselbe befand sich in der Köllnerhofgasse.

Zuerst ging die Grübler in das Haus, um der Füllerin den Besuch anzusagen und sich dabei umzusehen, ob nicht irgend ein Aufstecher in der Nähe lauere.

Sie kam bald zurück und nickte den Beiden freundlich zu.

Es geht Alles gut, sprach sie. Die alte Frau ist allein und sagte mir, daß Ihr nur kommen möchtet. Redet nur recht eindringlich und nöthigt der Therese das Versprechen ab, sich der Marie anzunehmen. Was sie verspricht, das hält sie auch. Sie hat

schon vielen Unglücklichen durch ihre Fürbitte bei der Kaiserin geholfen. Gott sei mit Euch!

Frau Grübler entfernte sich und der Herzog trat mit dem Schultheiß in das Haus.

Die Beiden, der gegebenen Weisung folgend, kamen in ein bürgerlich eingerichtetes Zimmer, das von einer Lampe erhellt wurde, wo sie jene Frau Füllerin fanden. Sie saß in einem Bette und strickte. Auf dem Tische neben ihr standen außer der Lampe einige Flaschen und Gläser und lagen einige Bücher.

Die Frau rückte den Schirm vom Lichte hinweg, um von den Angekommenen besser gesehen zu werden und begrüßte sie auf das Freundlichste.

Wer diese Füllerin sah, wurde von ihrem Aussehen überrascht. Die hochbetagte Frau hatte ein so anmuthiges, feines Gesichtchen, ohne Runzeln und Falten, und ein so frisches Auge, daß Niemand, trotz ihres weißen Haares, das sie wohlgeordnet trug, ihr hohes Alter hätte vermuthen können.

Sie legte ihr Strickzeug bei Seite und sprach mit dem Herzog, den sie einlud, mit seinem Begleiter in ihrer Nähe Platz zu nehmen.

Nun, für diese Hacke wird sich wohl ein Stiel finden, sagte sie dann. Es gibt Niemanden in der Welt welcher an Gnade und Großmuth der Kaiserin Eleonore gleichkommen würde. Sie ist die Mutter aller Hilfsbedürftigen. Ich hoffe, daß sie Eure Liebste sogleich in Freiheit setzen lassen wird, wenn sie erfährt, wie übel man dem Mädchen mitgespielt hat. Ich sage den Herren: es würde gar keine Unglücklichen in Wien geben, wenn Kaiserin Eleonore von ihren geistlichen und weltlichen Räthen gut unterrichtet würde. Aber da fehlt's eben. Man täuscht die hohe Frau gar so oft und stellt ihr die Sachen anders vor als sie sind. Meine Enkelin ist zu scheu und mattherzig, ich aber kann seit zehn Jahren mein Bett nicht verlassen und es ist schon lange her daß die hohe Frau mich besucht hat. Doch faßt Euch ein Herz. Die Theresel wird sich gewiß Eurer annehmen. Ich glaube, sie kommt schon. Bleibt nur sitzen, sie ist keine hohe Person, vor welcher man Komplimente schneiden muß.

Therese, die Kammermagd, trat in das Zimmer.

Sie war sehr einfach gekleidet. Ein kurzes braunes Mäntel-

chen hatte sie über ein graues Kleid geworfen und als sie jenes späterhin ablegte, stand sie in einem Nonnenhabit vor den Fremden. Auf dem Kopfe trug sie eine kurze Schaube ohne jeden Aufputz.

Sie grüßte die Besucher, welche sich vor ihr verneigten und küßte dann der Großmutter die Hand und den Mund.

Du kennst wohl die Herren nicht? fragte die Großmutter.

Einen von ihnen kenne ich, antwortete Therese. Es ist ein hoher Herr — ein Herzog von Ahremberg. Ich habe heute mit ihm in der Kammer Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter gesprochen.

Nun, dann wirst Du auch errathen, weßhalb der Herr Herzog hier ist, sagte die Großmutter. Der andere Herr ist der Vater jenes unglücklichen Geschöpfes, welches man als Gotteslästerin und Kreuzbrecherin festgenommen hat. Resel, Du mußt der Armen helfen. Der Herr Herzog ist höchst bestürzt darüber, daß man seine Braut tödten will; denn er ist davon überzeugt, daß sie unschuldig ist. Der alte Herr, der seine Tochter so gut erzogen hat und ihre Tugend nicht genug rühmen kann, ist der Verzweiflung nahe.

Der Herzog ergriff nun gleichfalls das Wort und wußte mit rührenden Worten seine Liebes- und Leidensgeschichte zu schildern.

Kaum hatte er geendet, so warf sich ihr der Schultheiß zu Füßen und beschwor Therese sein Kind zu retten.

Das Mädchen seufzte aus tiefer Brust und sagte:

Ich möchte Euch gerne helfen, aber ich fürchte, daß ich dies nicht im Stande sein werde. Die Kaiserin glaubt Alles, was ihr die Jesuiten sagen und thut, was diese von ihr verlangen. Sie setzt einen großen Stolz darein, die große Verschwörung, welche, wie sie sagen, vom Teufel gegen Gott angezettelt worden ist, entdeckt zu haben. Sie behaupten, daß Jeder, der für eine Kreuzbrecherin spricht, selbst vom Teufel verblendet ist und deßhalb auch durch Henkershand sterben sollte. Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter ist sehr aufgebracht über Euch, Herr Herzog, und zwar deßhalb, weil Ihr das Mädchen, welches Ihr heiraten wollt, zum Falle gebracht, und sie sagte ausdrücklich, daß Ihr sie dadurch dem Teufel überantwortet habt.

Wenn ich sie zum Falle gebracht, so will ich sie auch wieder zu Ehren bringen, sprach der Herzog. O, sagt dies der Kaiserin Eleonore und setzt hinzu, daß es kein frömmeres Geschöpf gibt als

meine Braut. Wenn sie die Gnade hätte, das Mädchen vor sich erscheinen zu lassen, dann würde sie auch wissen, daß man sie falsch angeklagt hat.

Ich glaube das Beste von Eurer Braut, sagte die Kammermagd, und weiß es ganz gut, daß die geistlichen Rathgeber der Kaiserin-Mutter verlogene, böswillige Leute sind, die auch mich nicht leiden können. Aber so gerade heraus kann ich's der Kaiserin nicht sagen, wie sich die Sache verhält. Dies würde auch wahrlich nichts nützen. Wenn mir der liebe Gott eine gute List eingeben würde, dann — dann —

Das Mädchen versank in Nachdenken und blickte dann lächelnd den Herzog an.

Ich habe schon etwas ersonnen, sagte sie, und werde gleich morgen den Versuch machen, meine erhabene Gebieterin günstig für Euere Marie zu stimmen.

O rechnet auf meine unendliche Dankbarkeit! rief Franz von Ahremberg. Ich werde Euch stets wie einen Engel verehren. Schon heute Früh, als Ihr in die Kammer tratet, glaubte ich in Euch einen Engel zu sehen.

Habe ich ausgesehen wie ein Engel? fragte Therese naiv.

Ja gewiß, antwortete der Herzog. Ich habe Euch mit Erstaunen angesehen.

Auf Befehl der Kaiserin-Mutter mußte ich mich auf eine Art kleiden, daß ich wie ein Engel aussähe. Die Kaiserin beschäftigt sich nämlich damit, eine Zeichnung für ihre Grabstätte entwerfen zu lassen und wünscht, daß ein Engel von meinem Aussehen bei ihrem Sarge kniee.

Ein Bildhauer sollte auch gerufen werden, um mein Bildniß abzunehmen und in Stein zu meißeln. Der Kaiserin gefiel ich auch recht gut; aber ihre Beichtväter rümpften bei meinem Anblicke die Nasen und sagten, ich hätte zu gemeine Züge für einen Engel, welche Aeußerung mich ungemein ärgert. Ich konnte mich nicht zurückhalten, den hochwürdigen Herren zu sagen: Ich bin nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen. Wenn Ihr aber glaubt, daß Ihr besser für einen Engel paßt, als ich, so wird Ihre Majestät gewiß Euch in Marmor nachbilden lassen. Da sagte die Kaiserin: Schweig'

und lege Dein Kleid ab. Die hochwürdigen Herren müssen es besser wissen, als wir, wie ein Engel aussieht.

Doch nun will ich wieder gehen, sagte das Mädchen, während es nach der Hand der Großmutter griff. Heute ist nächtliche Andacht bei uns und da darf ich mich nicht versäumen. Dienstag komme ich wieder und bleibe länger hier. Dann werden wir auch schon wissen, ob meine Fürbitte bei der Kaiserin etwas genützt hat.

Thereſe, sagte die alte Frau, wenn Du Deine Bitte vorbringst, dann sprich auch von mir mit der Kaiserin-Mutter. Du sollst es nicht als Geheimniß vor ihr bewahren, daß ich Dich angeeifert habe, sie zu bitten, jenen schrecklichen Prozessen ein Ende zu machen, welche Gott und allen Heiligen höchst mißfallen müssen. Sag' ihr, daß viel unschuldig Blut vergossen wird und daß sie den Jesuiten nicht trauen solle, welche schon so vieles Ueble in der Welt angerichtet haben. Ich habe ein altes Buch, worin so Vieles aufgezeichnet ist, was diese geistlichen Herren verbrochen haben. Das kannst Du mitnehmen und der Kaiserin-Mutter lesen lassen. Aus diesem Buche wird sie ersehen, daß sie nicht wohl daran thut, die Jesuiten in ihrer Nähe zu dulden und daß sie Alles von ihnen zu befürchten hat. Nimm ihr das Buch mit, Du wirst es in der unteren Lade des Kastens finden. Wie ich noch gesund war und Dein Vater noch lebte, habe ich oft in diesem Buche gelesen und er hat oft gesagt: Das Buch sollte man unserem Landesherrn in die Hände spielen, damit er erfährt, was das eigentlich für Leute sind, die unter dem Anscheine von Frömmigkeit sich in seine Gunst zu setzen wußten.

Das Mädchen billigte den Rath ihrer Großmutter, suchte nach dem Buche und fand auch dasselbe. Es war in Schweinsleder gebunden und ziemlich voluminös.

Die Kammermagd nahm es unter den Arm und sagte:

Ich will es hinter meinem Mäntelchen verstecken, damit die geistlichen Herren es nicht sehen, welche die Kaiserin-Mutter bewachen. Sie würden es mir wegnehmen. Ich habe oft in diesem Buche gelesen, aber damals war ich noch zu dumm, um zu verstehen, was darin enthalten ist. Wenn ich heute Nacht in meinem Kämmerchen bin, will ich wieder darin lesen, damit ich der Kaiserin auch Auskünfte ertheilen kann, wenn ich es ihr überreiche. — Und

nun mit Gott, Herr Herzog! Mit Gott, Ihr guter alter Herr! — Möge es mir gelingen, Euch von Eurem schweren Kummer zu erlösen.

Schon eilte das Mädchen zur Thüre hinaus und die Großmutter sagte:

Ihr Herren sollt Euch nicht mit der schweren Schuld beladen, mich um meine Betstunde gebracht zu haben. Beten wir denn drei Vaterunser und einen Glauben, damit Gott unsere gnädige Kaiserin Eleonore erleuchte und sie geneigt mache, auf die Bitten meiner Enkelin zu hören.

Der Herzog und der Schultheiß erfüllten den Wunsch der alten Frau und verließen sie dann mit dem Versprechen, am Dienstag Abends sich wieder bei ihr einzufinden.

Achtes Kapitel.

Kaiserin Eleonore und ihre Kammermagd.

Frühzeitig verließ die Kaiserin ihr Lager und schon war ihre Kammermagd bei ihr, um ihr beim Ankleiden behilflich zu sein. Außer dieser durfte ihr Niemand dabei Dienste erweisen.

Die greise hohe Frau hüllte sich nicht in prächtige Roben, noch schmückte sie sich mit Gold und Juwelen. Sie kleidete sich in einen grauen Nonnenhabit und ihr einziger Schmuck bestand in einem Rosenkranze, dessen Kügelchen aus Gestein vom Grabe Christi angefertigt waren.

Noch hatte sie nicht ihre Beichtväter an ihrer Seite. Aber in der nächsten Stunde schon werden sie da sein, um sie erst zur Mittagszeit auf ein Stündchen zu verlassen. Dann aber kommen sie wieder und weichen nicht von ihr, bis sie sich in ihr Schlafgemach begibt.

Ach, wie bin ich doch so heute ganz verwirrt, sagte die Kaiserin-Mutter. Ich habe vom bösen Feinde geträumt und war schon eine arme Seele, welche der Höllenfürst mit seinen Krallen zu sich zu ziehen suchte. Da aber erschienen zu meiner Hilfe die Jesuiten und disputirten mit dem Teufel. Ach, das war ein schrecklicher Traum Es donnerte und blitzte, ich befand mich in einem ganzen Regen

von brennenden armen Seelen, die wie Sternschnuppen in die Hölle hinabfielen. Das ist kein guter Traum — er profezeit mir mein nahes Ende und es ist mir noch immer nicht gelungen, die Macht des Bösen zu bekämpfen und die Gotteslästerer und Kreuzbrecherinnen gänzlich zu vertilgen. — Was wird dann erst geschehen, wenn ich meine wachsamen Augen nicht mehr offen habe! — Ja, meine liebe Therese, es steht schlecht mit mir und dem ganzen Reiche!

Ihre Majestät sollten sich mehr Ruhe und Erholung gönnen sprach das Mädchen. Aber das ewige Beten und Kasteien kann Ihro Majestät nicht gut bekommen. So hat keine Heilige gelebt. Sie sind die allerbeste Frau und Fürstin, und begehen wahrlich keine Sünden, die Sie abzubüßen hätten. Die hochwürdigen Herren Jesuiten sollten Sie schon einmal in Ruhe lassen. Sie setzen Ew. Majestät schreckliche Dinge in den Kopf und das betrübt mich überaus.

Ach, mein Kind, das verstehst Du nicht, sagte die Kaiserin-Mutter. Ich habe vor Gott alles Böse zu verantworten, was in den weiten Ländern geschieht, über welche wir zu wachen haben. Keine christliche Seele darf verloren gehen und deßhalb sollte ich auch ohne Unterlaß beten und wachen. — O, ich bin noch immer zu wenig heilig. Es geschieht noch immer gar viel Böses!

Ja, das will ich glauben, Ihrer Majestät, antwortete die Kammermagd. Besonders bei den Gerichten geschieht viel Böses und der Name Ihrer Majestät wird arg mißbraucht. Die unschuldigsten Menschen werden gräßlich gemartert und ihnen die entsetzlichsten Dinge durch Bosheit und Hinterlist zur Last gelegt.

Woher weißt Du denn das? fragte die Kaiserin.

Ach, ich muß es gestehen, erwiderte Jene. Vorgestern Nachts habe ich es geträumt. Da hörte ich Heulen und Wehklagen und sah, wie unglückliche Frauen auf das Schrecklichste gepeinigt wurden. Halb nackt waren die Bedauernswerthen, denen man auf Leitern die Glieder auseinanderzerrte und dabei mit Fackeln brannte. Sie schrieen Gott und die Kaiserin um Hilfe an und unten standen Jesuiten, welche riefen: Henker, nur noch mehr gepeinigt! Sie haben noch nicht eingestanden, daß sie Gott gelästert und ein Kruzifix zerbrochen haben. Ich glaubte in der Hölle zu sein, aber da hörte ich, daß ich mich in der Folterkammer befinde. Ich sah ein

junges Frauenzimmer, welches man mit geweihten Wachskerzen unbarmherzig schlug und dann unter den Armen mit Feuer brannte. — Gott, Gott, jammerte die Unglückliche und blickte weinend in die Höhe des Gewölbes. Da sah ich das Gewölbe oben weichen und der Himmel enthüllte sich vor meinen Augen in Pracht und Herrlichkeit. Ich sah die heilige Mutter Gottes, welche Thränen vergoß und an die Unglückliche, die unten, von Henkersknechten umringt, auf dem Marterschemel saß, die Gnadenworte richtete: Maria Weber von Dillingen, trage Dein Leiden mit Geduld und Standhaftigkeit! Auch Dein Heiland wurde von den Pharisäern und Sadduzäern angeklagt und gemartert.

Das hättest Du im Traume gesehen? fragte die Kaiserin bestürzt. Mein Gott, wenn das eine Eingebung Gottes gewesen ist, dann habe ich schweres Unrecht gethan, da ich die Peinigung dieser Unglücklichen anbefohlen.

Ich habe deßhalb auch mit meiner Großmutter gesprochen und sie gebeten, mir meinen Traum zu deuten. Die Großmutter sagte mir: Dein Traum hat eine gute Vorbedeutung. Denn wenn Du ihn der allergnädigsten Frau erzählst, so wird sie das furchtbare Verfahren gegen die sogenannten Kreuzbrecherinnen einstellen und ihre falschen Rathgeber, die Jesuiten entlassen.

Das hat sie Dir gesagt?

Ja, Ihro Majestät. Sie gab mir auch dieses Buch, worin alle Thaten der Jesuiten aufgezeichnet sind. Ihre Majestät sollen es im Geheimen lesen.

Kaiserin Eleonore horchte mit Aufmerksamkeit und wachsender Bestürzung auf jedes Wort des Mädchens.

Ist es denn möglich? rief sie dann mit bebenden Lippen. — Die Lehre der Jesuiten wäre eine Irrlehre? Und die anderen wären die Frommen, die Tugendhaften, die von Gott Auserwählten? Gotteslästerinnen erlangen die Märtyrerkrone, Kreuzbrecherinnen öffnet sich der Himmel und die Mutter Gottes weiht ihnen die Thränen ihres Erbarmens! — Therese, ist es denn gewiß, daß Dein Traumgesicht von Gott gekommen? — Wenn der böse Feind Dir dies eingegeben hätte! — Mädchen, hattest Du auch vor dem Schlafengehen andächtig gebetet. Hattest Du Dich mit dem Weihwasser, wie es sich geziemt, besprengt und das Zeichen

des heiligen Kreuzes mit vollständigen Strichen an Stirn, Mund und Brust gemacht?

O, Ihro Majestät, ich habe alle christkatholischen Vorschriften wohl beachtet und außerdem noch meine heilige Namenspatronin Theresia und meinen heiligen Schutzengel angerufen und als ich dann mit gefalteten Händen auf meinem Lager ruhte und die müden Augen mir zufielen, da überkam mich ein wundersam süßes Gefühl und eine himmlische Musik tönte mir in das Ohr. Dann sah ich die unglücklichen Kreuzbrecherinnen auf der Folter und dem Marterstuhle und sah, wie der Himmel sich vor ihnen öffnete, wie die heilige Mutter Gottes mit thränenbethautem Antlitze sich fast sehnsuchtsvoll zu ihnen herabbeugte. Ich sah die Jesuiten mit Henkersknechten vermischt, sah ihre entsetzensvollen, verzerrten Mienen, abgewendet von dem Gnadenlichte, dessen Glanz sie nicht ertragen konnten. Ich sah ihre blutigen Hände und diese schwebten noch im fahlen Schwefellichte vor mir, als die anderen Traumgestalten bereits verschwunden waren.

Kaiserin Eleonore gab dem Mädchen einen Wink zu schweigen und kniete dann vor ihrem Betschemel nieder, die mit dem Rosenkranz umflochtenen Hände auf das hohe Kruzifix von Ebenholz und Elfenbein richtend und angstvoll die Worte rufend:

Herr, erbarme Dich unser! Christe erbarme Dich unser!

Das Mädchen kniete fern von der Kaiserin ebenfalls nieder und betete inbrünstig wie noch niemals.

Zu welcher verwegenen List hatte sie ihre Zuflucht genommen!

Aber kann ihr der milde, gnadenreiche Gott zürnen, wenn sie es zu verhindern sucht, daß zu seiner Verherrlichung ferner Ströme Blutes vergossen werden?

Alles hängt von dem Entschluße der Kaiserin ab. Draußen in der Kammer harren bereits die Jesuiten. Läßt Eleonore diese vor sich kommen, dann ist Alles verloren.

Nach einer langen stummen Andacht erhob sich die Kaiserin, ergriff ein silbernes Stäbchen und schlug damit dreimal auf die Tischglocke.

Das war das Zeichen zum Eintreten für ihre Obersthofmeisterin.

Eleonore hatte schon lange nicht mehr nach dieser verlangt.

Sie war daher auch nicht in der Kammer gegenwärtig und dem Regulativ zufolge erschien die erste Kammerfrau, um dies Ihrer Majestät zu melden.

Es ist nicht nothwendig, sagte die Kaiserin, nachdem sie den Vortrag ihrer Palastdame gehört, daß Ihr nach der Gallas schickt, aber augenblicklich sendet nach dem Kapuzinerkloster mit dem Auftrage, daß Vinzentius der Pfälzer vor mir erscheine, — die Herren Patres der Gesellschaft Jesu sollen draußen bleiben.

Die Hofdame entfernte sich und die Kaiserin sagte wohlwollend zu Therese:

Komm', mein liebes Kind, wir wollen in den Garten hinabwandeln, denn ich schmachte nach frischer Luft. Reiche mir Deinen Arm. Auf Dich will ich mich stützen. Der Himmel ist mit Dir, er spiegelt sich in Deinen Augen und aus Deinen Zügen spricht nicht Lüge und Verstellung. Es ist ein Glück, daß ich wenigstens ein Geschöpf habe, das mir in Treue und Wahrheit zugethan ist!

Auf diese Worte füllten sich die Augen des Mädchens mit Thränen. Es wurde ihr so wehe ums Herz, daß es ihr Mühe kostete, sich nicht vor die Kaiserin hinzuwerfen und ihre Lüge zu bekennen.

Aber da gedachte sie der unglücklichen Braut des jungen Herzogs und sie hatte ihren Muth und ihre Standhaftigkeit wieder gewonnen.

Das Buch, welches Du mir gebracht, kannst Du mitnehmen, sprach die Kaiserin. Du wirst mir daraus vorlesen. Meine Augen sind schwach geworden, seit die Agnesquelle bei Sievring versiegt ist.

Therese Füllerin nahm das Buch zu sich und wandelte, die Kaiserin stützend mit ihr durch die Tapetenthüre nach dem Bilderzimmer und von dort in die sogenannte Hausmutterstube. Von hier gelangten sie in den Cillihof und begaben sich von dort nach dem Gärtchen unfern des Ballhauses.

Dort setzte sich die Kaiserin Eleonore mit ihrer Kammermagd unter die hohe Linde. Mit Silberstimme las das Mädchen der Kaiserin aus ihrem Buche vor, während die Morgensonne ihr goldenes Licht auf das Gärtchen warf.

Es war ein stiller, lauschiger Ort und Niemand kam heran, Thereſens Lektüre störend.

Die Kaiserin-Mutter vernahm Erstaunliches, Entsetzensvolles. Der Friede verschwand aus ihrer Seele.

Sie sagte:

Wenn das Alles wahr ist, was in diesem Buche aufgezeichnet steht, dann lass' ich die Jesuiten noch heute aus dem Lande peitschen. Gott sei uns gnädig und barmherzig!

Neuntes Kapitel.

Pater Vinzenz, der Pfälzer.

Die Kaiserin-Mutter begab sich mit der Füllerin, nachdem sie sich fast eine Stunde in dem Garten aufgehalten wieder nach ihren Gemächern zurück.

Der Kapuziner, nach dem sie geschickt, harrte ihrer in der Kammer und wurde sogleich vorgelassen.

Pater Vinzenz war ein Landsmann der Kaiserin, welcher in früherer Zeit oft zu Hofe gerufen wurde, um in wichtigen Angelegenheiten seinen Rath zu ertheilen. Seit jedoch die Jesuiten sich völlig dieses Terrains bemächtigt hatten, wurde ihm jeder Weg zur Kaiserin-Mutter verlegt. Sie verlangte auch nicht mehr nach ihm.

Dieser Mann war sehr alt und auch sehr mürrisch geworden. Er hatte sich in der Kammer darüber aufgehalten, daß man ihn in seiner Ruhe gestört, und gesagt, daß er es sehr sonderbar finde, daß Eleonore sich seiner erinnere, nachdem fünfzehn Jahre lang Niemand von Hofe in seiner Zelle erschienen sei, um auch nur eine einzige Messe bei ihm zu bestellen.

Die Jesuiten, welche noch immer nicht aus der Kammer gewichen waren, hatten ihn sehr freundlich empfangen und mit Lobsprüchen überhäuft.

Der Pfälzer aber sagte:

Ich bin süßer Leckereien nicht gewöhnt und es gefällt mir gar nicht, daß Ihr mir Honig um den Mund streicht.

Der fromme Kapuziner stand nun vor der Kaiserin-Mutter. Er schlug den ihm angebotenen Sitz aus, obwohl er fünfundachtzig Jahre alt war und nicht ohne Stock gehen konnte.

Dieser Vinzentius hatte einen völlig kahlen Scheitel und

einen dichten weißen Bart, der ihm ein sehr ehrwürdiges Aussehen verlieh.

Trotz seines hohen Alters hatten seine Sinne von ihrer Schärfe nichts eingebüßt und ihm entging im Beichtstuhle auch nicht ein Flüsterwort.

Kaiserin Eleonore erzählte ihm den Traum sowohl als den ihrer Kammermagd und bat den Kapuziner, ihr dieselben auszulegen.

Pater Vinzenz zuckte mit den Achseln und sagte:

Ich verstehe mich nicht auf die Kunst, Träume zu deuten. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß gar oft das Gegentheil von Dem geschieht, was man träumt. Deßhalb ist es wohl möglich, daß die Herren Jesuiten mit dem Teufel um die ausgefahrene Seele Ihrer Majestät disputiren; aber es ist auch möglich, daß sie dasselbe unterlassen werden. Ebenso vermag ich es nicht mit Sicherheit zu sagen, ob der Traum der Kammermagd eine Eingebung Gottes oder des Teufels gewesen sei. Die Frömmsten sind von bösen Anfechtungen nicht geschützt. Hat doch im Schaumburgischen der Teufel sieben Jahre lang unter frommen Mönchen als Guardian gelebt und sich an allen Bußübungen derselben betheiligt.

Die Gotteslästerer mit dem Tode zu bestrafen, ist ein alter guter Brauch, den man nicht abkommen lassen soll. Aber ich kann es Ihrer Majestät nicht verhehlen, daß man über die vielen Hinrichtungen der sogenannten Kreuzbrecherinnen allenthalben die Köpfe schüttelt und die Meinung hegt, daß in dieser Sache zu viel des Guten gethan wird. Ferner muß ich es bezweifeln, daß die Mutter Gottes über die Bestrafung der Gotteslästerinnen weine und deren Pein ebenso verdienstvoll halte als das Leiden Christi. Ich muß gestehen, daß ich es für eine wahrhafte Gotteslästerung halte, solches der Himmelskönigin nachzureden. Was aber die blutigen Hände der Jesuiten betrifft, nun ja, die haben sie — die haben sie! Es wird von ihnen viel Blut vergossen, das füglich erspart werden könnte.

Wie, glaubt Ihr wirklich, daß die Jesuiten mit dem Meuchlerdolche bewaffnet sind? fragte die Kaiserin-Mutter.

Meuchlerdolch? wiederholte Pater Vinzenz. Davon spreche ich nicht. Kaiserin Elisabeth bekam eine blutige Hand, nachdem sie das

Todesurtheil ihrer Schwester Maria unterzeichnet hatte. Die grausame Gräfin von Tirol, Margaretha, genannt die Maultasche, tauchte jeden Augenblick ihre Hand in ein Wasserbecken, denn sie war immer voll Blut, nachdem in ihrem Namen so viel Blut vergossen worden.

Nach Euren Worten dürfte ich kein Todesurtheil mehr unterzeichnen? sagte die Kaiserin. Wie würde es aber dann im Lande aussehen? Darf ich milde mit Verbrechern verfahren?

Warum nicht? fragte der Kapuziner. Ihr könnt Alles. Ihr seid die Herrin über Tod und Leben. Aber unschuldiges Blut dürft Ihr nicht vergießen, sonst bekommt Ihr ganz gewiß auch eine blutige Hand.

Kaiserin Eleonore wies auf das Buch, das auf dem Tische lag und sprach:

Nehmt dieses Werk in die Hand und sagt mir, was Ihr davon haltet.

Der alte Kapuziner gehorchte dem Wunsche der Kaiserin.

Er öffnete das Buch und las den Titel.

Im nächsten Augenblicke aber legte er das Buch rasch auf den Tisch zurück und wischte sich mit sichtlichem Grauen und Abscheu die Finger an seiner Kutte ab.

Was ist Euch? fragte Eleonore.

Ihro Majestat laßt mich künftig in Ruhe zu Hause sitzen, antwortete Pater Vinzenz. Dieses Buch hat der verfluchte Ketzer Schmidt geschrieben, ein Pfälzer, der uns durch seine Landsmannschaft soviel Schande bereitet. Dieses Buch ist in der verfluchten Ketzerstadt Berlin gedruckt worden. Wehe der Seele, die dieses Buch liest! Für die gibt es kein Heil auf Erden und in der Ewigkeit! Amen.

Der alte Kapuziner eilte fort, ohne auch der Kaiserin die schuldige Ehrerbietung zu erweisen.

Die fromme Fürstin, welche nun erst wußte, daß ihr die Kammermagd ein gottloses, ketzerisches Buch in die Hände gespielt, konnte nicht mehr daran zweifeln, daß der Traum derselben ein Teufelswerk sei und ohne lange zu überlegen, ließ sie sogleich die Jesuiten zu sich kommen.

— — — — — — — — — — — —

Thereſe durfte nicht wieder vor der Kaiſerin erſcheinen.

Der Burgprofos holte ſie ab und führte ſie in das Burggefängniß.

Die Füllerin mußte für eine große Sünderin gehalten werden, denn die Jeſuiten fanden es für nöthig, nicht allein Thereſens Kämmerlein, ſondern auch alle Gemächer der Kaiſerin-Mutter auszuweihen, wohin jene oft gekommen.

Einige Stunden ſpäter wurde das Mädchen auf den ausdrücklichen Befehl der Kaiſerin Eleonore von dem kaiſerlichen Hof- und Kammerrath Finkenſtein mit Hinzuziehung der Beichtväter der Kaiſerin-Mutter in's Verhör genommen.

Thereſe wollte nicht Rede und Antwort geben.

Sie ſagte, daß ſie ſich ſelbſt vor ihrer Gebieterin vertheidigen werde.

Dieſe Angelegenheit machte bei Hofe ſo großes Aufſehen, daß der Kaiſer ſelbſt in Begleitung vieler ſpaniſchen Herren und des Grafen Althahn bei dem Verhöre des Mädchens erſchien.

Als man von ihr verlangte, zu bekennen, daß der Teufel ſie verführt habe, antwortete ſie:

Mich hat Niemand verführt. Ich habe mir allein jenen Traum ausgedacht, um das unglückliche Schwabenmädchen und mit ihm alle anderen ſogenannten Kreuzbrecherinnen zu retten, welche unſchuldig hingemordet werden. Doch an all' dieſem lag mir weit weniger als an meiner hohen Frau und Kaiſerin, welche von den Jeſuiten überredet, die Todesurtheile, die ihr von dieſen vorgelegt werden, mit ihrer Unterſchrift beſtätigt. Das bringt ſie um die Gnade des Himmels, und ſie iſt doch ſo überaus gut und milde. Ich habe oft ſo manches Wort von den Jeſuiten aufgefangen, aus dem ich weiß, daß dieſe ihre Freude daran haben, wenn ſie junge, unſchuldige Geſchöpfe in ihre Gewalt bekommen und einer Gotteslästerung überführen können. Die Großmutter hat mich ſelbſt dazu angeeifert, mich jener Todesopfer endlich anzunehmen, und hat mir auch das Buch gegeben, worin viele Unthaten der Jeſuiten getreu aufgezeichnet ſind.

Hiermit wurde das Protokoll geſchloſſen und die Gerichtsverhandlung hatte ihr Ende gefunden.

Man konnte der Kaiſerin-Mutter melden, daß die Kammer-

magd, an welche sie so viele Wohlthaten verschwendet, sie schändlich belogen, und gottlose Frevel ersonnen habe, indem sie der Himmelsmutter die Worte in den Mund gelegt, daß diese die Leiden der Kreuzbrecherinnen mit den Leiden des Heilandes verglichen habe.

Verfügt mit ihr nach Recht und Gebühr, antwortete die Kaiserin-Mutter. Ich ziehe meine Gnadenhand von ihr sowohl als ihrer Großmutter ab.

In der folgenden Nacht wurde das Mädchen aus dem Burggefängnisse abgeholt und zur genauen Beobachtung und weiteren Untersuchung in das Zuchthaus gebracht.

Zehntes Kapitel.

Ein Retter in der Noth.

Mitternacht war bereits vorüber, als Franz von Ahremberg in das Zimmer des Schultheiß von Dillingen stürzte und ihn aus dem Schlafe weckte.

Rettet Euch und das Kind! rief er in heftigster Aufregung Mariens Vater zu. Man hat uns angeklagt, daß wir uns gegen das Leben und das Seelenheil der Kaiserin Eleonore verschworen haben, und daß wir den Teufel angerufen, um Marie zu retten. Unverweilt müßt Ihr von hier fort — Ihr und das Kind; denn man hat dieses für ein Kind des Teufels erklärt.

Nun, sie sollen kommen und mich tödten, sagte der Schultheiß, welcher sich von seinem Lager erhoben hatte. Wenn meine Tochter sterben soll, will auch ich nicht leben.

Noch ist sie nicht verloren, antwortete der Herzog. Ich ringe mit aller Macht um ihre Hinrichtung zu hintertreiben.

Also haben wir vergebens auf die Verwendung der Kammermagd gerechnet? fragte Weber, der sich in Eile ankleidete.

Vergebens! seufzte der Herzog. Wir haben die Kammermagd und ihre Großmutter ins Unglück gestürzt. Da sie es wagte, bei der Kaiserin für Marie zu sprechen, fiel sie in Ungnade und wurde als Mariens Mitschuldige bereits dem geistlichen Gerichte überantwortet. Auch ihrer Großmutter hat man sich bemächtigt. Sie

wurde auf einer Tragbahre nach dem Lazarethe gebracht und schon ist das Gerücht verbreitet, daß sie eine Hexe sei.

Lieber Gott, wohin soll ich denn mit dem Kinde fliehen? seufzte Weber.

Kommt mit mir.

Ich werde die Magd wecken.

Laßt sie schlafen. Je größer die Anzahl unserer Vertrauten, desto größer ist auch die Wahrscheinlichkeit des Verraths. Man hat mich an einen Mann gewiesen, der uns helfen kann und helfen wird. Er wird Euch und das Kind aufnehmen.

Wenige Augenblicke nachher nahm der Schultheiß seinen Enkel aus dem Bette, schlug ihn in seinen Mantel ein und verließ mit ihm und dem Herzog die Wohnung.

Unten vor dem Hause befand sich der Reitknecht des Herzogs, welcher zu Pferde saß und zwei andere gesattelte Pferde am Zügel führte.

Der Schultheiß wurde auf das eine Pferd gehoben, während der Herzog das andere bestieg.

Sie ritten nach dem Stubenthore, welches wie immer des Nachts verschlossen war.

Der Herzog rief die Schildwache an und verlangte, daß man ihm das Thor öffne.

Der Posten rief die Wache heraus.

Als der Herzog seinen Namen nannte, sagte der Unteroffizier: Da muß ich den Kommandanten wecken.

Zu jener Zeit galt die Sperre und Besetzung der Thore für die nothwendigste Sicherheitsmaßregel.

Deßhalb befehligte an jedem Thore ein Hauptmann, welcher dem Stadtkommandanten jeden Morgen einen Stundenrapport zu erstatten hatte und jeden Abend sich von Jenem den schriftlichen Befehl abzuholen hatte.

Der Hauptmann richtete an den Herzog die Worte:

Allen Respekt vor Eurem hohen Stand und Charakter, aber mein Befehl lautet dahin, daß ich Euch im Betretungsfalle festzunehmen habe, Euch und Eure Begleiter.

Ist dies der Befehl, so will ich mich nicht weigern, Euch meinen Degen zu übergeben, sprach der Herzog. Doch jener Mann

an meiner Seite ist nicht mein Begleiter. Er ist ein Fremder, dem ich auf dem Stefansplatze begegnet und der mich ersuchte, ihn nach dem nächsten Thore zu begleiten.

Nun gut, sagte der Hauptmann, sich an den Schultheiß wendend. Wer seid Ihr, wohin wollt Ihr?

Der bestürzte Mann stammelte einige Worte und fast in demselben Augenblicke fing das Kind unter seinem Mantel zu schreien an.

Da ist eine Schelmerei im Spiele, sagte der Thorkommandant. Ihr seid keine Amme, da Ihr aber dennoch ein Kind bei Euch habt, so geht das nicht mit rechten Dingen zu. Ihr seid verhaftet.

Halt! rief der Herzog. Ich habe ein Wort im Vertrauen mit Euch zu sprechen. — Ein wichtiges, dienstliches Wort! setzte er lauter hinzu, damit es die Wache höre. Laßt Eure Leute zurücktreten.

Der Hauptmann erfüllte den Wunsch des Herzogs.

Dieser sagte nun:

Ich gebe Euch fünfzig Dukaten, wenn Ihr diesem Manne mit dem Kinde das Thor öffnet. Es ist mein Sohn, welchen Ihr kläglich schreien hört. Man hat seine Mutter auf eine ebenso ungerechte als schändliche Anklage verhaftet und das Leben des unschuldigen Kindes ist bedroht. Zeigt, daß Ihr ein braves Soldatenherz habt und verschließt Euer Ohr nicht dem Mitleide. Es wird vielleicht bald die Zeit kommen, wo ich Euch gleichfalls gute Dienste erweisen kann. — Nehmt diese Rolle mit Dukaten und erfüllt mir meine Bitte.

Der Hauptmann nahm die Geldrolle, steckte sie in die Tasche und sagte:

Ihr sollt mich nicht vergebens daran erinnert haben, daß ich ein braver Soldat bin. Das mir angebotene Geld werde ich beim Rapporte dem Stadtkommandanten übergeben und Ihr sowohl als Euer Kind und der Mann, welcher es trägt, bleiben hier.

Ihr seid ein Schurke, rief der Herzog zornig, ein erbärmlicher Schurke!

Oho! rief Jener. Ich bin Edelmann. Kommt Ihr in die Lage, Herr Herzog, von Eurem Degen wieder Gebrauch machen zu können, so müßt Ihr Euch mit mir schlagen. Mein Name ist Ritter von Fries. — Absitzen! Ich befehle es.

Der Herzog riß seinen Degen aus der Scheide, gab mit demselben dem Hauptmann einen flachen Hieb in das Gesicht und sprengte schnurstraks mit seinem Pferde davon.

Die Soldaten liefen ihm nach.

Der Hauptmann schrie diesen zu:

Schießen! Schießen!

Aber im nächsten Momente war der Herzog für die Soldaten nicht mehr sichtbar.

Er ritt nach der kaiserlichen Burg und forderte bei dem verschlossenen Thore Einlaß.

Das Thor öffnete sich, worauf der Herzog zum Kommandanten der Burgwache sagte:

Ich muß sogleich den Hauptmann der Arzierengarde Grafen Hamilton sprechen.

Graf Hamilton wurde aus dem Schlafe geweckt und empfing den Herzog von Ahremberg.

Ihr seid mir im Range eines Obersten gleich, sagte der Herzog zu ihm, und übertrefft mich weit an Valorosität und Verdiensten. Ich darf mich daher nicht scheuen, in Eure Hände meinen Degen zu legen. Man hat meine Verhaftung anbefohlen, ich stelle mich Euch als Gefangener und ersuche Euch, das Weitere anzuordnen.

Gut, Kamerad und durchlauchtiger Herr, sagte der Graf. Ich fühle mich geehrt, Euren Degen übernehmen zu können und werde ihn morgen Sr. Majestät zu Füßen legen und um weitere Anordnungen bitten. Begebt Euch indeß zum Hofprofosen.

Der Herzog wurde von einem Hatschieren zu dem Hofprofosen geführt, welcher ihm gleich das Kavalierszimmer öffnete.

Ahremberg verbrachte unter Seelenmartern die Nacht.

Er sah immer die arme Marie, im Gefängnisse, in der Folterkammer — er sah sie auf dem Schaffote. Er sah den Holzstoß schon errichtet, auf welchem sein Kind als Sprosse des Teufels gebraten werden sollte.

Er war ein so vornehmer Herr — vor dem Kaiser durfte er mit bedecktem Haupte erscheinen — seine Ahnen waren mit Königen verschwägert und verschwistert — und ihm soll es nicht gelingen, ein weibliches Wesen mit einer alle Herzen gewinnenden Anmuth und unendlichen Seelengüte einer Würgerbande zu entreißen, welche,

alles Recht mißachtend, dasselbe nur deßhalb hinschlachten wollen, um ihre Macht und Herrlichkeit zu beweisen?

Wird man sich nun auch an ihn wagen, um ihm den Prozeß als Abtrünniger von Gott, als Kreuzbrecher zu machen? Er wünscht es.

Die herrschende Jesuitenpartei hat es in ihrer Frechheit bis zum Aeußersten gebracht. Will man sie noch länger wüthen lassen, — wird sich denn Niemand finden, dem Kaiser die Augen zu öffnen, damit er es einsieht, daß durch diese fluchwürdigen Thaten sein Name geschändet wird? Kann er es noch länger zugeben, daß eine wahnbethörte Frau, völlig in der Gewalt der Jesuiten, das entscheidende Wort bei diesen unerhörten Prozessen zu sprechen habe?

Der gesammte Hofstaat, die Großen und die Kleinen des Reiches werden sie noch länger schweigen, die Religion schänden und das Recht als Blasphemie gelten lassen? Schande für den Menschengeist, daß solche Thaten im 18. Jahrhundert möglich sind! Wenn es noch edle und empfindsame Herzen gäbe, müßte ein wüthender Aufruhr das Land durchtoben und für das schändlich vergossene Blut mit geballten Fäusten Rechenschaft gefordert werden.

Aber kein wildes Geschrei schlägt an sein Ohr.

Nur eine Nachtigall in einem Käfig an einem nahen Fenster singt ihr süßes, melancholisches Lied.

Endlich ist es Tag geworden, endlich wird es Mittag.

Da erhält der Herzog Besuch und zwar von dem Grafen Althahn, dem geheimen kaiserlichen Rath und Kämmerer, und dem Hauptmanne der Hatschierengarde, Grafen Hamilton.

Ein kaiserlicher Page, der den Degen des Herzogs auf einem rothsammtenen Polster trägt, folgt den Beiden.

Graf Hamilton ergreift den Degen und überreicht ihn dem Herzoge mit den Worten:

Im Namen Sr. Majestät des Kaisers stelle ich Euer Durchlaucht Ihre Waffe wieder zurück, welche Sie stets mit so vieler Tapferkeit geschwungen. Se. Majestät zählt darauf, daß Ew. Durchlaucht den Degen noch lange rühmlichst für den Glanz seiner Kronen führen werden.

Ich danke Sr. Majestät für die mir bewiesene Huld und danke auch allen Denen, die meine Freilassung befürworteten, sprach

der Herzog, seinen Degen wieder an die Seite nehmend. Aber ich erlaube mir die Frage, weßhalb ein Verhaftsbefehl gegen mich erflossen ist.

Berühren wir nicht weiter solch' unangenehme Dinge, antwortete Graf Althahn. Ew. Durchlaucht werden auf Allerhöchsten Befehl mit hochwichtigen Depeschen nach Spanien abgehen.

Welches Zartgefühl für mich! sagte Ahremberg. So läßt es sich vermeiden, daß ich Zeuge des Henkerschauspieles sein werde, ich spreche von meiner geliebten Braut, der Mutter meines Kindes.

Reisen Ew. Durchlaucht mit Gott! sprach Graf Althahn. Seien Sie überzeugt, daß von unserer Seite so viel wie möglich geschehen wird, um Ihr leidendes Gemüth zu beruhigen. Jedenfalls haben wir leichtere Aktion, wenn Ew. Durchlaucht nicht hier im Lande sind.

Ihr werdet gar nichts thun, gar nichts! rief Ahremberg mit Heftigkeit. Habt Ihr doch schon so lange geschwiegen und die blutdürstigen Fanatiker gewähren lassen.

Die Religion, mein lieber Herzog, muß aufrecht erhalten und dem frivolen Freisinn ein Zurück! entgegengerufen werden. Das antworte ich auf Eure offene Anschuldigung. Aber ich will damit nicht gesagt haben, daß ich mich weigern werde, die Jungfrau aus Schwaben der Gnade und Barmherzigkeit Ihrer Majestät zu empfehlen.

Um jeden Preis muß die Jungfrau aus Schwaben gerettet werden! rief der Herzog. Ich weiß es, daß ich ihr die Mißgunst des Adels zugezogen habe, weil ich die Absicht hatte, sie zu heiraten. Wenn es für sie von Nutzen ist, will ich die Erklärung abgeben, daß ich sie nicht zu meiner Frau machen werde.

Das wird den Herrn Vater Euer Durchlaucht gewiß überaus freuen.

Mein Vater ist ein geistesschwacher Mann und sein Charakter einem schwankenden Rohre zu vergleichen. Es würde mir nicht schwer fallen, ihn mit jener Marie zu versöhnen, und indem ich sie aufgebe, handle ich lieblos an ihm, indem ich sein mühseliges Alter einer edlen und gütigen Pflegerin beraube. Aber um die Gunst des Hofes ist es mir vor Allem zu thun und diese hoffe ich durch mein Kartell zu erlangen.

Mein hoher Freund, sagte Graf Althahn. Ihr verkennt die Sachlage. Der gesammte Hof Ihrer Majestäten wünscht Euch alles Glück und Heil, aber er kann die Folgen nicht hindern, welche Eure Freundin durch ihr Betragen hervorgerufen hat.

Ich fordere, daß Marie Weber vor ein offenes und unparteiisches Gericht mit Ausschluß der Geistlichkeit gestellt werde.

Euch zu Liebe, Herr Herzog, kann man die Gesetzbücher und Bullen nicht in das Feuer werfen.

Edler Herr, ich will ja den Gnadenweg betreten, da man es nicht glauben will, daß die Weber falsch angeklagt worden. Ich bitte Euch, gebraucht Euer Ansehen bei dem Kaiser, damit die Weber pardonirt wird.

Für den Augenblick ist wenig zu machen. Man sagt, Ihr habt es angezettelt, daß mit Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter ein schändliches Spiel getrieben wurde, und zwar von ihrer Kammermagd, an welche sie so viel Huld und Güte verschwendet.

Schrecklich! rief der Herzog, das Mitleid wird zum Verbrechen gestempelt! Ich begreife Euch Fromme nicht.

Doch nun genug, Ew. Durchlaucht, sagte Graf Althahn. Wir sind nicht hieher gekommen, um mit Euch zu disputiren, sondern Euch den Befehl Sr. Majestät anzukündigen. Wollen Ew. Durchlaucht nicht nach Spanien gehen?

O gewiß. Ich rechne es mir als höchstes Glück an, Sr. Majestät dienen zu können.

Heute Abend fünf Uhr habt Ihr von hier abzugehen.

Ich könnte es auch diese Stunde bereits.

Die Depeschen werden nicht früher aus der Kanzlei Sr. Majestät herabgelangen. — Doch nun gehen wir, Ew. Durchlaucht können mit uns zugleich die Prison verlassen.

Dies that denn auch der Herzog und schritt mit den beiden Hofherren den Gang entlang bis zu dem Stiegenhause, wo unter zeremoniellen Freundschaftsbezeugungen Graf Althahn von Ahremberg schied.

Graf Hamilton jedoch stieg die Treppe mit Ahremberg hinab.

Ihr seid ein rechtschaffener Edelmann und mein Kamerad, sprach dieser zu seinem Begleiter. Deßhalb kann ich es Euch auch

offen gestehen, daß ich diesen Althahn nicht für meinen Freund halte. Er wird gegen Marie sprechen.

Große Hoffnungen dürft Ihr nicht in ihn setzen, sagte Graf Hamilton. Er ist den Jesuiten sehr zugethan und wenn er galant gegen seine schöne Frau sein will, so läßt er sie allein zu Hause und besucht den Rektor der Jesuiten. Und ich sage Euch aufrichtig, daß ich gleichfalls Eure Sache für eine verlorene halte. Es ist eine Manie geworden, junge Frauen zu morden. Die vornehmsten Herren verkappen sich als Todtenbrüder, um sich das Schauspiel recht nahe anzusehen. Man läßt die Jesuiten gerne gewähren, um ihnen dies seiner Zeit übel anrechnen zu können. Da spricht man von Moral und Religion. In einem Tollhause leben wir, Kamerad; aber diese Tollen sind verflucht gescheidt oder glauben es wenigstens zu sein. Ich werde mich sehr schnell von hier empfehlen.

Helft mir, Freund, helft mir, sprach der Herzog.

Womit? Mit dem Degen in der Faust? Wollt Ihr Eure Schöne gewaltsam befreien? Das geht nicht, Freund. Und mit Worten läßt sich nichts erreichen. An wen Ihr Euch immer wendet, zuletzt werdet Ihr doch an die Jesuiten gewiesen und diese antworten mit Bauernstolz: Non possumus!

Wie wär' es, wenn ich mich an den Fürstbischof wenden würde?

An den alten Rummel?

Es heißt, daß er ein aufgeklärter Priester ist.

Will es meinen, erwiderte Hamilton. Hat er doch den verstorbenen Kaiser unterrichtet, welcher, wie Ihr wißt, sehr freisinnig dachte. Aber eben deshalb wird er jetzt gehaßt. Man hätte ihn schon längst abgesetzt, doch da er sich ohnehin am Rande des Grabes befindet und man es dem Volke nicht verrathen mag, daß zwischen den Religiösen keine Einigkeit herrscht, so will man ihn ruhig sterben lassen. Wenn Eurer Marie etwas frommen könnte, so wär' es vielleicht der Versuch, sie mit Hilfe eines goldenen Regens aus dem Gefängnisse zu entführen. Doch ich glaube, auch dabei werdet Ihr auf große Hindernisse stoßen. Die Jesuiten sind geriebene Köpfe und wissen sich Ihre Opfer zu sichern. Sie haben auch ihre Werkzeuge so schlau ausgewählt. Doch wo findet man heutzutage nicht Leute, die der Bestechung zugänglich sind? Dies möge Euch trösten und ermuthigen, wenn Ihr Euch in ein Wagniß stürzen

wollt. Doch Ihr geht ja ohnehin nach Spanien ab — und hiermit erledigt sich wohl die Sache von selbst. — Doch mein Dienst ruft mich von Euch. Lebt wohl.

Die beiden Kriegsobersten drückten einander die Hand und entfernten sich nach verschiedenen Seiten.

Wohin sollte sich der Herzog wenden, um für Marie die Rettung anzubahnen? Zu den Richtern des kaiserlichen Stadtgerichtes, welche die Untersuchung gegen dieselbe leiten und das Urtheil über sie fällen werden? O, das hat er bereits gethan. Er hatte vor ihnen wie Demosthenes gesprochen, an ihren Verstand, an ihre Gefühle und an ihren Eigennutz appellirt. Und dennoch war er von ihnen schnöde abgewiesen worden. Diese Herren sprachen von nichts Anderem als von der arg bedrohten Religion und von der wachsenden Verwegenheit der diabolischen Mächte. Stolz brüsteten sie sich damit, daß sie weltliche Mitglieder des Jesuitenordens seien und daher die besondere Obliegenheit haben, das Erlösungswerk der Menschheit zur Vollendung zu bringen.

Die Jesuiten hatten die Richterstellen mit ihren Kreaturen besetzt und sich dazu Leute von Beschränktheit und größter Einfalt ausgesucht, welche wirklich alles das für wahr hielten, was ihnen von Jenen vorgesagt und anbefohlen wurde.

So war das weltliche Gericht beschaffen.

Als Ahremberg Tags vorher nach resultatlosen Versuchen nach seinem Quartier zurückgekehrt, war er von einem Manne besucht worden, der sich ihm als ein ehemaliger Kriegskamerad zu erkennen gegeben hatte, — einem Manne, der gleich ihm um Marie Weber in Dillingen gefreit und von dieser schnöde abgewiesen worden.

Von Haß erfüllt, hatte er damals seinen Degen gegen den Herzog gezückt. Jetzt aber hatte er auf seine frühere Feindschaft vergessen und an Ahremberg die Frage gerichtet, warum er denn nichts thue, um die unglückliche Marie zu retten. Und dieser ehemalige Kamerad hat ihm dann seinen Ring gegeben und gesagt:

Begebt Euch damit zu dem Scharfrichter in Wien. Zeigt ihm meinen Ring und es wird alles gut enden. Ich bürge Euch dafür, daß der Wiener Scharfrichter sich mit Euch befreunden und Euch ebenso dienen wird als wenn ich selbst der Nachrichter wäre. Bietet ihm Gold an, er ist dessen bedürftig. Ich würde Euch auch rathen,

Mariens Kind zu ihm zu bringen, denn dort ist es sicher. Aber beeilt Euch, denn wie ich gehört, will man sich auch des Kindes bemächtigen und es für einen Bastard des Teufels erklären.

Innig hatte er ihm beim Abschiede die Hand geschüttelt und der Herzog, seine Weisung befolgend, hatte auch Mariens Vater und ihr Kind zum Scharfrichter bringen wollen. Der Ausgang des Unternehmens ist bekannt.

Als sich der Herzog in der Burgprison befand und über den ertheilten Rath seines ehemaligen Kameraden nachgedacht hatte, da zweifelte er mehr als jemals daran, daß der Scharfrichter Marien helfen könne.

Wie solle dieser dabei zu Werke gehen?

Wenn Marie seinen Händen übergeben wird, dann befindet sie sich ja schon auf der Richtstätte.

Und dennoch blieb ihm nichts übrig, als sich an den Henker zu wenden.

Der Herzog begab sich in den Gasthof „zur Rose" in der Kärntnerstraße, wo er sein Absteigquartier genommen, fand daselbst seinen Reitknecht mit den Pferden, ließ sich sein Leibroß satteln und ritt mit dem Reitknechte nach St. Marx, wo sich damals der Scharfrichterhof befand.

Seit einem Jahrhundert hatte man den Scharfrichter zweimal ausquartiert. Zuerst wohnte er im Amtshause in der Rauhensteingasse, dann draußen auf der Landstraße und zwar auf jener Stelle, wo sich heutzutage noch das Rabenhaus befindet.

Als aber die Stadt sich vergrößerte und Häuser und Villen in der Nähe des Rabenhauses emporstiegen und in den Rabenhof das gefallene Vieh gebracht wurde, das nicht allein die Raben und Geier herbeilockte, sondern auch eine üble Ausdünstung verbreitete, so mußte der Scharfrichter auch von dort weichen und sein Gehöfte wurde an der Ecke des Wallgrabens unter der heutigen Schlachtregie erbaut, wo es sich fast noch im Urzustande vorfindet.

Der Herzog kam zu der Bretterthüre des Gehöftes und befahl seinem Reitknechte, an dieselbe zu pochen. Dieser that es.

Die Hunde in dem Gehöfte begannen zu bellen und ein Freiknecht öffnete die Hofthür.

Ich suche den Scharfrichter, richtete der Herzog an ihn die Worte.

Den könnt Ihr auch finden, antwortete der Freiknecht. Er ist in seiner Stube.

Der Herzog stieg vom Pferde ab und ging in das Haus.

Beim Eintritt in das Zimmer sah er einen Mann abgewendet von ihm bei einem Schleifstein stehen, den ein Freiknecht drehte, und das Richtschwert schleifen. Das schrille Geräusch mochte wohl die Ursache sein, daß der Freimann die Anwesenheit des Fremden nicht bemerkte.

Der Freimann raufte sich nun ein Haar aus seinem Barte und versuchte an diesem die Schärfe seines Schwertes.

Auf einen Wink des Freiknechts blickte er nun seitwärts und sein Schwert senkend, redete er den Eingetretenen an:

Ach willkommen, Euer Durchlaucht.

Der Herzog hatte längst schon mit Staunen den Scharfrichter angeblickt; denn er erkannte in dem ehemaligen Kameraden und Offizier den Nachrichter Wiens.

Wundert Ihr Euch über mein Avancement? fragte dieser lächelnd. Mit der Zeit bringt man es doch zu etwas. — Einen Stuhl für den Herrn Herzog. Ein ehrloser Stuhl zwar, aber das hat, denke ich, für jetzt keine Bedeutung. Wer bei dem Scharfrichter eintritt, hat wohl auch keine Scheu, bei demselben zu sitzen.

Der Herzog ließ sich auf dem Stuhle nieder, den der Freiknecht ihm anbot.

Auf einen Wink seines Herrn entfernte sich dieser hierauf aus der Stube.

Der Freimann begann:

Ich heiße Euch noch ein Mal willkommen und muß dem Herrn Herzog offen gestehen, daß ich ihn erwartet habe. Wo ist Mariens Kind?

In der Gefangenschaft, erwiderte Ahremberg. Bei dem Stubenthore wurde es gestern sammt Mariens Vater festgenommen.

Das ist nicht gut, sagte Voigt. Unsere Schwierigkeiten vermehren sich. Doch ich bin ein Mann der That. Mir liegt eben nicht viel daran, ob ich mich mit den Gerichtsherren verfeinde oder nicht.

Also Ihr seid ernstlich entschlossen mir beizustehen? fragte der Herzog.

Ich habe es gesagt, lautete die Entgegnung.

Ahremberg zog ein Säckchen, mit Goldstücken gefüllt, aus seinem Mantel hervor und legte es auf den Tisch.

Dreihundert Goldstücke, sagte er. Doch rechnet auf eine zehnfache Summe. In der Eile konnte ich mich nicht mit mehr Geld versehen.

Ich rechne auf Eure Erkenntlichkeit, sagte der Freimann. Wenn ich dreitausend Goldstücke beisammen habe, kann ich das Richtschwert an den Nagel hängen und mich aus Wien empfehlen. Ich gehe dann nach Paris und werde wieder Soldat. Eines schönen Tages finden wir uns dann bei Hofe, wenn nicht in der Schlacht.

Ich billige Euer Vorhaben, erwiderte der Herzog. Gelingt es Euch, Marie und das Kind zu retten, dann sollt Ihr dreitausend Goldstücke haben. Ich verbürge Euch dies mit meinem Worte.

Euer Wort ist gut. Ihr werdet wohl auch gute Bekanntschaften in Paris haben und könnt mich mit Empfehlungsbriefen unterstützen.

Das werde ich auch. Doch erlaubt mir vor Allem die Frage: Wie und wann werdet Ihr zu Werke gehen, um Marie frei zu machen?

Das Mittel ist höchst einfach, und ich glaube, auch untrüglich, antwortete Jener. Ich trete vor das Gericht hin und sag: Kraft meiner Privilegien verlange ich Marie Weber zum Weibe.

Diese Erklärung überraschte den Herzog.

Und wenn Ihr dies Verlangen stellen würdet, sagte er, wer bürgt dafür, daß man Euch Marie ausliefern würde?

Man hat nicht die Wahl, mir zu willfahren oder nicht, antwortete der Henker. Von Alters her kann der Scharfrichter seine Braut unter den armen Sünderinnen und Malefikantinnen wählen und meine Freibriefe besagen es genau, daß, wenn die Inquisitin erklärt, mich heiraten zu wollen, die Trauung nach vierundzwanzig Stunden vor sich zu gehen habe.

Und gesetzt den Fall, wenn der Bescheid des Gerichtes günstig lautet? fragte Franz von Ahremberg, was dann?

Dann bring' ich Marie hieher und spornstreichs verschwindet Ihr mit ihr.

Und das Kind?

Wer kann der Mutter das Kind zurückhalten, wenn man diese freigibt?

Ich fürchte, daß Ihr in Euren Hoffnungen allzu sanguinisch seid.

Fürchtet nichts. Mein Recht gilt vor Gott, dem Kaiser und den Gerichten. Es ist eine nothwendige Abfindung. Der Dienst eines Freimannes ist ein beschwerlicher und ein höchst widerwärtiger; denn man erklärt Jeden für ehrlos, der sich mit einem Freimanne abgibt. Mein Vorgänger warf den Richtern sein Schwert zu Füßen und rief: Ich will keine Frauen mehr köpfen, da ich mich nicht überzeugen kann, daß sie schuldig sind.

Die Prozesse gegen die Kreuzbrecherinnen mußten vertagt werden. Von so manchen Schicksalsschlägen getroffen, trat ich nun vor die Richter und sagte:

Ich will das Richtschwert führen, ich will Euere Malefikanten auf die Folter ziehen, ich will das kranke Vieh kuriren und das gefallene fortschaffen. Aber ich verlange, daß alle verbrieften Rechte des vorigen Freimanns auf meine Person übertragen werden. Man ging auf meine Bedingungen ein.

Nun gut, so verlangt die Marie Weber zum Weibe. Läuft die Sache glücklich ab, dann will ich Euch nicht dreitausend, sondern fünftausend Goldstücke geben. Ich bitte Euch, geht gleich zu Gericht und bringt Euer Anliegen vor.

Aber auf Eines scheint Ihr vergessen zu haben, sagte der Freimann. Man wird die Malefikantin befragen, ob sie zu einer Heirat mit dem Freimanne ihre Zustimmung gibt. Und was glaubt Ihr, wird Euere Marie dazu sagen?

Ihr müßt sie davon unterrichten, sagte Ahremberg, daß es sich nur um einen guten Vorwand handelt, sie aus dem Gefängnisse zu befreien.

Das ist leicht gesagt, aber schwer ausgeführt. Ich kann eine Inquisitin nicht ohne Zeugen sprechen. Und selbst wenn ich dies könnte — würde sie meinen Worten Glauben schenken?

Wie lassen sich diese Hindernisse überwältigen?

Ich denke, nur auf eine einzige Art. Ew. Durchlaucht müssen an die Weber einen Brief richten. Meine Sorge wird es sein, daß derselbe in ihre Hände gelangt. Dieser Brief muß auf eine unverfängliche Art geschrieben sein, damit unsere List nicht offenbar wird. Denn es kann leicht geschehen, daß derselbe, bevor ihn Marie erhält, von einer Gerichtsperson gelesen wird.

Eure zweite Bedingung hebt die erste auf, sagte Ahremberg. Wie könnte Marie denn wissen, daß es sich um List handelt, wenn der Brief eine Fassung haben soll, welche auch die Richter unanstößig finden?

Die Weber braucht es gar nicht zu wissen, daß meine Bewerbung um sie keine ernsthafte ist. Schreibt ihr, daß sie mich heiraten soll, daß ich ein honetter braver Mann bin und daß Ihr niemals ernstlich daran gedacht habt, sie zu heiraten.

Wie, ich sollte sie auf eine so schmähliche Art betrügen?

Nachträglich wird man ihr schon wissen lassen, weßhalb Ihr Eurem Schreiben diese Fassung gegeben habt.

Glaubt Ihr, sagte der Herzog, daß meine Entsagung und mein Rath sie dazu bestimmen könne, flugs den Scharfrichter zum Manne zu wählen?

Gewiß, wenn der Brief gut abgefaßt ist. Man muß sie an das Kind und an das Schaffot erinnern. Ebenso ist es nothwendig, daß die Weber ganz genau weiß, jener Brief rühre wirklich von Euch her. Tragt Ihr nicht einen Ring von ihr an Eurer Hand?

Das habt Ihr errathen.

Den müßt Ihr Eurem Briefe beischließen. Beliebt es Euch, wie ich gesagt habe, so werde ich sogleich dazu sehen, daß Ihr Tinte, Feder und Papier erhaltet. — Ihr seid unschlüssig?

Nein, antwortete der Herzog, einen schweren Seufzer auspressend. Ich will den geforderten Brief schreiben.

Das freut mich, erwiderte der Freimann. Denn nun ist für mich die Möglichkeit vorhanden, zu fünftausend Goldstücken zu gelangen.

Der Henker brachte Schreibmaterialien und sagte zu dem Herzog: Schreibt nur recht kräftig, damit der Brief seine Wirkung nicht verfehle. Führt ihr vor die Seele, daß es für sie außer mir kein Heil und keine Rettung mehr gibt und daß das Entsetzlichste

aller Entsetzen der Tod auf dem Schaffote ist. Sie hat ein junges Leben zu verlieren, voller Herrlichkeit und Liebreiz, das sie durch ein einziges Wort bewahren kann. Ermahnt sie ernstlich, an ihr Kind zu denken, das gleichfalls dem sicheren Tode überantwortet wird, wenn die Mütter als Verbündete des Satans auf dem Hochgerichte blutet. Erinnert sie auch an ihren greisen Vater. Sagt ihr, daß der arme Mann sie fußfällig bitte, mich zu ehelichen. Vor keiner Lüge sollt Ihr zurückschrecken, wenn sie unsere Absicht fördert. Mich aber schmückt mit allen Tugenden, während Ihr Euch in ihren Augen so tief wie möglich herabzusetzen sucht. Ist der Brief so beschaffen, wie ich Euch anrathe, dann wird er seine Wirkung gewiß nicht verfehlen.

Es sei, sagte der Herzog düster und ergriff die Feder.

Der Freimann verließ ihn und ging seinen häuslichen Geschäften nach.

Als er wiederkehrte, hing er seinen rothen Mantel über seine rothe Jacke und sagte zu dem Herzoge:

Euer Durchlaucht, beeilt Euch, denn ich muß fort. Man erwartet mich in der Folterkammer. Es ist dort heute viel zu thun. Auch die Weber soll gereckt werden. Aber hol' mich der Teufel, wenn ich ihr ein Leid zufüge. Euer Brief wird sie einer weiteren Peinigung überheben.

Ich habe ihn vollendet, sagte der Herzog düster, während er die Feder aus der Hand legte. Ich habe mich wie einen Teufel hingemalt und Euch wie einen Engel geschildert.

Voigt erhielt Ahremberg's Brief, las denselben mit Aufmerksamkeit und sagte:

Recht gut. Ich hoffe, es wird genügen. — Und nun gehabt Euch wohl, Euer Durchlaucht. Gelingt unser Anschlag, dann werde ich dies Euch noch heute zu wissen thun.

In wenig Stunden soll ich von hier abreisen, sagte der Herzog. Ich bin auch dazu entschlossen, wenn ich Marie und mein Kind auf die Reise mit mir nehmen kann. Ich begebe mich von Euch zu einem Wechsler, um meine Güter an ihn zu verpfänden; denn Ihr sollt noch heute Euren Lohn erhalten, vorausgesetzt, daß Ihr im Stande seid, mir die Mutter und das Kind zuzuführen.

Ich hoffe es, sagte Voigt.

Ihr sagtet, mein Brief genüge, nahm Ahremberg von Neuem das Wort. Ich aber bezweifle den glücklichen Erfolg, wenn es Euch nicht gelingt, das Mädchen in das Geheimniß einzuweihen.

Lieber Herr, antwortete der Henker, laßt mich nur machen. Ich werde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um in den Besitz der mir in Aussicht gestellten Summe zu gelangen. Ich höre sie schon erklingen, die mir versprochenen fünftausend Dukaten; — eine lustige Musik, die mich mit Wonne erfüllt. In meinem Planeten stand es längst angemerkt, daß ich in den Besitz eines großen Reichthums gelangen werde und zwar als Lohn einer glücklichen That. Dies geht nun in Erfüllung. O, die Wege der Vorsehung sind wunderbar.

Der Herzog zog Mariens Ring vom Finger, küßte ihn und übergab ihn dem Henker.

Gottes Segen begleite Euch, sprach er dabei. Mehr als die Aussicht auf den goldenen Lohn möge Euch der Gedanke ermuthigen, daß Ihr das edelste Wesen von einem unverdienten schmachvollen Tode retten wollt. Ich bitte Euch, findet Euch recht bald in der „Rose" bei mir ein. Oder schickt mir einen vertrauten Mann mit einer Weisung zu.

So soll es geschehen, erwiderte der Henker. Auf baldiges und frohes Wiedersehen!

In der nächsten Minute saß der Herzog wieder auf seinem Pferde und sprengte im Galopp der Stadt zu.

Sein Herz war ihm leichter geworden; denn der Retter in der Noth war gefunden.

Elftes Kapitel.

In der Reckstube.

Drei der lieblichsten Frauengebilde wurden aus ihren Kerkern in die Reckstube geführt. Dort wurden ihnen von Schergenweibern die Kleider ausgezogen und kurze Marterhemden angelegt.

Eine von diesen war Elise Weniger. Wie wild stierte ihr Auge, das einst nur stolz und wonnig gelächelt. Die Rosengluth ihrer Wangen hat sich in Leichenblässe verwandelt, aber dennoch hat sie

nicht völlig ihre Schönheit verloren. Sie gleicht dem Monumente eines Engels aus weißem Marmor, aus dessen Zügen unendlicher Schmerz und Jammer spricht. Nur eine Nacht hat sie in der Hexenstube des Zuchthauses zugebracht.

Als die geistlichen Herren sie in das Verhör genommen und man ihr sagte, daß sie sich allein die Schuld zuzuschreiben habe, daß sie des Nachts vom Teufel überfallen wurde, antwortete sie: Teufel waren es wohl, aber sie stammen nicht aus der Hölle, sondern aus Eurer Mitte. Wo ist Pater Kunzian? Ich will ihn sehen.

Weßhalb? hatte man sie gefragt.

Einer dieser Teufel suchte mich in der vergangenen Nacht mit Flüsterworten zu bestricken. Ich habe ihn in die Wange gebissen und bilde mir ein, daß es Pater Kunzian sei, an dem ich die Kraft meiner Zähne versuchte.

Die Perlenstickerin erhielt einen strengen Verweis wegen ihrer Schmäh- und Lasterreden und man kündete es ihr an, daß sie des Nachts wieder sich in der Hexenkammer aufhalten werde, damit man es erfahre, ob sie abermals mit dem Teufel ein unzüchtiges Spiel treiben werde.

Lieschen hatte hierauf verlangt, zum Stadtgerichte zurückgebracht zu werden.

Als der Vorsitzende der geistlichen Richter jedoch mit hämischer Miene den Befehl ertheilte, die Perlenstickerin in die Hexenkammer zurückzuführen, da zuckte der Wahnsinn in dem Blicke des Mädchens auf.

Sie nahm das hölzerne Kruzifix, das auf dem Gerichtstische stand und warf es mit einer solchen Gewalt zu Boden, daß das Kreuz vom Postamente absprang.

Ich habe Gott gelästert, sagte sie hierauf. An mir ist nichts mehr zu beobachten und zu forschen! — Fort mit mir zum weltlichen Gerichte, fort mit mir zum Schaffote!

Nun hatte sie erreicht, was sie wollte.

In einer schwarzen Tragbahre hatte man sie zum Stadtgerichte gebracht.

Schön Lieschen wünschte zu sterben. Sie ist um das Glück und die Freude ihres Daseins gebracht. Für sie lacht der Lenz nicht mehr, um sie weinen ihre Engel.

Nachdem man sie in die Reckstube gebracht hatte und ihr das Marterhemd angelegt, wurde sie mit einem Kittel bekleidet und in die anstoßende Requisitionsstube barfuß geführt.

Da sah sie wieder geistliche Herren, aber auch weltliche Richter. Man fragte sie, ob ihr Buhle, der Teufel, sie verleitet habe, die kostbare Perlenschnur des Italieners sich zuzueignen und in ihrem Bette zu verstecken.

Die Perlenfasserin rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an und bat den Stadtrichter, den sie vor sich sah, sie zu tödten, aber nicht martern zu lassen.

Du wirst gereckt, antwortete dieser, weil Du das Geständniß der Wahrheit verweigerst.

Aber was wollt Ihr denn, daß ich gestehen soll? rief das Mädchen, während ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen.

Du sollst es gestehen, daß Dich der Teufel zum Diebstahl verleitet.

Ja, ich gestehe dies, antwortete Jene.

Nun aber wirst Du auch bekennen, rief ihr ein Jesuit zu, wie oft der Teufel bei Dir eingesprochen und welche Mittel er anwendete, um Dich ihm zu eigen zu machen.

Das Mädchen konnte diese Frage nicht beantworten und schon brachte man sie in die Folterkammer zurück.

Nach ihr kam an Maria Magdalena Zechiellitz die vorpeinliche Frage.

Sie war von Iglau nach Wien gekommen, und zwar mit einem Fuhrmanne, der sie auf seinem Lastwagen mitgenommen.

Als der Fuhrmann in der Leopoldstadt seine Station erreichte, war sie mit ihrem Handkorbe, gefüllt mit Kuchen, Honig und Butter, der Stadt zugegangen, um ihren Vetter aufzusuchen.

Das konnte sie nicht so leicht; denn sie sprach nur mährisch und wenn sie Jemanden in ihrer Zunge anredete, so ging derselbe achselzuckend von ihr hinweg.

Endlich begegnete sie einem Manne, der ihre Sprache verstand.

Als jene Zechiellitz, ein dralles Mädchen von zwanzig Jahren, diesen Mann bat, ihr behilflich zu sein, damit sie ihren Verwandten in der großen Stadt finden könne, von dem sie nur wußte, daß er ein Amtsbote sei, sagte er ihr:

Ich werde Dir einige deutsche Worte sagen, und diese richte an die Leute, denen Du begegnest. Wenn Du hundert fragst, so befindet sich sicher unter diesen Einer, der Deinen Vetter Zechiellitz kennt.

Der freundliche Landsmann sagte dem Mädchen einige deutsche Worte so oft vor, bis es dieselben geläufig nachsprechen konnte, worauf er in Eile fortging.

Die harmlose Iglauerin befolgte den erhaltenen Rath und sprach mit Freude jene deutschen Worte aus, die ihr eingelernt worden waren.

Der Erfolg war für das Mädchen ein sehr trauriger.

Es wurde festgenommen und als Gotteslästerin in den Arrest gebracht. Ihr Landsmann, wahrscheinlich ein Aufstecher, hatte ihr in der That gotteslästerliche Worte gesagt, die sie in's Unglück stürzten.

Ihrem Vetter, dem Amtsboten, der sich nun meldete, gelang es leicht, den Beweis herzustellen, daß das Mädchen auch nicht im Geringsten der deutschen Sprache mächtig sei, mithin auch nicht wissen konnte, daß sie Gott und die Heiligen in jenen Worten verflucht habe.

Dies ließ man wohl gelten, aber die hochwürdige Geistlichkeit fand es schnell heraus, daß der Elende, der ihr anbefohlen, Gott zu lästern, Niemand anderer als der Teufel gewesen sei.

Weshalb hat sie dieser aber angegangen?

Ob der Gottseibeiuns nicht ein alter Bekannter des Mädchens ist?

Dies mußte gründlich untersucht werden.

Schon wußten die hochwürdigen Inquisitionsräthe, daß kaum mehr als eine halbe Tagreise von Iglau entfernt das Flüßchen Luthnitz sich befinde, aus welchem die Adamiten ihre Kinder tauften.

Ob jene Zechiellitz nicht gleichfalls eine Adamitin ist? Oder sollte sie von mütterlicher oder väterlicher Seite von den Hussiten herstammen, ebenso verruchte Ketzer, als die Adamiten, welche durch Feuer und Schwert noch immer nicht ausgetilgt sind?

Um diese Fragen gründlich zu erörtern, sah man sich genöthigt, gegen die Zechiellitz peinlich vorzugehen.

Als das Mädchen hörte, daß es gefoltert werden solle, weinte

und schrie es auf das Heftigste. Es rutschte vor den Richtern und den Jesuiten auf den Knieen herum und bat um Schonung und Barmherzigkeit. Man verstand seine Worte nicht, aber seine Geberden sprachen nur zu deutlich.

Dennoch fand die Arme keine Gnade und wurde zur Folterung hinausgeführt.

Die Dritte der Unglücklichen war Marie Weber, die Braut des Herzogs von Ahremberg. Auch sie brachte man mit entblößten Füßen und Armen daher.

Aber dennoch bewies man ihr mehr Aufmerksamkeit, als jenen andern Beiden. So hübsch auch diese waren, so erschienen sie doch völlig unbedeutend, wenn man ihre Reize mit denen des Schwabenmädchens verglich. Ihr Gliederbau sowohl als das wohlgefällige Ebenmaß ihrer Züge und vor Allem ihr lieblich schimmernder Teint mußte gewaltsam das Auge des Beschauers fesseln und es war kaum zu begreifen, daß ihre Richter und die geistlichen Inquisitionsräthe nicht ihre Lobredner geworden waren und daß sie darauf bestanden, daß die Marie von Dillingen hochnothpeinlich torquirt werden müsse.

Sie läugnete jedoch immer den Thatbestand, wegen dessen sie verhaftet worden war und klagte die alte Bettlerin einer schändlichen List an.

Warum will man die schönen Kinder auf die Folter spannen?

Sollte es wirklich wahr sein, was man sich leise erzählte, daß gar vornehme und hohe Herren durch Spalten und Gucklöcher den Folterungen der jungen Mädchen zusehen, um dadurch wollüstig angeregt zu werden?

Marie von Dillingen berief sich vergebens darauf, daß sie stets sehr fromm gelebt, von ganzem Herzen dem katholischen Glauben zugethan sei und zur heiligen Zeit niemals verabsäumt habe, zu beichten und zu kommuniziren.

Marie Weber erklärte sich bereit, in ein strenges Frauenkloster einzutreten, wenn sie Gnade und Schonung fände.

Man schüttelte mit den Köpfen und sagte Nein.

Die wichtigste Ursache, weßhalb sie torquirt werden sollte, bestand darin, daß sie sich beharrlich weigerte, zu gestehen, daß sie

neben dem Herzoge auch den Teufel als Liebhaber zur Seite gehabt und daß dieser der eigentliche Vater ihres Kindes sei.

Da half keine verständige Widerlegung und Mariens Bitten, ihren Vater und den Herzog von Ahremberg zu ihr vorzulassen, wurden ebensowenig beachtet.

Ihre Zurückführung in die Reckstube wurde angeordnet.

Als jedoch die Hand eines Schergen sie berührte, rief sie mit lauter Stimme: Halt, halt, ich habe etwas vorzubringen, Ihr sollt mich hören!

Nun, so laßt sie hier, sagte der Vorsitzende an der Inquisitionstafel. Erleichtere Deine Seele durch ein offenes, reumüthiges Geständniß.

Marie jedoch blieb ihrem Vorsatze nicht getreu.

Nur die Worte kamen von ihren Lippen: Ich habe nichts mehr zu sagen.

Sie hatte auch kein Schuldbekenntniß zu machen, wohl aber hatte sie vor mehreren Stunden den Brief des Herzogs Ahremberg gelesen, der ihr von einem Kerkerknecht zugesteckt worden war. Sie hatte aus der Hand des Kerkerknechtes jenen Ring zurückerhalten, den sie in einer süßen Stunde, wo die Weihe des Himmels auf ihre Liebe sank, ihrem Franz zum Zeichen übergeben, daß sie ihm vor Gott angetraut sei.

Ja, sie hatte den Brief des Herzogs gelesen — jenen Brief, worin er ihr entsagte, worin er ihr betheuerte, daß er sie nie geliebt und nie ernstlich daran gedacht habe, sie zu heiraten.

Dies bereitete ihr weder Ueberraschung noch Schmerz; denn schon las sie, daß Ahremberg um Gotteswillen und um ihres Kindes willen sie bat, dem Henker ihre Hand zu reichen und ihm das Jawort zu geben, da derselbe um sie freien wolle.

Das ist das einzige Mittel, hatte er ihr geschrieben, was Dich vom Tode auf dem Schaffote rettet.

Sie soll dem Henker zur Lust leben, um nicht durch die Hand des Henkers zu sterben!

Längst schon wußte sie, daß der Henker Voigt sie zu gewinnen suchte. Hatte er ihr doch zugeschworen, daß sie binnen Monatsfrist sein Weib sein werde und sie konnte nicht daran zweifeln, daß dieser

zärtliche Liebhaber jenen Handel angezettelt, in Folge dessen sie als Gotteslästerin eingezogen wurde.

Der Herzog willigte in ihre Verbindung mit dem Scharfrichter ein, um sie am Leben zu erhalten.

Dies ist ein sicherer Beweis, daß sie keine Hoffnung habe, den Prozeß zu gewinnen.

Als man sie aus dem Kerker brachte, um sie in die Folterkammer zu führen, hatte Marie den liebenden Henker vor sich gesehen und von seinem Munde die Flüsterworte vernommen, daß seine Brautwerbung nur auf List beruhe und daß er sie zu befreien suche, um sie mit Ahremberg vereinigen zu können.

Doch diese Erklärung ließ sie völlig gleichgiltig, Sie hat Voigt in das schmachtende Auge gesehen und aus demselben seine Gedanken gelesen.

Wer sollte da getäuscht werden? Sie oder der Herzog?

In jenem Momente hatte sie auch wirklich den Entschluß gefaßt, auf die Werbung des Henkers mit Ja zu antworten; er selbst sollte der Getäuschte sein.

Hat man sie in Freiheit gesetzt und hat sie ihr Kind aus den Händen der Büttel wieder zurückerhalten, dann wird sie von dem Henker verlangen, daß er ihr einen Aufschub der Trauung gewähre.

Sie will es dadurch erreichen, ihr Kind in sichere Hände zu legen. Und kann sie den Henker nicht völlig überlisten, dann wird sie sich tödten.

Marie hatte gezögert, die Inquisitionsstube zu verlassen, da sich ihr die Frage aufdrängte, ob es nicht an der Zeit sei, zu erklären, daß sie das Weib des Henkers werden wolle. Nach kurzer Ueberlegung jedoch unterließ sie dies.

Man hat sie ja gar nicht gefragt, ob sie den Henker heiraten wolle. Ihre Erklärung wäre zu voreilig.

Vielleicht will der zärtliche Freimann sie erst retten, bevor er sich völlig darüber entscheidet, ob er sie zur Frau begehren soll oder nicht.

Nun wurde Marie von Dillingen in die Reckstube geführt.

Dieselbe bestand in einem hohen und weiten Gewölbe unter der Erde.

Durch die vergitterten hohen Fenster fiel helles Licht herein.

Hier fanden sich die kunstvollen Maschinen vor, welche man in Anwendung brachte, um von den Inquisiten Geständnisse zu erpressen.

An beiden Seiten des Gewölbes erblickte man zwei große Räder, die durch Kurbeln gedreht wurden. Durch diese Räder wurden kleinere in Bewegung gesetzt und ein Seil angezogen oder nachgelassen, das in mehreren Glengen zu den sogenannten Leiterrecken hinabhing.

Aber außer den Leiterrecken gab es hier auch noch den großen und kleinen Aufzug, welcher nur bei den Kreuzbrecherinnen und Gotteslästerinnen in Anwendung kommen sollte.

Hier lagen bereits Schön Lieschen und die Iglauerin auf der Marterbank, umgeben von dem Henker und seinen Knechten.

Schamlos hatte man sie ihrer Kittel entkleidet und sie dann in eine Stellung gezwungen, in welcher man den linken Daumen der Weninger mit der großen Zehe des rechten Fußes der Anderen zusammenbrachte und diese beiden Glieder durch eine Schraube fest aneinander preßte. Die Mädchen schrieen jämmerlich vor Schmerz. Nun zog man sie mit Strickwerk hoch empor und während die mit einander verbundenen Glieder durch ein vertikal laufendes Seil fest danieder gehalten wurden, befestigte man den freien Fuß und die freie Hand einer Jeden an ein horizontal laufendes Seil und zerrte diese mittelst des Flaschenzuges nach beiden Seiten auseinander. So schwebten sie hoch in der Luft, während ihr Geschrei das düstere Gewölbe erfüllte.

Diese sinnreiche Marter nannte man den „Jungfernritt."

Da erschienen die Inquisitionsrichter und die geistlichen Beiräthe, um sich davon zu überzeugen, ob der Freimann seine Schuldigkeit thue und um die Aeußerungen der Gefolterten zu hören.

Die Dritte fehlt ja oben! rief der Stadtrichter, einen Blick auf Marie werfend, welche Voigt an der Hand hielt, während seine Knechte die Kurbeln drehten.

Mit Vergunst, Ihr Herren, antwortete dieser, ich nehme diese Malefikantin zum Weibe.

Der Stadtrichter stutzte und wendete sich zu den geistlichen Herren. Diese zeigten in ihrer Miene Unwillen und Aerger. Der Stadtrichter gab den Henkersknechten ein Zeichen, die Folterqualen

der in der Luft hängenden Opfer zu mildern, damit ihr Geschrei verstumme.

Als dies geschehen war, sagte er zu Voigt:

Ich kenne Dein Privilegium; aber dies besagt ausdrücklich, daß die Malefikantin, welche Du zum Weibe begehrst, auch ihre Zustimmung zu dieser Verbindung zu geben habe. Und deßhalb frage ich Dich, Marie Weber: willst Du den Freimann zum Manne nehmen?

Ja, antwortete diese mit fester Stimme.

Der Stadtrichter blickte von Neuem die Jesuiten an.

Da rief Ascalo mit hämischem Lachen:

Du hast Dein Privilegium mißverstanden. Es ist Dir erlaubt, eine Malefikantin zum Weibe zu nehmen; diese aber ist keine Malefikantin, denn sie ist noch nicht verurtheilt und es ist auch noch die große Frage, ob sie für schuldig erkannt werden wird. — Hinauf mit ihr zu den Anderen!

Das geht nicht, entgegnete Voigt. Es ist kein Schraubenstock für diese da, und auch die Stricke fehlen.

Das sind Ausflüchte, die nichts taugen, rief der Stadtrichter. Du wirst Deine Schuldigkeit thun. Oder begibst Du Dich Deines Amtes, so geh'. Es wird sich schon ein anderer finden, der die Folterung vollzieht.

Da erblaßte der Henker vor Ingrimm. Er warf einen Blick auf die Freiknechte, denn er mißtraute ihnen. Wenn er sich weigert, wird sicher der Höckrige die gute Gelegenheit ergreifen, sich zum Freimann emporzuschwingen. Studirt er doch bereits eifrig, um die Freimannsprüfung zu bestehen. Wenn Voigt aber aufhört, Freimann zu sein, so ist Marie jedenfalls für ihn verloren.

Er beugt sich tief vor den Richtern, faßt dann Marie an und trägt sie auf einen Marterschemel, während er wild heulend die Worte ausstößt:

Mein süßes Lieb, ich will Dich peinigen.

Die andern Beiden werden herabgelassen und als man wieder die Kurbel dreht, da ist die Schwabenmamsell schon mit ihnen in der Höhe, mit der Fußspitze in den Schraubstock gepreßt, und ihre Glieder werden vorschriftsmäßig gereckt.

Aber während die Anderen von Neuem in Jammergeheul ausbrachen, kam kein Laut von ihren Lippen.

Du übst Dein Amt schlecht, sagte der Stadtrichter zu dem Henker. Die Schraube besser angezogen! Sie faßt nicht gut.

Schon eilte der höckerige Freiknecht herbei, um den Befehl auszuführen.

Voigt stieß ihn jedoch zurück und schrie:

Mir kommt dies zu, Du Hund, mir allein!

Und er drehte die Schraube so lange, bis Blut neben ihr hervorquoll.

Aber auch diesen ungeheuren Schmerz ertrug Marie mit heroischer Standhaftigkeit.

Doch war hiermit die Pein noch nicht zu Ende.

Ein Bündel Unschlittkerzen wurde angezündet, womit man die Frauen an die Schenkeln brannte.

Das war ein grauenhaftes Konzert.

Die Tigerherzen aber kannten kein Erbarmen und befahlen, die Peinigung fortzusetzen.

Da gab Marie kein Lebenszeichen mehr von sich.

Pater Ascalo, der ihr forschend in das Gesicht blickte, rief mit dumpfer Stimme:

Das Recken ist ihr schlecht bekommen; — sie hat geendet.

Auf einen Wink des Stadtrichters wurden die Opfer wieder auf die Marterbank herabgelassen und die Folterung hatte aufgehört.

Welche Wonne für den Henker!

Marie athmete noch!

Und nachdem sie gleich den Anderen von den Schergenweibern mit Wasser begossen worden, schlug sie die Augen wieder auf.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo das hochlöbliche Gericht hoffen konnte, von den gefolterten Frauen ein ordentliches Geständniß ihrer Missethaten zu erlangen.

Sie sind nun in der gehörigen Stimmung und werden es wohl nicht mehr wagen, etwas auszusagen, was den Richtern nicht gefällt.

Der Henker und seine Knechte wurden hinausgeschickt und statt ihrer erschienen Schreiber und Gerichtsbeisitzer, um die Geständnisse der Unglücklichen anzuhören und zu protokolliren.

Nach dieser Prozedur wurden die Gefolterten in ihre Kerker zurückgebracht

Doch der Henker hatte noch immer zu thun.

Man brachte die alte Weninger herein, dann die schändliche Kammermagd der Kaiserin, welche man aus dem Zuchthause geholt hatte und deren lahme Großmutter, um an diese drei die peinlichen Fragen zu richten.

Mit den beiden alten Weibern nahm es jedoch kein gutes Ende. Der Teufel entzog sie schon bei der Anwendung des ersten Grades ihren weiteren Martern, um ihre Seelen als seine Beute heimzuführen.

Da hieß es denn:

Sie sind bei der Reckung verreckt.

Der Freimann erhielt den Auftrag, sie in einem Karren zum Hochgerichte am Wienerberge hinauszufahren und dort zu verscharren.

Zwölftes Kapitel.

Neue Hinrichtungen.

Schon am folgenden Tage sah man sich genöthigt, bei dem Stadtgerichte eine außerordentliche Sitzung zu halten, um der Zechiellitz das Urtheil zu sprechen. Nachdem diese all' die Geständnisse widerrufen, die sie nach ihrer Folterung gemacht, und man ihr angekündigt, daß sie wieder gereckt werden müsse, da hatte sie in ihrem Gefängnisse das Kreuz des Erlösers zerbrochen, das man ihr auf einem Schemel zur Erbauung hingestellt.

In Voraussicht ihrer Gottlosigkeit hatte man die Zechiellitz vorher gewarnt, ja nicht das Kruzifix zu zerbrechen, da sie sonst den Tod durch Henkershand finden werde. Und dennoch wurde man schon in der nächsten Stunde gewahr, daß das Kreuz von Krystallglas, worin heilige Reliquien eingeschlossen waren, in Stücke zerbrochen und mit Blut bedeckt zu ihren Füßen lag.

Die Zechiellitz sagte zwar aus, daß das Kreuz von selbst vom Postamente hinabgefallen und zerbrochen sei; aber wer konnte ihr Glauben schenken? Und gesetzt den Fall, daß wirklich ein böser Geist so mächtig gewesen sei, dies thun zu können — wäre dadurch nicht ohnehin ihr Bündniß mit der Hölle klar? Nur als ihr

verkörperter Wille konnte dieser Geist betrachtet werden; denn man weiß es gar gut, daß der böse Feind es sorgfältig vermeidet, in die Nähe eines heiligen Kreuzes zu kommen.

Aber dies war nicht der einzige Frevel, der in jenem Gefängnisse verübt worden.

Man fand die Zechiellitz im Blute, mit Wunden am Halse und am Handgelenke. Hätten nicht die eisernen Ketten, mit welchen sie an ihren Steinsitz gefesselt war, sie gehalten, würde sie auf dem Boden liegend aufgefunden worden sein. So aber hing sie halb ohnmächtig in den Ketten. Sie hatte sich fast schon ganz verblutet und es war ein Glück, daß es dem Gefängnißwärter, nachdem er ihre Wunden verbunden, gelang, sie zum Leben zurück zu rufen. So geht wenigstens ihre Seele nicht verloren und sie kann noch die ihr gebührende Strafe erhalten.

Sie hatte es eingestanden, daß sie mit den scharfen Glassplittern des Kruzifixes sich die Wunden in selbstmörderischer Absicht beigebracht.

Sie betheuerte, daß sie dies deßhalb gethan, weil sie das Kruzifix in Stücke zerschellt auf dem Boden liegen gesehen und befürchtet, daß man sie jenes Frevels beschuldigen werde. Auch wollte sie sich nicht mehr foltern lassen und hatte dafür gehalten, daß es für sie das Beste sei, sich so schnell wie möglich den Tod zu geben.

Von minderer Wichtigkeit war es jedoch, zu erforschen, auf welche Weise das Kruzifix in Stücke zerbrochen, denn durch ihre Aussagen war es bereits festgestellt, daß sie so verrucht gewesen, das geweihte Kruzifix als Werkzeug zu benützen, um sich schwere Wunden beizubringen.

Die Richter nahmen es als sicher an, daß sie das Kruzifix zu Boden geworfen und zerbrochen, um scharfe Glassplitter zu erlangen, mit denen sie sich tödtlich verwunden konnte.

Der Chirurgus erklärte ihre Wunden für unheilbar und es mußten daher so schnell wie möglich Anstalten getroffen werden, um die Zechiellitz noch ordnungsgemäß abzustrafen

Noch in später Abendstunde wurde der Kaiserin Eleonore das Todesurtheil der Zechiellitz zur Bestätigung vorgelegt, das sie auch, obwohl nicht ohne schwere Seufzer, unterschrieb.

Tags vorher hatte sie gleichfalls das Todesurtheil einer Kreuzbrecherin unterzeichnet, und zwar das jener wahnsinnigen Kral, welche, wie früher erwähnt, in Anfällen von Tobsucht auf das Heftigste ausgeartet, als sie mit der Perlenfasserin nach dem Zuchthause abgeliefert werden sollte.

Diese Kral war die Tochter eines verstorbenen Orgelmachers aus Gumpendorf und galt von jeher als eine Närrin.

Das Mädchen kam zum Falle, unbekannt durch wen. Es versicherte, dies nicht zu wissen.

Aber man vermuthete, daß es der Teufel gewesen, der es zur Mutter gemacht.

Sonst war von der Kral bekannt, daß sie gerne mit den Reitern diskurirte und ihnen oft nachlief.

Als sie in gesegnete Umstände kam, wurde sie von ihrer Stiefmutter aus dem Hause gejagt.

Sie gebar im freien Felde und bettelte, mit dem Kinde auf dem Arme, bei den Kaufleuten in den offenen Boutiquen am Graben und unter den Tuchlauben.

Da sie bei ihren Betteleien Gott gelästert, wurde sie eingezogen und das Kind ihr abgenommen. Letzterer Umstand machte sie völlig toll und führte jene Szene herbei, wo sie in dem Gerichtshause das Kruzifix zerbrach.

Mit dieser Teufelsbesessenen konnte man freilich keine Nachsicht haben. Kaiserin Eleonore hatte auch, nachdem man ihr die Prozeßakten vorgelesen, keinen Anstand genommen, das Todesurtheil zu bestätigen und auch die Zustimmung ertheilt, daß als Verschärfung der Todesstrafe der Kral die rechte Hand, mit welcher sie das Kruzifix zu Boden geworfen, vor ihrer Enthauptung abgeschlagen werden solle.

Auch bei der Zechiellitz fand man es für ersprießlich, sie vor der Enthauptung durch Henkershand zu verstümmeln und es wurde außerdem angeordnet, gegen Gotteslästerer künftig nie anders als auf solche Art zu verfahren.

Man hatte das Zwicken mit glühenden Zangen und das Ausreißen der Brüste bei weiblichen Malefizpersonen gleichfalls in Vorschlag gebracht.

Doch dazu hatte die fromme Kaiserin aus Sittlichkeitsrück-

sichten nicht die Zustimmung gegeben. Die armen Sünderinnen sollten zur Vermeidung jedes Aergernisses nicht mit entblößter Brust gezeigt werden.

Noch bei Nacht wurde das Schaffot aufgerichtet und am frühen Morgen bereits rückten Soldaten und Rumorknechte aus, um vor der Schranne einen Halbkreis zu schließen.

Dann kamen Züge von der Klerisei, der Henker mit seinen Freiknechten und ein Rath des Stadtgerichtes nach dem andern in großer Gala.

Es wurde das Gerücht verbreitet, daß die Perlenfasserin Schön Lieschen Hand und Kopf verlieren müsse.

Diese Kunde ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt und klang so erstaunlich, so aufregend, daß das Volk schaarenweise nach dem hohen Markte strömte.

Wer kannte nicht das liebliche und fleißige Mädchen? Wer hatte es nicht in seinem Lädchen gesehen? Wer hätte ihm nicht all' sein Hab' und Gut anvertraut?

Jetzt aber ist es entdeckt worden, daß es eine verschmitzte Diebin ist, eine Gotteslästerin, eine Kreuzbrecherin.

Wer Lieschen gesprochen, hatte stets ihre Artigkeit und Freundlichkeit bewundert.

Sie hat niemals ein schmutziges Wort in den Mund genommen und hatte als Tugendspiegel gegolten.

Die Studenten kamen von der Universität gelaufen und schlugen gewaltigen Lärm; denn Alle wußten es schon, daß die Braut ihres Kollegen, des Advokatensohnes, der gleichfalls im Gefängnisse saß, auf eine schändliche Denunziation hin angeklagt worden sei und ihr Leben verlieren solle.

Am Aergsten aber trieb es der blutjunge Ladendiener eines Kaufmannes, dessen Gewölbe sich an der Ecke des Paternostergäßchens befand.

Dieser Ladendiener, Namens Stefan Maurer, hatte keine andere Freude gekannt, als Schön Lieschen, sein Gegenüber, von der Ladenthüre aus anzuschauen.

Und wenn er das Glück hatte, daß Lieschen, um Etwas einzukaufen, zu ihm in das Gewölbe kam, so wußte er es so schlau anzustellen, daß er ihr Kleid oder wohl gar ihre Fingerspitzen berührte.

Welch' ein Entzücken für den armen Jungen!

Er betete sie wie eine Heilige an und hätte es sehr erklärlich gefunden, wenn alle Wiener, statt in das Weite zu wallfahrten, zu diesem Gnadenbilde gepilgert wären.

Dieses Lieschen sollte nun als Diebin und Gotteslästerin hingerichtet werden.

Und wenn alle Welt dies zuläßt, wenn sich Alle feig verkriechen, die ihr oft einen Blumenstrauß in das Lädchen geworfen — der kleine rothköpfige Stefan wird sie nicht im Stiche lassen.

Dieser Bursche wiegelte die Metzgergesellen am Lichtensteg auf, den Pfaffen alles Schlimme nachsagend, denn er hatte gar oft bemerkt, daß Pater Kunzian Schön Lieschen molestire.

Der Bursche kletterte dann auf den Brunnen am Hohen Markte, und schrie es laut aus, daß Jeder ein elender Lump sei, der das unschuldige Bürgerskind dem Henker überlasse.

Der kleine Schreier erregte eine große Bewegung. Ein ungeheurer Tumult entstand.

Man bedrängte die Soldaten und Rumorwachen, die sich gegen das Thor der Schranne und die Aufgänge zum Balkon daselbst retirirten und in einen Klumpen zusammenballten.

Da erschien der Gerichtsherold mit dem Stadtrichter und anderen Gerichtspersonen auf dem Balkon und es wurde von Ersterem laut verkündet, daß es nicht die Weniger sei, welche zum Tode ausgeführt werde, sondern zwei der Gotteslästerung überführte Malefizpersonen, Namens Maria Magdalena Zechiellitz und Susane Kral.

Das wollte man aber nicht glauben und wurde erst ruhiger, als die beiden armen Sünderinnen auf den Balkon gebracht wurden, um ihr Todesurtheil zu vernehmen.

Mit zerrauftem Haare kam lachend die Kral heraus und schüttelte sich vor Lachen, als sie die große Menge Volkes sah. Sie entblödete sich auch nicht, die Zunge zu zeigen und wieder herzlich zu lachen. Die arme Närrin war im rosigsten Humor.

Man hatte ihr ein mit Blumen und Bändern geschmücktes Kruzifix in die Hand gegeben, und dies hielt sie gar innig an die Brust, indem sie wähnte, nun ihr liebes Kind wieder zu haben.

Mit welcher Wonne und Rührung küßte sie nun das Kruzifix!

Sie bedeckte es mit Freudenthränen und lachte wieder — lachte so laut, daß es über den ganzen weiten Hohen Markt dahin schallte.

Jetzt aber wurde die bereits halbtodte Zechiellitz dahergeschleppt. Zwei Schergen stützten sie, als ihr das Todesurtheil vorgelesen wurde.

Diese gedrungene Gestalt mit den markirten slavischen Zügen konnte gleichfalls nicht Schön Lieschen sein.

Und weil es eben nicht diese war, so gab sich auch die Menge zufrieden.

Aber noch im letzten Augenblicke, als sich bereits der Zug ordnete, kam vom Hofe die Weisung, daß Pater Ascalo unverweilt zur Kaiserin-Mutter zu kommen habe und daß indeß mit der Ausführung der armen Sünderinnen zu warten sei.

Pater Ascalo aber war der kaiserliche Hofkommissär bei dem Wiener Stadtgerichte, der besonders darüber zu wachen hatte, daß bei den Exekutionen keine Unrichtigkeiten unterlaufen.

Die Sache war von Bedeutung.

Der Amtsdiener Zechiellitz hatte sich in die Burg eingeschlichen und sich der Kaiserin zu Füßen geworfen, als sie sich eben im kleinen Zuge nach der Hofkapelle begab, um die heilige Messe anzuhören.

Gnade, Ihro Majestät! rief der alte Mann. Man führt meine zwanzigjährige Muhme wegen Gotteslästerung zum Tode. Man sagt, sie habe Gott in deutscher Zunge gelästert; aber ich will meinen Kopf verlieren, wenn sie ein einziges deutsches Wort versteht. Obwohl sie eine Wienerin und ehrlicher Leute Kind ist, wurde sie unter böhmischen Leuten in Iglau auferzogen und zwar in einem frommen Hause, mit dem mährischen Pfarrer Sarkander verwandt, welcher in den schwedischen Kriegsunruhen von den Lutheranern zu Tode gemartert wurde.

Da hör' ich Neues, sagte die Kaiserin-Mutter und ließ sich von ihren Beichtvätern nicht abhalten, sogleich um den Ascalo zu schicken.

Der Jesuit kam in Eile herbei und die Kaiserin sprach in der Burgkapelle mit ihm.

Er gab es wohl zu, daß die Zechiellitz nicht deutsch verstehe,

aber behauptete, daß ein Dolmetsch getreulich jedes ihrer Worte dem Gerichte bekannt gegeben und daß sie von diesem rechtlich für schuldig befunden worden. Er wies darauf hin, daß sie mit dem Kruzifixe, das sie zerbrochen, sich schwer verwundet hatte.

Aber schon wieder lag der alte Amtsdiener auf den Knieen vor der Kaiserin und Ascalo da und rief, ehe die Wachen ihn hinwegziehen konnten:

Ihro Majestät, nur einen Aufschub von vierundzwanzig Stunden, und ich werde die Unschuld des Mädchens beweisen.

Man kann keinen Aufschub bewilligen, Ihro Majestät, sagte Pater Ascalo, denn das Mädchen hat sich mit den Krystallsplittern des heiligen Kreuzes so schwer verwundet, daß sie bis Sonnenuntergang nicht mehr leben wird. Es ist also Gefahr im Verzuge.

Nun, wenn es so ist, erwiderte die Kaiserin, so soll das Urtheil vollstreckt werden.

Der Amtsbote wurde gewaltsam entfernt.

Pater Ascalo bestieg seinen Rappen, auf dem er in die Hofburg gekommen war, und kehrte zur Schranne zurück.

Vorwärts! rief er den Gerichtspersonen zu, welche bereits im Zuge geordnet standen. Vorwärts! tönte sein Befehl für die Soldaten und die Rumorwache, während er wie ein Feldherr die Hand nach der Richtung ausstreckte, wohin sie den Weg zu nehmen hatten.

Die Kreuze der Todtenbruderschaft, der Kapuziner und Franziskaner wurden nun erhoben, die Tambours schlugen den Todtenmarsch und die Schergen, die Todtenbrüder und der Stadtrichter, welchem als Zeichen seiner hohen Würde das blanke Schwert vorangetragen wurde, die Hof-, Gerichts- und Stadträthe begannen das „Gegrüßet seist Du, Maria, Du bist voller Gnaden" anzustimmen.

Die arme Sünderin Susanne Kral wanderte zu Fuße dem Hochgerichte zu, und während sie auf ihrem Gange tänzelte, warf sie freudige Blicke um sich her und wiegte fortwährend das blumengeschmückte Kruzifix in ihren Armen. Sie begann nun gar ein Wiegenlied zu singen.

Das Närrchen wußte nicht, daß es zum Schaffote geführt werde. Sie wähnte wohl, daß ihr besondere Ehren widerfahren. Die beiden Mönche zu ihren Seiten, welche ihr unter frommen

Zusprüchen von Zeit zu Zeit den Segen ertheilten, mochte sie für gar zärtliche Kumpane halten, denn man hörte ganz deutlich, wie sie zu ihnen sagte:

Ihr seid wahre Schmeichelkatzen.

Die arme Zechiellitz brachte man auf einen Armensünderkarren daher.

Zwei Freiknechte, die mit ihr auf einem Brette saßen, hielten sie. Ihr gegenüber befand sich ein Mönch, der ihr ein Kruzifix vorhielt. Man konnte ihr nicht in das Gesicht sehen, denn ihr Kopf hing auf die Brust hinab.

Als man mit ihr das Schaffot erreichte, kostete es viele Mühe, sie die Leiter hinauf zu bringen. Als man sie endlich dort losließ, fiel sie sogleich zusammen.

Sie war bereits eine Leiche.

Dennoch wurde die vorgeschriebene Exekution an ihr vorgenommen.

Der Freimann hieb ihr auf einem Blocke die rechte Hand ab. Dann wurde sie auf einen Schemel getragen, ein Freiknecht zog ihr Haupt an den Haaren empor und Voigt trennte ihr den Kopf vom Rumpfe.

Indeß hockte die andere arme Sünderin unten am Fuße des Schaffotes. Sie wurde nun aufgefordert, die Leiter zu besteigen. Sie stieg auch bis in die Mitte derselben. Als sie aber die Blutlache und den Rumpf der Hingerichteten, sowie den Henker und seine Knechte erblickte, stieß sie einen Entsetzensschrei aus, sprang von der Leiter herab und suchte zu entfliehen.

Schnell hatten die Schergen sie eingeholt und suchten sich ihrer zu bemächtigen. Da wurde die Kral wieder rasend, sie balgte sich mit den Schergen, stürzte mit einem von diesen zu Boden, schrie und heulte. Vier Männer hatten vollauf zu thun, um sie zu dem Schaffot zu schleppen.

Aber von Neuem begann dort der Kampf. Man riß ihr die Kleider vom Leibe und zog sie halbnackt bei den Haaren die Leiter hinauf.

Die Henkersknechte, welche sie nun anfaßten, konnten sie nicht völlig überwältigen.

Unter Wuthgeheul balgte sie sich mit ihnen auf dem Blut-

gerüste und stürzte nun gar von demselben herab. Einer der Knechte konnte sich nicht wieder erheben. Er hatte das Bein gebrochen. Der andere, und zwar der Höckrige kam mit ihr zugleich wieder auf die Füße.

Um die Sache zu Ende zu bringen, rief der Stadtrichter den Rumorknechten zu, man möge sie stechen. Dies geschah denn auch. Ein Rumorknecht rannte ihr seine Hellebarde in den Leib, als er diese wieder zurückzog, riß er ihr mit derselben das Eingeweide heraus.

Nun schrie sie nicht mehr und ihr Widerstand war gebrochen.

Zum dritten Male wurde sie auf die Leiter gebracht. Ihre rechte Hand fiel und endlich wurde ihr auch das Haupt abgeschlagen.

Die Menge verlief sich still.

Grauen und Entsetzen hatte alle Zungen gelähmt. Viele Weiber und auch Männer waren ohnmächtig geworden.

Die Todtenbrüder, welche sich der Leichen bemächtigten, gingen heute ungewöhnlich langsam zu Werke. Sie schienen, wie alle Anderen, von den Schauerszenen ganz betäubt zu sein.

Nur die Jesuiten zu Pferde hatten ihre Fassung bewahrt und warfen finstere Blicke auf die Menge, welche nun in dumpfem Brausen von der Richtstätte zurückwogte.

Die Jesuiten ritten nun zu dem Schaffote vor, sprachen mit den Todtenbrüdern und als sie bemerkten, daß der Henker und die Schergen sehr aufgeregt waren, lauschten sie auf deren Worte.

Voigt sprach sich darüber aus, daß ihm die vorgenommenen Hinrichtungen selbst mißfallen haben.

Euch hat Euer Geschäft weder zu gefallen, noch zu mißfallen! rief ihm ein Jesuit zornig zu. Dem Himmel haben sie jedenfalls gefallen. — Alles zur größeren Ehre Gottes!

Dreizehntes Kapitel.

Bei Hofe.

Die Kunde von diesen grauenhaften Hinrichtungen gelangte beim Lever zur Kenntniß des Kaisers. Die Spanier waren es selbst, die sich ungünstig darüber aussprachen. Die Meisten von ihnen hatten, als Todtenbrüder maskirt, derselben beigewohnt und

sagten dem Kaiser, daß man ihnen hinterbracht, jene Exekutionen hätten allenthalben eine große Verstimmung hervorgerufen. Der Kardinal Cordona rieth dem Kaiser, endlich doch einmal die Inquisition nach spanischer Art in seinen Landen einzuführen.

Nach seiner Meinung müsse man sich von dem gegenwärtigen Brauche, mit dem Richtschwerte die Widersacher der Religion zu strafen, lossagen und das echt inquisitorische Verfahren, wie es in dem schönen Spanien geübt werde, unverweilt einführen. Er wies darauf hin, daß man auf diese Art, ohne daß es zu Exzessen komme, einige hundert Ketzer und Gotteslästerer täglich verbrennen könne, wodurch die wahre Gottesfurcht endlich doch Platz greifen werde.

Kaiser Karl, der gewöhnlich Alles für gut hielt, was Cordona ihm vorschlug, antwortete mit verdrießlicher Miene:

Die Spanier sind um kein Haar besser, als meine Oesterreicher. Die Wenigsten von ihnen haben sich mir unterworfen und die Meisten halten es mit meinen Feinden. Sie schlagen meine Soldaten todt, vergiften ihnen die Lagerbrunnen, kurz, thun Alles, was sich mit wahrer Gottesfurcht nicht verträgt.

Und doch sind die Spanier das auserwählte Volk Gottes! sagte Kardinal Cordona. Aber sie sind mit Blindheit geschlagen, wie die Israeliten, als sie noch das auserwählte Volk Gottes waren. Aber die Stunde ist nicht ferne, wo ihnen die Schuppen von den Augen fallen werden und sie Ew. Majestät auf den Knieen bitten werden, nach Spanien zurückzukehren. Wenn Ew. Majestät die Inquisition hier einführen, dann wird dies besonders in Madrid einen sehr guten Eindruck machen.

Die heilige Inquisition mag ein überaus nützliches Staatsinstitut sein, sagte Karl VI. Aber Ihr müßt bedenken, daß fast die Hälfte der Deutschen, deren Kaiser ich bin, Häretiker sind. Es bestehen Institutionen, die ich beschworen habe und aus Staatsklugheit nicht beseitigen darf.

Allmälig würde das anders werden, meinte der spanische Kardinal. Man könnte probeweise wenigstens hier in Wien die Inquisition einführen. Wohin man hört — allenthalben sprechen die Unterthanen nur davon, daß sie es mit Sicherheit erwarten, der kaiserliche Herr werde sie in seiner Gnade mit dem Segen der Inquisition beschenken.

Die Anordnungen in staatlich-kirchlichen Angelegenheiten hat sich ausdrücklich Ihre Majestät, meine durchlauchtigste Mutter vorbehalten. Dort müßt Ihr anklopfen, wenn Ihr in denselben Veränderungen wünscht. Auch ich wünsche Veränderungen. Es verstimmt mich, immer und ewig zu hören, daß schon wieder eine Kreuzbrecherin aufgefunden und auf dem Schaffote geendigt habe. Sagt mir doch, wie es kommt, daß lauter junge Frauenzimmer das Kreuz brechen. Bisher galten gewöhnlich nur die alten Weiber als Hexen und Zauberinnen.

Traurig, daß es so ist, erwiderte der Kardinal. Der böse Feind findet heutzutage so viel Verderben in der Welt, daß er es wagen kann, das junge Frauenzimmer als verführerischer Galan anzugehen.

Das heißt mit anderen Worten: Der Teufel hat einen besseren Geschmack bekommen, sagte Kaiser Karl. Abscheulich — höchst abscheulich! Man sagte mir, daß unter dem Regimente meines Bruders die Religion in den Ländern des Erzhauses überaus gesunken ist. Nun steht aber wieder der heilige Vater auf unserer Seite. Der Klerus ist überaus zufrieden; denn es wird nichts unterlassen, die Frömmigkeit auszubreiten. Und dennoch verschlimmern sich von Tag zu Tag die Zustände. Nichts als Hinrichtungen und Hinrichtungen. Die Gesandten der fremden Staaten erlauben sich schon, mir deßhalb allerunterthänigste Vorstellungen zu machen. Die Ungarn, welche man kaum beruhigt hat, werden mißtrauisch. Der Wiener Kommandant verlangt von mir eine Vermehrung der Garnison und Graf Palffy wünscht dringend, daß ich mindestens noch dreißigtausend Mann nach Ungarn sende. Das sind traurige Zustände — sehr traurige.

Die Verschärfung in religiösen Dingen hat sie wahrlich nicht verschuldet, sagte der Kardinal. Das Uebel ist nicht neu und es ist die höchste Zeit, dasselbe gründlich auszurotten. Nur noch einen Schritt weiter, Euer Majestät, und das österreichische Erzhaus wird in himmlischem Glorienschein glänzen und dessen Fürsten und Unterthanen mit allen Gaben Gottes reichlich bedacht werden. Aber die Inquisition ist unerläßlich.

Sagt das meiner durchlauchtigsten Frau Mutter, sprach der Kaiser mißvergnügt und zog sich von seinen spanischen Räthen zurück.

Einige Stunden später sprach Kaiser Karl VI. mit seiner Mutter, Kaiserin Eleonore.

Er fand sie in Thränen und als er sie um die Ursache ihres Grames fragte, antwortete sie:

Es ist entsetzlich, wie viel Blut da fließen muß, um der Hölle Abbruch zu thun. Der böse Feind wagt sich nun gar in unsere Nähe. Er hat mir sogar meine Kammermagd verführt, der ich mein ganzes Herz geschenkt. Ihre Großmutter, die Mutter meines Leibdomestiken Thomas, der mir als Prinzessin das Leben rettete, starb auf der Folter und man hat nun auch die Therese auf die Folter gebracht und ich kann nichts für sie thun.

Warum nicht? sprach der Kaiser. Wie ich gehört, hat eigentlich diese Kammermagd sich nur zu Schulden kommen lassen, daß sie Ihro Majestät zu bereden suchte, künftighin keine Todesurtheile mehr zu bestätigen.

Um dies zu erreichen, hat sie aber die schändlichsten Lügen vorgebracht. Sie hat die Jesuiten verleumdet und sich angemaßt, im Namen der heiligen Mutter Gottes zu sprechen.

Lieber Gott, entgegnete der Kaiser, das Mädchen wollte eben seinen Zweck erreichen. Es wußte sicher nicht, daß es sich dadurch so arg verfehlt habe.

Therese hat mir eine lutherische Schmähschrift gegen die Jesuiten in die Hände gespielt — ein streng verbotenes Buch, welches von dem heiligen Vater verdammt und zum Feuertode verurtheilt wurde. Es sind auch viele solcher Bücher in Rom und in Köln verbrannt worden.

Das wußte Therese sicher nicht, sagte der Kaiser. Wenn in dieser Sache Jemand der Schuldige ist, so muß ich als solchen den Herzog von Ahremberg bezeichnen. Man hat seine Freundin als Kreuzbrecherin angeklagt und er rühmt derselben alle guten Eigenschaften nach. Wie es heißt, wendete sich der Herzog an die Großmutter der Therese und dann mit ihrer Zustimmung an diese selbst. Sie wußten, daß Therese Füllerin vor Ihrer Majestät Gnade gefunden und hofften durch ihre Verwendung die Schwabenmamsell zu retten. Vielleicht ist sie auch einer Berücksichtigung würdig.

Nein, nein, antwortete die Kaiserin mit Heftigkeit. Ich habe das Schändlichste von jener Dirne aus Dillingen erfahren. Ob-

wohl sie nicht in den heiligen Ehestand getreten, hat sie ein Kind in die Welt gesetzt.

Dafür sollte man wohl den Herzog beim Kopfe nehmen, der die Schwabenjungfer bethört hat, meinte der Kaiser. Doch es fällt mir nicht ein, sie auch nur im Entferntesten zu vertheidigen. Ich weise nur darauf hin, daß das Thereſel, von dem Jammer des Herzogs gerührt, das Geschick seiner Freundin für so erbarmungswürdig fand, daß es sich deßhalb entschloß, bei Ihrer Majestät Alles aufzubieten, um das Mädchen vom Tode zu retten. Ich glaube, jedenfalls wär' es sehr hart, das stille, sanftmüthige Thereſel deßhalb in den Tod zu schicken.

Ich werde sie nach Möglichkeit begnadigen, sagte die Kaiserin-Mutter. O, daß sie doch ihr Herz der Reue geöffnet hätte!

Der Kaiser sprach hierauf mit seiner hohen Mutter über spanische Angelegenheiten und Kaiserin Eleonore erinnerte sich nun, daß Kardinal Cordona bei ihr gewesen, um die Einführung der Inquisition in Oesterreich nach spanischem Muster zu befürworten.

Sie sagte dem Kaiser, daß Cordona sich dahin ausgesprochen, daß Kaiser Karl ihn ersucht habe, diese Einführung seiner Mutter dringend anzuempfehlen, und daß derselbe mit Sicherheit darauf rechne, daß Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter seinen Herzenswunsch berücksichtigen werde.

Der Kardinal mag mich wohl nicht verstanden haben, sagte Kaiser Karl. Es fällt mir nicht ein, die Einführung der spanischen Inquisition hier zu Lande zu befürworten.

Mein vielgeliebter Sohn, man muß doch streng mit Gotteslästerern vorgehen, wenn man nicht den Fluch des Himmels nach sich ziehen will. O, es ist schon genug Entsetzliches geschehen! Denke an Deinen Bruder, den die schwarzen Blattern dahinrafften. Die Jesuiten haben seinen Tod prophezeit. Und wenn sie es aussprechen werden, daß Feuer vom Himmel herabfallen solle, um das Erzhaus Oesterreich zu verzehren — es würde geschehen.

O, o! entgegnete der Kaiser. Man muß mit aller Macht die Rel[illegible] aufrecht erhalten, um Raub und Diebstahl hintanzuhal[illegible] die Unterthanen williger zu machen, ihre Abgaben zu zah[illegible]eit den Frommen ist auch nicht zu spaſſen. Es ist fast

mit Bestimmtheit nachgewiesen, daß man den Giftstoff der schwarzen Blattern in einem Briefe meinem Bruder zugesendet. Man beschuldigt sogar einen Jesuiten dieser verruchten That.

In demselben Augenblicke bemerkte die Kaiserin, daß das Kruzifix, welches auf dem Tische stand, von seinem Sockel herabfiel. Sie stieß einen Entsetzensschrei aus. Der Kaiser, welcher das Geräusch des fallenden Kruzifixes gehört, eilte zu dem Tische, wo dasselbe lag und fand es in Stücke zerbrochen, obwohl das Kreuz aus Ebenholz bestand und der Tisch mit einem schwarzen Tuch bedeckt war. Auch der Herrgott von Elfenbein war beschädigt. Ein Theil desselben lag mit einem Kreuzpartikel unten auf dem Getäfel, wohin es vom Tische gefallen.

Kalter Schauer überlief den Kaiser, als er dies sah. Seine Mutter aber stammelte unaufhörlich die Worte:

Herr, erbarme Dich unser, Christi, erbarme Dich unser!

O mein theurer Sohn, sprach sie dann. Deine Frevelreden haben den Zorn des allmächtigen Gottes wachgerufen. — O unglückseliges Zeichen! Das Verderben wird uns ereilen.

Der Kaiser hob mit zitternden Händen die einzelnen Theile des Kruzifixes auf und sagte:

Das ist mit Anwendung von großer Gewalt geschehen. Fast sollte man denken, daß das Kruzifix bereits früher zerbrochen wurde, die losen Theile nur an einander gestellt waren und daß der Fall durch Erschütterung erfolgte, welche durch mein starkes Auftreten in der Nähe des Tisches stattgefunden.

O fordere mit solchen Worten den Unwillen des langmüthigen Gottes nicht noch mehr heraus, sprach die Kaiserin ängstlich. Die Tage unseres Hauses sind gezählt! O, o!

Beruhige Dich, Mutter, sagte der Kaiser, ich werde nach Mariazell wallfahrten und gute Werke stiften.

Ich bitte Dich, guter Sohn, rief Kaiserin Eleonore, welche ihre Fassung noch immer nicht erlangen konnte, mit gefalteten Händen, sieh' meine Thränen. Sende allsogleich nach Deinen Beichtvätern. Setze Dich mit dem päpstlichen Nuntius in's Einverständniß, damit unverzüglich wegen dieses schrecklichen Zeichens nach Rom berichtet werde. — Herr, erbarme Dich unser, — Christi, erbarme Dich unser.

Der Kaiser nickte beistimmend mit dem Haupte und entfernte sich.

Die Kaiserin-Mutter aber ließ ihre Jesuiten vor sich kommen, führte sie zu dem zerbrochenen Kruzifix und gab ihnen bekannt, daß sie gesehen, wie dieses von selbst herabgefallen und zerbrochen sei.

Die Beichtväter und Gewissensräthe schüttelten die Köpfe, knieten dann nieder und beteten gemeinschaftlich.

Hierauf erklärte Pater Metzler:

Gott hat unseren Geist erleuchtet und wir wissen, daß es ein junges Frauenzimmer gewesen, welche im Bunde mit dem Satan das heilige Kreuz gestürzt und gebrochen.

Wie ist das möglich? fragte die Kaiserin-Mutter. Dies Gemach betritt kein junges Frauenzimmer. Selbst meine Frauen kamen seit längerer Zeit nicht hieher.

Aber wir haben oft die Kammermagd Therese hier gesehen, sagte Metzler.

Die ist ja seit acht Tagen verhaftet, erwiderte Eleonore.

Und doch kann sie hier gewesen sein, entgegnete der Jesuit — und zwar im Geiste. Man kann dies in der That von ihr vermuthen; denn es ist bereits erwiesen, daß sie sich dem Teufel ergeben hat.

Wie, — erwiesen ist es? fragte die Kaiserin bestürzt.

Man hat sie im Zuchthause beobachtet, fuhr der Jesuit fort, und die traurigsten Erfahrungen gemacht. Der böse Feind besuchte sie des Nachts und sie konnte es nicht in Abrede stellen, daß sie die Nacht in seinen Armen und unter seinen Liebkosungen verbrachte.

Die Kaiserin bekreuzte sich und sagte:

Ach, ich habe gehofft, daß sie ihr Herz der Reue öffnen werde.

Man hat nichts unterlassen, diese Gottlose wieder auf gute Wege zu bringen. Doch Alles war leider vergebens, sie blieb unbußfertig.

Man muß sie aber bessern und bekehren, sprach die Kaiserin. Euch ist die Macht gegeben, den Bösen zu bannen. Ich bitte Euch, laßt es hierin an Eifer nicht fehlen. Ich wünsche, daß sie in ein Kloster gebracht und zu strengen Bußübungen angehalten werde.

Das hieße ebenso viel, als dem bösen Feinde selbst die Klosterpforten öffnen, antwortete der Beichtvater. Und wenn es sich wirk-

lich so verhält, daß sie mit Hilfe des bösen Feindes im Geiste hier eingedrungen und das Kruzifix zerbrochen hat, dann ist sie ja ohnehin mit Leib und Seele verloren.

Das wißt Ihr nicht gewiß, antwortete die Kaiserin. Ich hoffe zu Gott, daß es sich anders verhält, als Ihr vermuthet.

Ihre Majestät haben anbefohlen, jene Therese Füllerin mit der peinlichen Frage zu verschonen. Wir bitten, diesen Befehl zurückzunehmen. Denn nur durch die Tortur kann man es von ihr erfahren, ob sie wirklich das Kruzifix zerbrochen.

Nein, nein, rief die Kaiserin-Mutter höchst aufgeregt. Ich habe der Therese gelobt, ihr eine gute Mutter zu sein; ich habe sie so innig geliebt und kann nicht den Gedanken fassen, sie in alle Ewigkeit verloren zu haben. Ich beschwöre Euch: Bessert und bekehrt sie, damit sie dem Himmel nicht verloren gehe.

Euere Majestät, ohne die Folter läßt sich mit einer Teufelsbesessenen nichts ausrichten.

Dann besitzt Ihr nicht die Gnade Gottes. Euer heiliger Stifter hat in Menge die Teufel ausgetrieben, ohne die Folter zu gebrauchen. Könnt Ihr durch die Kraft des göttlichen Wortes nichts erreichen, dann ist keine Ursache vorhanden, Euren Orden anderen vorzuziehen. Ich werde nach dem Dominikanerprovinzial schicken und mich mit ihm besprechen, auf welche Weise die spanische Inquisition hier einzuführen wäre. Man wünscht dies ohnehin allgemein und Kardinal Cordona hat mich dringend gebeten, dies zu thun.

Ihre Majestät sind nicht wohl berathen, sagte der Jesuit, und ich erlaube mir, die allerhöchste Frau darauf aufmerksam zu machen, daß der Dominikanerorden kein päpstliches Breve besitzt, wodurch es ihm gestattet wäre, in den deutschen Landen die Inquisition auszuüben. Unser Orden besitzt eine höhere Weihe und uns allein hat man es zu verdanken, daß die Reformation in Deutschland und Oesterreich von Tag zu Tag ihr Terrain verliert. Die glorioſen Armaden Ihrer Majestät haben gegen die Ketzer nichts vermocht. Als wir nach Wien kamen, fanden wir noch Heiden und Ketzer, jetzt aber ist es Gott Lob anders geworden. Es genügt von Zeit zu Zeit eine Hinrichtung, um den Glauben zu schärfen. Die Dominikaner aber werden das Brennholz vertheuern, und dennoch

ebensowenig erreichen, als in Spanien selbst, wo sie schon Fünfundsiebzigtausend verbrannten, ohne für das Land die Gnade des Himmels zu gewinnen. Ganz Spanien revoltirt gegen seinen rechtmäßigen Herrn und König — ein deutlicher Beweis für die Richtigkeit meiner Worte.

Erhabenste aller irdischen Frauen, Leuchte der Tugend vor Gott und der Welt, nahm Pater Riva das Wort, die Weisheit Ihrer Majestät möge es erkennen, daß die Einführung der heiligen Inquisition schwere Kriege entzünden und gar leicht den Türken und Schweden in dieses Land zurückführen könnte. Großes Blutvergießen, Plünderung und Feuersbrünste würde man dann allenthalben erblicken. Und obwohl dieses Elend nicht zu beklagen wäre — wohl dem, der für den wahren Glauben blutet und leidet! — so könnte dieß Kriegsgewitter dennoch dem glorreichen Hause Ihrer Majestät allzu schwere Prüfungen auferlegen und es in seinen Besitzthümern verkürzen. Ebenso existiren noch Privilegien der Akatholiken in gar vielen Landen und Bezirken Ihrer Majestät, auch haben die allerhöchste Frau den Ungarn mit Brief und Siegel Religionsfreiheit gewährt — lauter Dinge, die sich mit der Inquisition nicht vertragen, welche die schonungslose Ausrottung aller Ketzer und Heiden zum Gebote macht. Deßhalb glauben wir in Demuth Ihrer Majestät abrathen zu müssen, der irrthümlichen Meinung des Kardinals Cordona Beachtung zu schenken.

Ihre Majestät, begann Pater Metzler abermals, wir reichen mit einem einzigen Schaffote und der gegenwärtigen peinlichen Gerichtsordnung hinlänglich aus. Es finden bereits Doppelhinrichtungen statt und Verschärfungen der Todesstrafe werden mit dem besten Erfolge angewandt. Wozu nach Neuem greifen und das Ungewisse für das Sichere setzen? Was wir Jesuiten sind und bedeuten, wissen Ihre Majestät gar gut; was aber die Dominikaner sind und bedeuten, das wissen Ihre Majestät nicht — das weiß Niemand. Unbedeutend sind sie jedenfalls.

Ihr mögt Recht haben, sagte die Kaiserin-Mutter, welche die Kraft des Widerstandes gegenüber den redegewaltigen Jesuiten nicht behaupten konnte. Ich will Euch wie immer gehorchen; aber tretet mich nicht völlig zu Boden und reißt mir nicht jede Empfindung grausam aus dem Herzen. Meine Kammermagd, die

Thereſe, ſollt Ihr nicht köpfen. Ihr ſollt nicht gegen ſie mit der Tortur vorgehen. Ich kann mir nicht helfen — ich kann mir nicht helfen.

Kaiſerin Eleonore weinte bitterlich.

O, ich bitte Euch, tragt es der Thereſe nicht nach, daß ſie ſo ſchlecht über Euch geſprochen. Sie iſt keine ſo große Sünderin, als Ihr vermuthet. Dieß iſt auch die Meinung Sr. Majeſtät des Kaiſers. Der Sturz des Kruzifixes in dieſem Zimmer kann nicht von ihr herrühren; Ihr habt ſie vorſchnell angeſchuldigt.

Ihre Majeſtät halten uns für rachſüchtig. O, wird ſind dieß ſicher nicht. Wir ſegnen die Hand, die uns ſchlägt und verzeihen unſeren erbittertſten Feinden.

Aber nichts in der Welt wird uns vermögen, Gottes Wort zu verfälſchen und unſere Meinung nicht offen auszuſprechen. Wer ſollte das Kruzifix hier zerbrochen haben, wenn es nicht jene Füllerin geweſen wäre? Weilt doch in der Nähe Ihrer Majeſtät nur die Tugend und Frömmigkeit. Hat die Füllerin ſich nicht offen an die Seite der verruchten Kreuzbrecherinnen geſtellt und ſtand es nicht zu erwarten, daß ſie dieſen Gottloſen nacheifern werde?

Aber wie konnte ſich ihr Geiſt von dem Körper trennen und durch ſich allein einen Gegenſtand zerbrechen?

Das Wie wird offenbar an dem Tage des Gerichtes, antwortete Einer der Beichtväter. Daß Solches geſchieht, wiſſen wir ſattſam aus zahlloſen Kriminalprozeſſen. Wie viele Frauen lagen zu Hauſe im Bette und fuhren dennoch zu gleicher Zeit durch den Schornſtein zu einem Teufelsgelage! Dort tanzten ſie, gaben ſich den entſetzlichſten Ausſchweifungen hin, ohne daß ihr Leib das Bett verlaſſen hätte. Wenn dieß Eine wahr iſt, wird das Andere wohl auch keine Lüge ſein. Gewiß iſt es, daß die Füllerin einen mächtigen Freund an ihrem Zuhälter, dem böſen Feinde, beſitzt. Gewiß iſt, daß ihre Bosheit keine Grenzen kennt, und da ſie ſich gern hier aufgehalten, ſich auch hieher zurückſehnen mochte.

Ihre Majeſtät haben die Verhaftung der Gottloſen anbefohlen. Drängt ſich da nun nicht die Frage auf: Mag es die Füllerin nicht darauf abgeſehen haben, ſich an Ihrer Majeſtät zu rächen? Was entſpricht ihrem ſchwarzen Herzen mehr, als Ihrer Majeſtät das heilige Kreuz zu zerbrechen?

Nun, so befragt sie darüber, aber nicht peinlich, erwiderte die Kaiserin mit einem schweren Seufzer. Man soll nicht sagen, daß man ihren zarten Leib so lange gefoltert hat, bis sie sich zu jener schrecklichen That bekannte. Ich will es auch nicht mehr haben, daß man das Frauenzimmer recke.

Da Euch von Gott so hohe Macht gegeben ist, so sucht nach anderen Geständnißmitteln, als der Folter. Ich will es nicht mehr lesen, daß nach Anwendung der Folter das Geständniß erflossen. Man möge es bei dem Frauenzimmer mit der Züchtigung durch die Ruthe, mit Einflößen des Weihwassers und mit der Anwendung der Daumenschrauben bewenden lassen. Auch Christus der Herr wurde nicht gefoltert.

Ihre Majestät, erwiderte der Jesuit Metzler, der heilige Vater hat die Folter approbirt. Nimmt man sie den Gerichten, dann wäre es ebenso gut, alle Bösen für straflos zu erklären. Man geht ohnehin mit größter Milde bei der Anwendung der Tortur zu Werke und wendet sie nur dann an, wenn ein frommer Zuspruch nichts nützt. Es wäre nicht Gnade von Ihrer Majestät, sondern Hartherzigkeit, die Folter aufheben zu wollen; denn durch diese wird weit weniger die Malefizperson, als der Teufel in dieser gepeinigt und zum Ausfahren gezwungen. Doch der Wunsch Ihrer Majestät, die Füllerin nicht zu foltern, sei Befehl für uns. Man wird nach anderen Beweismitteln suchen, ihr das Geständniß zu entlocken.

Kaiserin Eleonore nickte zustimmend mit dem Haupte und kniete sich dann auf ihren Betschemel nieder und rief inbrünstig den lieben Herrgott an, damit er ihr Haus und Land in seinem Schutz behalte und es zur Entdeckung bringe, wer ihr Kruzifix zerbrochen.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Am folgenden Tage und zwar am 17. Juni empfing die Kaiserin den greisen Fürst-Erzbischof von Wien. Dieser Herr hieß Franz Ferdinand Rummel und war bei der Kaiserin-Mutter einst sehr beliebt gewesen. Stammte er doch gleich ihr aus der Pfalz und besaß er so vorzügliche Kenntnisse, daß man ihn für würdig gehalten, dem Thronfolger und nachmaligen Kaiser Josef Unterricht

zu ertheilen. Nach dessen Hinscheiden fiel er bei der Kaiserin-Mutter in Ungnade. Die Jesuiten hatten ihr gesagt, daß der Tod ihres Sohnes durch die schwarzen Blattern als eine Strafe des Himmels angesehen werden müsse, weil er zu wenig auf die Religion gehalten. Der alte Rummel sollte daran die Schuld tragen. Er hatte ihn zu lässig in der Religion unterrichtet und ihm zu wenig Ehrfurcht vor dem Papste und den Jesuiten beigebracht.

Wenn er nun nach Jahren wieder in der kaiserlichen Burg erschien, so geschah es nur wegen des Ordens der Elisabethinerinnen.

In den letzten Regierungsjahren Josefs I. hatte Rummel diesen Orden in Wien eingeführt und demselben auch die Gunst der Kaiserin-Mutter erworben. Obwohl die Elisabethinerinnen bereits einen festen Wohnsitz hatten, so wollte es mit ihrem Hospitale doch nicht vorwärts gehen.

Die Jesuiten wußten Dies und Jenes an dem Orden auszusetzen, weßhalbRummel, der Protektor desselben sich schon mehrere Male brieflich an die Kaiserin-Mutter gewendet hatte.

Eleonore bewilligte endlich die zur Hospizeinrichtung nöthige Summe und verlangte von dem Bischofe, daß er sie besuche, um sich wegen der Seelsorge im Spitale der Elisabethinerinnen mit ihr zu besprechen.

Die Kaiserin-Mutter begrüßte wohlwollend den Bischof. Sie vergaß es, daß die Jesuiten Nachtheiliges über ihn ausgesagt und sah ihn mit tiefem Mitleide an.

Als er das letzte Mal bei St. Stefan das Hochamt hielt, war er noch ein starker, kräftiger Mann von ungebeugter Haltung. Jetzt aber ist er sehr hinfällig geworden und man merkt es ihm an, daß er dem Grabe nahe stehe.

Damals war die Kunde verbreitet, daß der alte, freisinnige Rummel ein schleichendes Gift erhalten habe.

Für die Richtigkeit dieser Behauptung fehlen jedoch weitere Daten.

Einer seiner Zeitgenossen behauptet, daß Rummel so schnell dahingewelkt sei, weil er sich die neuesten Veränderungen in der Kirche und im Staate zu sehr zu Herzen genommen und es ihn mit Gram erfüllt, daß er alles Ansehen und alle Geltung verloren habe.

Die Jesuiten konnten es nicht hindern, daß Rummel vor der Kaiserin erscheine, aber sie hatten es bei ihr erreicht, daß die Audienz in ihrer Gegenwart stattfand.

Sie befürchteten nämlich, daß Rummel gegen sie das Wort ergreifen werde, und hatten deßhalb die Kaiserin gebeten, ihn ja nicht allein zu sprechen, damit er nicht nachher sage, die Allerhöchste Frau habe ihm Versprechungen gemacht, die sich nicht mit dem wahren Heile der Kirche vereinbaren lassen.

Der greise Prälat sprach jedoch nur von den Angelegenheiten des Ordens der Elisabethinerinnen und wies mit besonderem Nachdrucke darauf hin, daß dieser mehr Unterstützung verdiene, als andere Frauenorden, da dessen Angehörige als edle Samaritanerinnen sich um Gott und die leidende Menschheit überaus verdient machten, während die Mitglieder anderer Orden ihre Zeit in Nichtsthun verbrächten.

Da erlaubten sich aber die Jesuiten, ihm in die Rede zu fallen und ihm vorzuwerfen, daß er kein Oberhirt sei, indem er die Werkthätigkeit des Gebetes nicht über die Krankenpflege setze.

Rummel warf den Jesuiten einen verächtlichen Blick zu und sagte zur Kaiserin-Mutter:

Diese Leute können es nicht unterlassen, sich in Dinge einzumischen, die sich für sie nicht geziemen.

Die Jesuiten antworteten ihm mit Hochmuth und wiesen auf ihre Verdienste um die Kirche und den Staat hin.

Da erwiderte der alte Herr voll Entrüstung:

Ich bediene mich des Ausdruckes unseres Heilandes: Mein Haus ist ein Bethaus, Ihr habt es zur Mördergrube gemacht. Weh' Euch, den schlechten Rathgebern! Die Zeit wird Euch richten. Das durch Euch vergossene Blut schreit zum Himmel und die Strafe wird nicht ausbleiben. Dem Gotte der Liebe und der Gnade, dessen Geburt als Friede der Welt verkündet worden ist, bringt Ihr Menschenopfer dar und erschüttert dadurch die katholische Kirche in ihren Grundfesten. Ihr werdet die Schuld tragen, wenn sie zusammenbricht. Keine fluchwürdige That ist noch ungerächt geblieben und das vergossene Blut läßt sich durch Weihwasser nicht von den Händen hinwegspülen, auf denen es haftet.

Ihr geht zu weit, Herr Bischof, sagte die Kaiserin bestürzt.

Ich bin so weit gegangen, Ihre Majestät, antwortete Jener, als ich als Oberhirt gehen mußte. Gott erleuchte den Sinn Ihrer Majestät und stähle Ihr Herz, damit es jenen Männern widersteht, welche Sie schlecht berathen.

Die Jesuiten baten die Kaiserin ihnen zu erlauben, die Verleumdungen und Irrthümer des Bischofs zu widerlegen, und als sie ihre Zustimmung ertheilte, sagte Pater Metzler zu Rummel:

Der hochwürdige Herr hat als Ketzer gesprochen, wir aber werden ihm als Katholiken antworten.

Der Fürstbischof erwiderte:

Wozu die Worte? An Euren Früchten hat man Euch erkannt. Mit Euch streitet man nicht; denn Ihr seid zu unverschämt und unwissend. Ich kann Euch nicht schaden, und Ihr könnt mir nicht mehr schaden, denn meine Tage sind gezählt. Aber es kommt die Zeit, wo man mit Euch schwer rechten und Euch schonungslos aus allen Christenländern verjagen wird.

Rummel verneigte sich vor der Kaiserin-Mutter und entfernte sich aus dem Audienzsaale.

Nun wurde aber dort über Rummel Gericht gehalten.

Wer ist der Mann, der uns mit Vertreibung droht? fragte ein Jesuit. Was hat er doch Gutes gestiftet? Er zitirte die heilige Schrift, um ein Wort gegen uns zu finden. Das können wir auch und mit weit besserer Anwendung, als dieser Geistesarme. Wir werden hundert Sätze finden, die ihn ohnmächtig niederwerfen.

Rummels Betragen wurde von den Jesuiten streng kritisirt und man wies darauf hin, daß durch seine Schuld das Ketzerthum sich ausgebreitet und die Gotteslästerung zu einer Seuche geworden sei, die sich nur schwer bekämpfen lasse.

Die Kaiserin-Mutter seufzte viel und sagte:

Laßt den päpstlichen Nuntius zu mir kommen. Ich muß mich mit ihm besprechen. Es ist traurig, sehr traurig, wenn es unter der Geistlichkeit so arge Zwistigkeiten gibt. Der Eine verdammt den Anderen — wie kann da das Gute gedeihen?

Die Kaiserin-Mutter sprach den päpstlichen Nuntius.

Er war der beste Advokat, welchen die Jesuiten finden konnten.

Die Jesuiten waren im Rechte — Bischof Rummel im Unrechte. Er wird von dem heiligen Vater einen strengen Verweis

erhalten; vielleicht wird man ihn seiner Würden für verlustig erklären und ihm anbefehlen, sich zur Rechtfertigung nach Rom zu begeben.

Die Kaiserin-Mutter läßt die Jesuiten wie vorher bei sich eintreten; sie sitzen wie vorher an ihren Tischen, lesen die ihr vorgelegten Schriften und schreiben an so Manche den Bescheid, ohne auch nur die Kaiserin zu Rathe zu ziehen.

Eleonore, welche ihnen bisher nur ein düsteres Auge gezeigt, in welchem sich die tiefsten Seelenleiden abspiegelten, sieht sie nun freundlicher an; sie lächelt sogar, was sie sonst nie gethan.

Aber wie sonderbar ist dieses Lächeln! Man könnte es ein galvanisches Zucken, eine mühsame Verzerrung ungelenker Muskeln nennen, welchen plötzlich eine ungewohnte Uebung auferlegt wird.

Kaiserin Eleonore war nicht mehr in Uebereinstimmung mit sich selbst. Eine Heuchlermaske war es, was die frömmste aller Kaiserinnen ihren Beichtvätern und Gewissensräthen zeigte. Sie blieb jedoch nicht mehr so lange wie sonst in der Gesellschaft der geistlichen Herren; sie zog sich früher als gewöhnlich in ihr Schlafgemach zurück, das sie sorgsam versperrte, was sie bisher nie gethan. Des Morgens mußten die Jesuiten wiederholt an ihre Thüre klopfen und sie ermahnen, daß es Zeit zur Andacht sei, bevor sie ihnen gehorchte. Sie mußte sich daher auch gar strenge Verweise von ihnen gefallen lassen und hatte auch nicht selten eine halbe Stunde länger auf den Knieen zu liegen, als gewöhnlich.

Die Jesuiten glaubten sich der Kaiserin-Mutter bereits völlig bemächtigt zu haben, weil sie sich demüthig unter ihr Joch beugte. Aber sie rang bereits mit aller Macht, um sich von ihrer Gewalt frei zu machen.

Wenn sie allein wär, hörte man sie oft eine laute Lache aufschlagen. Die Unglückliche glaubte nicht mehr das, was ihr die Geistlichen vorsagten. Sie haßte, sie verachtete sie. Die Jesuiten hatten die greise Fürstin um ihre Seelenruhe gebracht.

Und dennoch fand sie nicht die Kraft in sich, sie aus ihrer Nähe wegzuweisen.

Der alte Rummel war verdammt. Sie hatte ihren Beichtvätern und dem päpstlichen Nuntius zugestimmt, als sie ihn für einen unwürdigen Oberhirten erklärten, und hatte sich ihres Lands-

mannes gegenüber den geistlichen Herren nicht angenommen, als sich diese dahin aussprachen, daß der Bischof noch weit schlechter sei als Huß und daß man seine frevelhafte Zunge ihm aus dem Munde reißen müsse.

Kaiserin Eleonore war wirklich überzeugt davon, daß die Jesuiten das rechte Gotteswort lehren und daß sie der Himmel als Aufseher und Hofmeister, als Richter, Spione und Häscher in die Welt gesendet habe.

Und dennoch galten ihr die Worte des ketzerischen Rummel weit mehr als die der Jesuiten.

Der Freund, der Landsmann, der Bruder hatte zu ihr gesprochen — nicht die von Gott bestellten Aufseher, nicht die Spione des Himmels, nicht die Stöckelknechte.

Noch klang die heimische Warnungsstimme in ihrem Ohre, noch bebte ihr Herz von seiner Drohung, daß Gott die zu seiner Glorie hingeschlachteten Menschenopfer rächen werde, daß das Weihwasser das Blut von der Hand nicht hinwegtilgen könne, welche dasselbe vergossen.

Dieß konnte sie zwar nicht glauben, aber auch nicht unbedingt verwerfen. Die Jesuiten waren ihre Freunde nicht; aber Rummel war ihr Freund. Freilich hat dieser unglückselige Mann ihren geliebten Sohn, Kaiser Josef I., durch seine Irrlehren zu Grunde gerichtet. Aber ihr Sohn hat ihn noch auf seinem Sterbebette geachtet und geschätzt und von den Jesuiten nichts wissen wollen, obwohl sie ihn auf den Weg des Heils gebracht hätten.

Welch' ein finsteres Geschick lastete auf dem Herzen der unglücklichsten Kaiserin-Mutter. Sie hatte sich von den Jesuiten gängeln lassen und Alles gethan, was sie ihr als unerläßlich vorschrieben. Und dennoch zögert sie, ihnen weiter zu folgen, obwohl der päpstliche Nuntius sie belobt und Alles für gut befunden, was sie angeordnet und wozu sie gerathen.

Kann sie es aber hindern, daß Rummel's Worte wie eine herzliche Mahnung aus dem Grabe ihres Vaters durch ihre Seele gehen?

Das sucht Eleonore durch übergroße Freundlichkeit den Jesuiten zu verbergen. O, wenn doch nur Jemand da wäre, der sie ihrer Gewalt entreißen könnte! Aber Niemand kümmert sich um ihr

tiefes Leiden. Sie dürstet nicht nach dem Ruhme einer Heiligen. Sie will nicht besser sein als andere Erdenmütter und möchte so gerne deren Los gemeinschaftlich tragen.

Wenn die Jesuiten sie nur frei ließen! Sie zwingen sie, bei all' ihrer Güte und Leutseligkeit grausam zu sein. Sie ist zu schwach, um sich aus diesem Wirrsale zu retten.

Des Nachts hat sie böse Träume. Aber sie wagt es nicht, dieselben den Jesuiten zu erzählen. Was würden sie sagen, wenn sie ihnen beichtete, daß sie Jeden von ihnen mit Teufelshörnern im Traume gesehen, und daß der Teufel sie seine lieben Söhne geheißen, an welchen er Wohlgefallen habe? Und als dieß geschah, da hat sie voll Schrecken die Entdeckung gemacht, daß die Hand, womit sie die Todesurtheile unterschrieb, von warmem Blute völlig bedeckt war und daß sie dieselbe vergebens in Weihwasser tauchte, um das Blut hinweg zu waschen.

Es waren nur eitle Träume. Ihre Hand ist wieder so rein wie gefallener Schnee und die Köpfe ihrer Jesuiten werden nicht von Teufelshörnern verunstaltet. Ihre Schuld ist es nicht, daß ein solch' furchtbarer Traum sie geängstigt.

Sie ist sich keines Fehlers bei ihrem Nachtgebete bewußt. Deßhalb ist es auch nicht ihre Pflicht, den Jesuiten davon Mittheilung zu machen.

Sie würden sie deßhalb hart anlassen und vielleicht sie selbst des Einverständnisses mit dem bösen Feinde beschuldigen.

So unglücklich wie damals hat sich die hohe Frau nie gefühlt.

Wenn sie allein ist, versinkt sie in trübes Brüten. Von Zeit zu Zeit greift sie in Erinnerung an jenen bösen Traum in das heilige Weihwasser.

So gehen fünf schwere Tage dahin, ohne Linderung ihrer Seelenleiden, ohne Trost, ohne Hilfe.

Am sechsten Tage, nachdem sie sich von ihrer Morgenandacht erhoben, steht Pater Ascalo vor ihr und reicht ihr stumm ein Papier hin.

Neben ihm steht Pater Metzler und bietet ihr die eingetauchte Feder an.

Was soll's? fragte die Kaiserin-Mutter.

Das kaiserliche Stadtgericht hat zwei gottlose Kreuzbrecherinnen,

die jeden Anspruch auf kaiserliche Gnade verwirkt haben, zum Tode durch den Schwertschlag verurtheilt und bittet Ihre Majestät allerunterthänigst, dieses Urtheil zu bestätigen und es zugleich allergnädigst zu bewilligen, daß die Todesstrafe wegen allzugroßer Gottlosigkeit der Malefizpersonen durch vorausgehende Abhackung der Frevlerhand verschärft werde.

Da trat Kaiserin Eleonore einen Schritt zurück, machte ein abwehrendes Zeichen mit der Hand und verließ, ohne ein Wort zu sprechen, das Gemach.

Als die Glocke sie ermahnte, sich in die Kapelle zu begeben, und sie, dieser Ermahnung, folgend aus ihren inneren Gemächern heraustrat, stand Ascalo noch immer, das Todesurtheil in der Hand, an seiner früheren Stelle.

Ihre Majestät, das Todesurtheil ist noch nicht bestätigt, klang es als milder Tadel von seinen Lippen.

Wen betrifft es? fragte die Kaiserin.

Zwei gottlose Dirnen, Kreuzbrecherinnen, des Umganges mit dem bösen Geiste rechtlich überwiesen, antwortete Ascalo. Die Eine von diesen Beiden ist außerdem noch eine Diebin, während die Andere bereits vor ihrer großen Missethat durch unzüchtige Buhlerei Aergerniß erregte.

Es eilt nicht, entgegnete Eleonore und gab den Auftrag, ihre Frauenzimmer zu rufen.

Von ihren Palastdamen begleitet, ging sie nach der Kapelle.

Nach ihrem Kirchengange wurde sie von den Jesuiten fast mit Ungestüm aufgefordert, das Urtheil zu bestätigen, da wie sie sagten, Gefahr am Verzuge sei.

Weshalb Gefahr? fragte Eleonore.

Ihre Majestät, sagte Ascalo, der böse Feind sucht die schändlichen Dirnen zu retten. Er hat Komplotte angezettelt, welche dahin zielen, die Malefizpersonen aus dem Gefängnisse zu entführen, oder wenn dies vereitelt werden sollte, zur offenen Gewalt und Rebellion zu schreiten.

Habe ich nicht Schergen und Soldaten, fragte die Kaiserin-Mutter, und eine hochbegnadigte hochwürdige Geistlichkeit? Thut Eure Pflicht und gebietet dem Teufel zu weichen. Wenn Rebellion uns bedroht, so wendet Euch an den Stadtkommandirenden. Ich

lasse keine Weiber mehr köpfen. Traurig genug für sie, wenn Ihr ihnen nicht Ruhe schafft und es noch länger zugebt, daß der böse Feind die schwachen Geschöpfe verblende, und ihre Sinne zerrütte.

Diese Sprache der Kaiserin überraschte die Jesuiten. Einer sah den Anderen bestürzt an, und es wurde ihnen klar, daß es mit ihrer Herrschaft vorüber sei, wenn sie nicht die Enthauptung der zum Tode Verurtheilten durchsetzten.

Ihre Majestät, nahm Pater Metzel nach langer Pause das Wort, ich fordere im Namen Gottes und der Kirche Gerechtigkeit für das christkatholische Reich. Das Gesetz verlangt das Blut der schändlichen Gotteslästerinnen, und das Gesetz muß beobachtet werden oder das Reich zerfällt in Anarchie und das Reich des Antichrists ist gekommen.

Wollt Ihr mir das Recht der Begnadigung absprechen? fragte Eleonore. Das ist Majestätsrecht, setzte sie mit Heftigkeit hinzu. Eure Widersetzlichkeit ist Rebellion.

Da beugten die trotzigen Jesuiten demüthig ihre Nacken und Pater Metzel sagte: Wir sind nur arme elende Mönche, ohne irdischen Besitz, ohne Ehrgeiz und Prunk und stehen nur als Gewissensräthe vor der frommen, christlichen Frau Eleonore, — nicht vor der kaiserlichen Majestät, denn diese bedarf unseres geistlichen Rathes nicht. Gar hohe Herren mit glänzenden Titeln sind ihre unterthänigsten Knechte, welche stets nur das reden werden, was Ihre Majestät die allerhöchste Frau und unüberwindliche Kaiserin und Königin gerne hört.

Nur der Sünderin Eleonore haben wir uns als Beichtväter und Gewissensräthe demüthig vor Gott und wohlbewußt unserer großen Verantwortlichkeit väterlich genaht, um ihr das ewige Reich, das Reich Jesu Christo zu erkämpfen. Die allerhöchste Frau bedarf dieses Reiches nicht, das über den Gräbern und Grüften hinausliegt, denn sie besitzt selbst ein großes Reich und die köstlichsten Provinzen und hat die Macht, auch uns, den Dienern des ewigen Gottes, unsere widersetzlichen Köpfe zu Füßen legen zu lassen. Wir werden nicht murren, sondern das heilige Kreuz unseres Erlösers unter stummem Gebet zur Richtstätte tragen, wo wir als Rebellen endigen sollen. Wir werden auch auf unserem letzten Gange, den uns die glanzumleuchtete irdische Majestät anbefiehlt, für

die arme Sünderin Eleonore beten, damit ihr Gott eine selige Sterbestunde schenke, sie in Gnaden zu sich aufnehme und mit ihrem höchst seligen Gemal Leopoldus, den unvergeßlichen Beschützer der Kirche und der Gesetze, in heiliger Wonne für ewig vereinige. — Unsere widersetzlichen Köpfe mögen aber fallen. — Gelobt sei Jesus Christus!

Der Eindruck dieser Rede des Jesuiten auf die greise, schwachmüthige Frau war ein überaus mächtiger.

Sie sank in einen Stuhl und seufzte verzagt: Herr, mein Gott, wie werde ich gequält! Ist es denn gar so eine entsetzliche Sünde, Gnade zu üben und Menschenblut zu schonen?

Warum kommt mein Beichtvater Knofel nicht? fragte sie dann. Ich möchte mich mit ihm gern berathen. Er wird anders sprechen als Ihr.

Ihre Majestät, antwortete Metzler, eine Krankheit fesselt ihn an sein Lager. Sie war schwer, aber mit Gottes Hilfe ist die Gefahr für sein theures Leben glücklich verschwunden und Pater Knofel wird noch länger für Ihre Majestät erhalten bleiben.

Nun, so schickt mir den Pater Kunzian, sagte Eleonore. Ich habe zu ihm viel Vertrauen.

Auch der ist krank, Ihre Majestät, lautete die Entgegnung. Eine Teufelsbesessene, deren Beichte er gehört, hat ihn in die Wange gebissen, welche sich in Folge des Wuthgiftes lebhaft entzündet hat. Für den fürchten wir das Aergste. Er hat heute die heiligen Sterbesakramente empfangen und es steht bei Gott, ob er jemals genesen wird.

Mein Gott, wie so hinfällig ist das menschliche Leben! sagt die Kaiserin erschüttert. Der fromme Mann, welcher mit so seltener Beredsamkeit Gottes Wort gesprochen, soll wie ein Märtyrer seinem heiligen Berufe zum Opfer fallen.

Wer ist jenes schändliche Weib, das ihn im Beichtstuhle angefallen?

Eine von den beiden Malefizpersonen, Ihre Majestät, deren Todesurtheil mein Bruder in Christo, Pater Ascalo, zur Bestätigung hieher gebracht hat. Sie heißt Weniger und ist die Muhme jener Perlenfasserin aus dem Paternostergäßchen, welche einen unseligen Tod gefunden und wie wir bereits Ihrer Majestät berich-

teten, unter dem Galgen verscharrt worden ist. Eines großen Diebstahls überwiesen, wurde die alte Weniger mit der jungen, die sie im Laster auferzogen, in das Gefängniß gebracht. Ihr sonderbares Benehmen, ihr bewiesener Abscheu vor jeder christlichen Uebung bestimmte uns, sie in die Beobachtungsstube abführen zu lassen. Dort wurde es offenbar, daß sie mit dem bösen Feinde im engsten Bündnisse stehe.

Sie hat sich nicht entblödet, selbst im Gefängnisse Buhlerei mit diesem zu treiben und als sie dann zur heiligen Beichte geführt wurde, fiel sie wüthend den frommen Priester an und zerfleischte seine Wange mit den Zähnen. Ihre Majestät, wer solch' ein verworfenes Geschöpf begnadigt, der läuft Gefahr, die göttliche Gnade zu verwirken.

Wenn es so ist, sagte die Kaiserin, dann möge sie sterben.

Die Kaiserin setzte sich zu ihrem Schreibtische und Pater Ascalo legte ihr das Todesurtheil vor, das gemeinschaftlich für Schön Lieschen aus dem Paternostergäßchen und für die Geliebte des Herzogs von Ahremberg lautete.

Die Kaiserin-Mutter las es bedächtig durch, strich den Namen Maria Weber aus und bestätigte dann das Todesurtheil.

Die Jesuiten gaben sich mit dieser Errungenschaft zufrieden. Sie verlangten für jetzt nicht einen völligen Triumph. Die Kaiserin war zu ergriffen, als daß es den Pfaffen für räthlich erschien, die Sache augenblicklich weiter zu treiben. Ein kurzer Aufschub und auch die Weber wird auf dem Schaffote bluten.

Nachmittags wurde die Kaiserin von den Jesuiten angegangen, die in dem erflossenen Todesurtheile angeführte Stunde abzuändern.

Pater Ascalo wünschte, daß die Weniger statt um acht Uhr Morgens, um Ein Uhr nach Mitternacht zum Tode ausgeführt werde.

Dies begründete er mit Folgendem:

Ein aufrührerischer Geist zeigt sich allenthalben in Wien. Die Juden und Protestanten suchen Unruhen zu stiften und wenn man irgend wohin horcht, so hört man, daß die Christusmörder, welche sich nach ihrer Verbannung von Neuem hier eingeschlichen, das Kirchensilber dreifach so hoch bezahlen, als ein anderes, wodurch sie beabsichtigen, den Plebs zur Plünderung der Kirchen und Klöster zu verleiten.

Wie es ferner heißt, sollen diese Schändlichen und Gottlosen auch bereits so viel erreicht haben, daß eine große Menge von Dieben und Räubern sich zusammengefunden, und nur auf ein Zeichen zum Ueberfalle der Kirchen warten. Es konnte bisher nicht entdeckt werden, ob sie die kaiserliche Burgkapelle, das kaiserliche Kloster oder die Stefanskirche zuerst plündern wollen. Eines dieser drei Objekte soll indessen jedenfalls von den Schändlichen angegriffen werden. Daß der böse Feind seine Hand dabei im Spiele habe, leidet keinen Zweifel.

Schon haben sich diese Mörder- und Räuberbanden über das Zeichen zum Beginne der Plünderung geeinigt und als dieses soll die Ausführung der Perlenfasserin zum Tode angesehen werden.

Ein abgedankter Soldat soll in seiner Betrunkenheit dies auf offenem Platze ausgerufen haben, aber durch schnelle Flucht sich seiner Verhaftung entzogen haben.

Soll — soll — soll! sagte die Kaiserin. Ihr Jesuiten seid doch stets von Allem genau unterrichtet, was in den kaiserlichen und königlichen Kabineten und geheimen Kanzleien vorgeht und in so naheliegenden wichtigen Angelegenheiten habt Ihre keine anderen Gewährsmänner als den „Soll" und „Heißt es."

Ihre Majestät, antwortete Ascalo, es ist kein leeres Gerede. Jedenfalls hat sich eine unheimliche Gährung des Volkes bemächtigt, welches entweder an den Plünderungen theilnehmen oder dieselben verhindern will und eine ausgemachte Sache ist es, daß alle guten Christen und allzeit getreuen Unterthanen Ihrer Majestät, die Herrenleute, die Dienst- und Bürgersleute, mit Spannung und Aengstlichkeit jener Stunde entgegensehen, wo man die Perlenfasserin Weniger zum Tode ausführen will. Auch die Studenten drohen mit Exzessen. Einer von ihnen, ein überwiesener Ketzer und Gotteslästerer, der bereits im Kerker sitzt, war neben dem Teufel der Liebste der gottlosen Perlenfasserin und da dies jeder Parvist weiß, so wird es ganz gewiß zu einer Studentendemonstration kommen, wenn man die Hinrichtungsstunde für dieses Mal nicht verändert.

Nach Mitternacht wollt Ihr die Malefikantin ausführen lassen? fragte die Kaiserin-Mutter. Da liegt Alles im tiefsten Schlafe. Wie kann diese Hinrichtung daher erbaulich wirken, was doch die Hauptsache ist?

Nur für diesen einen Fall, Ihre Majestät, bitte ich, zur Vermeidung des Troubles, die nächtliche Hinrichtung allergnädigst zu bewilligen. Es wird Alles in bester Ordnung vor sich gehen und die Todtenbrüder werden sich vollzählig zu derselben einfinden. Ebenso kann man auch die Bettelorden auffordern, in Prozession mit der Verurtheilten nach der Richtstätte hinauszuziehen.

Aber das Beispiel zur Beherzigung und Warnung?

Es wäre für diesmal wohl die Frage, Ihre Majestät, ob das Beispiel ein gutes sein würde. Nur unfläthige Reden, Gotteslästerungen und schamlose Lüge kommen aus dem Munde dieser Malefizperson. Sie wird wohl auch noch auf dem Schaffote den Teufel anrufen und selbst in den letzten Augenblicken durch unzüchtige Gesten furchtbares Aergerniß geben. Darauf sind wir Alle gefaßt.

Das sind in der That Gründe von Wichtigkeit, sagte die Kaiserin-Mutter und bewilligte das Ansuchen.

Kurze Zeit nachher wurde die Kaiserin-Mutter erinnert, daß die neuntägige Marianische Andacht in dem kaiserlichen Kloster bei den Klarisserinnen mit künftiger Woche ihren Anfang nehme; zugleich wurde ihr die Hofanzeige bezüglich der Prozessionen mitgetheilt.

Eleonore ließ sich hierauf in einer Sänfte, umgeben von Hatschieren und Edelknaben, in das kaiserliche Kloster bringen, um sich zu überzeugen, ob dort die nöthige Fürsorge zur würdigen Abhaltung jener ebenso nützlichen als feierlichen Andacht getroffen worden sei.

Die Aebtissin daselbst hatte sich der besonderen Gnade der Kaiserin-Mutter zu erfreuen und von ihr viele Geschenke erhalten. Eleonore sprach gern mit ihr und nachdem sie an ihrer Seite die kirchlichen Paramente in Augenschein genommen, welche bei der Marianischen Feierlichkeit gebraucht werden sollten, begab sie sich mit ihr in die Wohnung der Aebtissin, wo ihr von dieser ein Ziborium gezeigt wurde, auf welchem sich Perlenstickerei befand.

Diese Arbeit, sagte die Aebtissin, nachdem die Kaiserin dieselbe gelobt, rührt von der Hand der jungen Perlenfasserin aus dem Paternostergäßchen her, welche im Sticken ebenso geschickt ist, als im Fassen. Dieses Ziborium sollte bei der Marianischen Andacht

gezeigt werden, ich halte es wirklich für sehr hübsch. Aber da jenes junge Frauenzimmer von welchem die Stickerei herrührt, im Kerker sitzt und sich, wie es heißt, schwerer Verbrechen schuldig gemacht haben soll, so halte ich es kaum für passend, mit diesem Ziborium den heiligen Kelch zu bekleiden, es müßte denn sein, wenn Ihre Majestät sich bewogen fänden, ihre Fehler ihr großmüthigst zu verzeihen.

Ihre Fehler! sagte die Kaiserin-Mutter. Meine liebe Synphorosa, Du weißt nicht, für wen Du gesprochen hast. Diese Perlenarbeiterin ist so schlecht, daß wir wohl daran thun, ihren Namen nicht in den Mund zu nehmen. Sie hat das heilige Kreuz zerbrochen, nachdem es entdeckt worden, daß sie gestohlen und dem bösen Feinde sich als Buhlerin hingegeben.

Wie, das hätte dieses Mädchen gethan? rief die Aebtissin ebenso überrascht als bestürzt. Ach, ich habe noch niemals ein so hübsches, kluges und wohlerzogenes Mädchen gesehen, als es diese Perlenarbeiterin gewesen und habe mir gewünscht, als ich ihr hier an dieser Stelle in die Augen blickte, daß sie sich als Novize bei uns aufnehmen lasse. Ich machte sie auf die Gefahren der Welt aufmerksam und rieth ihr an, Nonne zu werden. Das Mädchen sagte: Hochwürdige Mutter, Gott und die lieben Heiligen werden mich gewiß auch außer dem Kloster beschützen, da ich sie stets verehre. Hätte ich auch eine Neigung zum klösterlichen Leben, so muß ich diese unterdrücken; denn meine Muhme ist alt und kränklich und bedarf einer nährenden und pflegenden Hand.

Das waren Heuchlerworte, antwortete die Kaiserin. Das Mädchen war eine Diebin und ihre Muhme gleichfalls. Die Beiden haben nur der Sünde und dem Laster gelebt und dadurch gleichsam den bösen Feind an sich gelockt. Die Alte ist im Gefängnisse gestorben und kein ehrliches Begräbniß wurde ihr zuerkannt. Die Junge aber wird heute Nacht auf dem Hochgerichte sterben.

Das ist entsetzlich, sagte die Aebtissin. Wer hätte das geglaubt.

Ja, Verstellung ist die größte Kunst der Hölle, antwortete Eleonore. O, diese Dirne ist tief gefallen; den gottesfürchtigen Pater Kunzian, der wie Keiner Gottes Wort zu lehren weiß, hat sie in die Wange gebissen, als er ihr bei der heiligen Beichte gnadenvoll das Ohr lieh. Sie glühte vor Wuth und Bosheit.

Deshalb entflammte sich auch die Wunde und Pater Kunzian liegt bereits auf seinem Todtenbette.

Da ergriff die Aebtissin ein Tuch und warf es über das Ziborium, damit es dem Anblicke entzogen werde. Sie bekreuzte sich und betete mit Aengstlichkeit:

Herr, verzeihe mir, daß ich diese heuchlerische Kreatur mit Wohlgefallen angeblickt habe. Du hattest einen Tempel aus ihr geschaffen und sie hat in demselben den Teufel auf den Altar gestellt. Du hast sie nach Deinem Ebenbilde geschaffen und sie hat Dein Bildniß geschändet.

Nur unfläthige Worte kommen aus ihrem Munde und eine Gotteslästerung folgt der anderen, nahm die Kaiserin wieder das Wort. Unser Hofkommissär, Pater Ascalo, fürchtet, daß die Perlenfasserin selbst noch auf dem Schaffote den bösen Feind anrufen und unter unzüchtigen Geberden seine Laster predigen werde.

Gräßlich! Gräßlich! seufzte die Aebtissin, während sie ihre Hände zusammenschlug.

Um das böse Beispiel zu hindern, wird die Malefikantin zur Nachtzeit ausgeführt. Man wird sich wundern in der Stadt, wenn man nach Mitternacht alle Glocken läuten hört. Aber nur Wenige werden ihre Häuser verlassen und die Delinquentin wird außer den Gerichtspersonen und den Todtenbrüdern nur Geistlichkeit zu sehen bekommen. So wird glücklicherweise das Aergerniß vermieden.

Bei dem Todtenzuge, Ihro Majestät, sollten auch füglich die Klarisserinnen nicht fehlen, sagte die Aebtissin. Ich möchte selbst meine Nonnen auf den Hinrichtungsplatz hinausführen: denn unter ihnen gibt es so Manche, die das Schön Lieschen als ein Musterbild gepriesen. Diese würden es niemals glauben, daß das Mädchen aus dem Paternostergäßchen, das sich gern und bei jeder Gelegenheit bei uns einfand, auf einen Lasterweg gerathen, der zum Schaffote führt. Wenn meine Nonnen sehen würden, daß Schön Lieschen sich schamlos geberdet, und daß sie den bösen Geist anruft, dann werden sie es erkennen, wie Alles in der Welt eitler Trug ist und daß man sich vor dem Teufel wohl in Acht nehmen muß, der nach dem Ausspruche der seligen Ludmilla in den Frauenklöstern gern übernachtet.

Dann führt sie nur hin, sagte die Kaiserin. Bei den Frommen

wird das böse Beispiel zum abschreckenden. Ich will mit Euch hingehen; doch Niemand darf es wissen. Ich muß mich abhärten. Eine sündige Schwäche erfüllt mein Herz und macht mir die Erfüllung meiner Pflichten überaus schwer. Meine Hand zittert, wenn ich ein Todesurtheil unterschreiben soll, und das kommt davon, weil ich immer überaus bewegt im Herzen bin Ich möchte dann alle Welt begnadigen; das wäre aber ein großes Unglück für mich, für Alle.

Das ist ein gar löblicher Entschluß, sprach die Aebtissin. Ich habe in meiner Jugend der Hinrichtung eines Juden beigewohnt, der, kaum auf den Weg des Heils gebracht, den Herrn Jesum Christum wieder verleugnete. Dieser Bösewicht war der erste Kreuzbrecher. Er warf das heilige Kruzifix bei seiner Ausführung zu Boden und geberdete sich noch in seinen letzten Augenblicken unbußfertig. Damals war ich der Weltlust noch sehr zugeneigt; aber als ich das furchtbare Schauspiel gesehen, das sich zu einer wahrhaft religiösen Feier gestaltete, da änderte sich mein Sinn und ich gelobte auf dem Richtplatze, die Braut des verlästerten Herrn Jesu Christi zu werden. Wohl mir, daß ich bei diesem Entschlusse beharrte.

Die Kaiserin nickte beifällig mit dem Haupte und sagte:

Nach zehn Uhr Nachts kannst Du mich abholen. Bis dahin haben sich meine Beichtväter längst von mir zurückgezogen und den diensthabenden Frauen werde ich verbieten, es zu sagen, daß ich meine Gemächer verlassen habe. — Gelobt sei Jesus Christus.

Fünfzehntes Kapitel.

Schön Lieschen auf dem Schaffote.

Der alte Kerkermeister Bernhard trat in das unterirdische Gewölbe, in welchem die Perlenfasserin in Ketten saß.

Kaiser Josef I. hatte den Gebrauch der Hexenkessel in den Gefängnissen abgeschafft und das Kupfer in die Münze geschickt. Man mußte sich daher ohne Hexenkessel in den Gefängnissen behelfen und zu den Gefangenen ein heiliges Kreuz stellen, damit dessen Nähe dem bösen Feinde das Spiel verderbe. Man mußte

sie mit geweihten Heiligenbildern behängen, um ihren Leib vor den Angriffen des Bösen zu schützen.

So hat man es auch mit der Perlenfasserin gehalten und außerdem für frommen Zuspruch eifrig Sorge getragen. Ein Jesuit nach dem andern war zu ihr gekommen, weit weniger, um mit ihr zu beten, als sie zu beschimpfen.

Fruchtlos hatte sie Beichtväter eines anderen Ordens verlangt.

Die werden schon kommen, sagte man ihr, bis Deine Zeit da ist.

Und sie wartete mit Ungeduld auf diese Zeit.

Bernhard brachte ihr auf einer Tasse einen Becher mit Wein.

Er befreite sie von ihren Ketten und forderte sie auf, sich von ihrem Sitze zu erheben und mit ihm einen Gang durch das Gefängniß zu machen.

Lieschen versuchte dies, aber vermochte es nicht. Man hatte ihr bei der Folterung die Hüfte verrenkt. Ihr Gliederbau war zu zart, als daß sie jene Pein ohne schlimme Folgen hätte überstehen können.

Von den heftigsten Schmerzen ergriffen, sank sie auf ihren Schemel zurück.

Der alte Mann sah sie mitleidig an und sagte:

Du wirst wohl fahren müssen. Auf eine andere Art bringt man Dich von hier nicht fort.

Wenn es nur bald geschieht! antwortete Schön Lieschen. Ich leide viel.

Bald, recht bald, erwiderte der Kerkermeister. Ich sage es Dir im Vertrauen, daß Du den morgigen Tag nicht erleben wirst.

Gott Lob! seufzte die Perlenfasserin.

Will es Dir glauben, antwortete der Kerkermeister. Du bist sehr wehleidig und möchtest es kaum aushalten, noch einmal gereckt zu werden.

Lieber Mann, sagte das Mädchen, wenn ich todt bin, so sagt es den Leuten, daß ich unschuldig gewesen bin, daß man an mir ein schändliches Verbrechen verübte und mich nun dahinschlachtet, um meinen Mund ewig stumm zu machen. Es ist wahr, ich habe ein Kreuz zerbrochen, aber ich that es aus Verzweiflung über meine Schmach und mein Elend, um mich vor weiterer Schande zu

schützen. Das sollt Ihr der Kaiserin sagen, die mein Todesurtheil bestätigt hat.

Da hätte ich viel zu glauben, erwiderte der Kerkermeister. Ich bin dem Frauenzimmer nicht hold und habe bisher gerne gesehen. wenn man demselben den Kopf abhackte. Mein erstes Weib hat mich betrogen, mein Zweites mich verflucht, mein Drittes mich verlassen. Meine Tochter hat mir in das Gesicht gespuckt und ist davon. Seit jener Zeit hasse ich das Weib und auch Dich, obwohl Du es nicht verdienst.

Wie ungerecht Ihr seid! Ihr betet gewiß zur allerseligsten Jungfrau.

Möglich, daß ich ungerecht bin. Aber ich bin es einmal und werde mich in meinen alten Tagen nicht ändern.

Wenn Ihr gegen Weiber ungerecht seid, so seid es aber nicht gegen Euer eigenes Geschlecht, sprach Lieschen. Hier schmachtet gewiß auch der Sohn des Advokaten im Gefängniß, dessen einzige Schuld es ist, daß er mich gern gesehen. Ich bitte Euch, behandelt ihn gütig und wenn es Euch möglich sein sollte, so laßt ihn entfliehen.

Mein liebes Kind, erwiderte der Kerkermeister, dem ist nicht mehr zu helfen. Er hat das hitzige Fieber bekommen und ist schnell gestorben.

Durch Gift! antwortete das Mädchen.

Möglich! sagte der Kerkermeister. Er hat immer sehr gescheidt gesprochen und es war ihm nicht so leicht beizukommen. — Aber es kann auch anders sein, deshalb werde ich mir nicht den Kopf zerbrechen und Du sollst auch nicht darüber grübeln. Es hilft Dir ja ohnehin nichts mehr, ob er lebt oder nicht.

Da wurden die Augen des Mädchens naß und es sagte:

O, wenn ich es nur erlangen könnte, daß man mir einen Beichtvater zuschickte, der kein Jesuit ist. Ich würde ihn bitten, es allenthalben bekannt zu geben, was ich ihm in der heiligen Beichte vertraue.

Das erreichst Du ohne Dein Zuthun, sagte der Kerkermeister. Die Kapuziner und Franziskaner haben das Privilegium, die letzte Beichte der Malefizpersonen zu hören und sie auf ihrem Todesgange zu begleiten. Es wird nicht lange mehr dauern, so wird der

Barfüßer hier sein. Nun trink' und lass' Dir's schmecken, damit Du Deine Kraft und Standhaftigkeit nicht verlierst. Du bist ein armes Kind, — weiß Gott, wie es kommt, aber ich kann Dich nicht hassen.

In diesem Augenblicke vernahm man sich nähernde Schritte. Schon that sich die Thüre auf und der sehnsüchtige Wunsch des Mädchens war erfüllt.

Ein Franziskaner, von einem Stöckelknechte begleitet, trat ein. Bernhard ging dann mit dem Knechte fort und die Delinquentin befand sich mit dem Beichtvater allein. Der Franziskaner nickte ihr freundlich zu, betete und sagte:

Wenn Du beichten willst, arme Sünderin, so mußt Du dazu sehen, denn der Scharfrichter steht schon draußen und wir dürfen ihn nicht lange warten lassen, sonst gibt es Verdruß.

Lieschen dankte Gott, daß sie nun Jemanden gefunden, vor dem sie ihr Herz ausschütten konnte. Sie beichtete ihre Sünden, aber schon begann sie auch die Sünden Anderer zu beichten.

Ach, die Sünden des Mädchens wogen so leicht wie ein Flaum, während die der Anderen, dieser furchtbaren, fanatischen Würger, mit ungeheurer Last in die zweite Wagschale fielen.

Hat es jemals ein Geschöpf von so vieler Güte und Innigkeit gegeben, erfüllt von der reinsten Tugend, wie diese Delinquentin? Sie war fromm und hatte von ihrer Kindheit an eine große Vorliebe für die kirchlichen Zeremonien. Mit einer heiligen Wonne trat sie stets durch die Pforte zu den Klarisserinnen ein und wenn ein geistlicher Herr auf sie zuschritt, da glaubte sie, besonders wenn er ehrwürdig aussah, einen Heiligen in ihm zu erblicken. Ja, sie hielt sich stets für eine Angehörige des Klerus und konnte in Eifer gerathen, wenn man auch nur den geringsten Tadel gegen denselben aussprach. Die Kreuzbrecherinnen, die zum Schaffote hinausgeführt wurden, hatten früher nur ihren Haß und Abscheu erweckt.

Schön Lieschen war eine ungewöhnlich eifrige Katholikin gewesen und ist es noch immer. Nur gegen die Jesuiten, diesen Todsündern, ihren Verderbern, welche sie falsch angeklagt, welche ihre Muhme zu Tode peinigen ließen, welche ihren Liebsten getödtet, — nur gegen diese richtet sich ihr Grimm. Sie und nicht die Teufel müssen es gewesen sein, welche sie Nachts im Zuchthause

überfielen. Eine innere Stimme sagt ihr das und als voller Beweis für die Richtigkeit ihrer Vermuthung gilt es ihr, daß Pater Kunzian sich nicht wieder vor ihr sehen läßt; denn sie wähnt, daß er derselbe sei, den sie in jener grausenvollen Nacht in die Wange gebissen. Pater Ascalo und noch andere Jesuiten konnten ihr dies nicht ausreden. Alle ihre Argumente und Betheuerungen warf sie immer mit der Frage nieder: Warum kommt Pater Kunzian nicht?

Endlich hat sie das Ohr eines frommen Mannes gefunden, der sie so milde und so erbarmungsvoll anblickt.

Es steht ihm auf der Stirne geschrieben, daß er ein ehrlicher Mann sei, in dessen Herzen sich niemals List und Heuchelei eingeschlichen.

Ihm bekannte das Mädchen Alles; sie vergaß all' ihre Leiden und glühte im Feuereifer, um es ihm klar zu machen, wie unerhört grausam, wie heimtückisch und gottlos man mit ihr verfahren.

Sie sagte ihm, daß sie voll der lebendigsten Hoffnungen auf ein ewiges Leben, auf ihre Wiedervereinigung mit ihrer guten Muhme, auf das Wiedersehen ihres Herzliebsten gern den Weg des Todes betreten wolle und daß es ihr fast unbequem wäre, wenn man sie begnadigen würde. Alle Blüthen und Blätter hat man ihrem Dasein abgestreift, man hat sie für immer siech und elend gemacht.

Der Gedanke an jene Sündennacht im Zuchthause erfüllt sie mit den ängstlichsten Träumen, mit den furchtbarsten Ahnungen.

Sie muß sterben. — Nur der Tod erstickt ihre Angst; nur im Grabe findet sie die gedankenlose, süße Ruhe.

Aber ihre Ehre will sie gerettet wissen. Man möge von ihr nichts Böses glauben; sie sollen es wissen, daß sie als gute Katholikin gelebt und gestorben.

Und deßhalb erzählt sie dem ehrwürdigen Franziskaner, was sie unschuldig gelitten und was man ihr angethan. Sie bittet ihn, dies der Kaiserin-Mutter und dem Provinzial der Jesuiten zu sagen, damit der Bösewicht Kunzian der zeitlichen Strafe nicht entgehe. Die große Zahl seiner Freunde wird ihm dann nichts nützen.

Es kann ihr zwar nichts helfen, wenn Kunzian seinen Kopf verliert; aber Anderen wird dadurch geholfen sein. Denn was ihr

geschehen, das wird sich gewiß wiederholen, wenn nicht der Strahl der Sühne den Gottlosen trifft.

Aber nachdem das arme Lieschen bis zur Ermüdung gesprochen, machte sie die Entdeckung, daß der hochwürdige Herr sie nicht verstehe, daß er auch nicht ein einziges Wort von dem wisse, was sie ihm so eifrig und inbrünstig mitgetheilt.

Der Franziskaner war taub.

Als die Miene der armen Sünderin verrieth, daß sie dies wisse, bat er sie, es geheim zu halten; sein Leiden wäre nur vorübergehend und es läge ihm überaus viel daran, die einträgliche Stelle als Armensünderpater nicht zu verlieren.

Bisher hatte nur ein kleines Flämmchen in einem Glase Licht verbreitet; jetzt aber erfüllte sich der Kerker mit einem rothen magischen Scheine. Mit einer brennenden Pechfackel kam man zur Thüre herein, und Lieschen sah den furchtbaren Mann, welcher ihr Hand und Kopf abschlagen sollte. Sie sah seine Knechte, den alten Kerkermeister und hinter diesen Schergen und Rumorknechte.

Bist Du zum Tode vorbereitet? fragte man sie.

Da rief das Mädchen in der Angst ihrer Seele:

Mein Gott, steht mir denn Niemand bei. Man hat mir einen Beichtvater gesendet, welcher taub ist. Durch wen wird es die Welt erfahren, daß ich unschuldig leide und sterbe?

Der Scharfrichter Voigt sah das Mädchen an und murmelte: Sie wird es besser haben als Andere. Unschuldig magst Du sein; aber jedenfalls hast Du einen schweren Fehler begangen, sonst wärst Du nicht hier.

Lieschen antwortete nicht und erst als der Scharfrichter sie anfaßte, öffnete sie den Mund, um einen kläglichen Schrei auszustoßen.

Dann aber saß sie still auf dem Schemel, während der Scharfrichter ihr das Haar kürzte.

Ein herrlicher Schmuck, sagte er dann, die langen, abgeschnittenen Haare in seiner Faust haltend. Das ist mein Lohn, den ich wahrlich an keinen Juden verkaufen werde. Möchte Dich früher gekannt haben, Mädchen, als Deine Wangen noch rosig glühten; vielleicht wäre es dann nicht so weit mit Dir gekommen.

Ich habe sie früher gekannt, sagte der höckerige Freiknecht.

Früher hatte sie Grübchen in den Wangen, jetzt hat sie Gruben. Sonst hat sich eben nicht viel bei ihr verändert.

Nun erschienen schwarzgekleidete Gerichtspersonen, während sich an beiden Seiten des Gefängnisses rothgekleidete Männer mit Hellebarden aufstellten.

Mit Jenen kam Pater Ascalo, welcher der Delinquentin zurief:

Deine Zeit ist gekommen.

Zwei Schergen ergriffen sie und trugen sie aus dem Gefängnisse hinaus.

Sie gingen sanft mit ihr um, da sie das körperliche Leiden des Mädchens kannten.

Selbst diese entmenschten Kreaturen hatten Mitleid mit dem armen Kinde.

Draußen vor dem Gerichtshause stand der Karren, der sie vor das Schottenthor bringen sollte.

Man hob sie auf denselben.

Der Henker, welcher ihr nachgefolgt war, schlang den Strick um sie, dessen beide Enden die Freiknechte während des Transportes zu halten hatten.

Die vermummten Todtenbrüder standen in dichter Menge beisammen, während allenthalben im weiten Kreise um den Karren Pechfackeln ihr düsteres Licht verbreiteten.

Da näherte sich Einer von den Todtenbrüdern der Delinquentin.

Er beugte sich gegen sie und bot ihr ein Kruzifix an, welches das Mädchen auch ergriff.

Dann hob er seinen dichten, schwarzen Schleier empor, zeigte Lieschen sein Gesicht und diese erkannte in ihm den Pater Kunzian.

Seine hochangeschwollene linke Wange zeigte deutlich Male, welche nur von einem Bisse herrühren konnten.

Du hast nach mir verlangt, sagte er mit kaltem Hohne zu ihr. Jetzt bin ich da, und Du weißt, warum Du stirbst.

Schon fiel der Schleier wieder über sein Gesicht.

Das Mädchen bewahrte seine Fassung und antwortete ihm mit ruhiger aber fester Stimme.

Du hast's erreicht; aber mein Blut wird über Dich kommen.

Pater Kunzian trat zurück.

Schon hatte sich der Zug geordnet und es währte nur noch wenige Augenblicke, so trottete der Klepper dahin, welcher den Armensünderkarren weiter zu bringen hatte.

Dumpf hallten die Glocken.

Die Klerisei, welche paarweise vor dem Karren dahinschritt, reichte bei ihrer Aufstellung vom Beginne der Wipplingerstraße bis zum Schottenthore. Sie betete laut für die arme Sünderin.

Der Zug mit den Windfackeln bewegte sich langsam durch die nächtige Stadt dahin.

An einer großen Menschenmenge fehlte es nicht.

Das Ausrücken der Soldaten und der Auszug der Klerisei konnte auch in der stillen Nacht nicht völlig unbemerkt bleiben, und schon hatte Einer dem Andern die Neuigkeit mitgetheilt, daß das Blutgerüste vor dem Schottenthore in Eile aufgestellt werde, woraus zu schließen, daß eine nächtliche Hinrichtung stattfinden solle. Diese gab es selten; sie wurde nämlich nur dann vorgenommen, wenn man zu viele Delinquenten beisammen hatte und nicht jeden Morgen den Henker arbeiten lassen wolle. Auch mehrere Söhne aus vornehmen Familien, welche sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht, ließ man des Nachts ausführen und köpfen, damit dies weniger auffällig werde.

Obwohl Hinrichtungen in Wien niemals so zahlreich vorkamen, als zu jener Zeit, so strömte doch Alles denselben zu und weidete sich an diesen furchtbaren blutigen Schauspielen.

So sammelte sich auch in jener Nacht, wo Lieschen zum Tode geführt wurde, zahlreiches Volk in den Straßen und auf den Plätzen.

Aber als die Delinquentin noch auf den Karren saß, bekam Niemand ihr Antlitz zu sehen; denn es marschirte neben jenem in dreifachen, eng geschlossenen Gliedern „krabatisches" Fußvolk mit brennenden Lunten an den Gewehren, dem Niemand gern zu nahe kam, da die „Krabaten" wegen ihrer Wildheit und Grausamkeit sehr gefürchtet waren.

Viele ahnten es jedoch, daß es Schön Lieschen sei, die wegen ihrer Hexereien und schweren Gotteslästerungen zum Tode ausgeführt wurde. Aber es rührte sich Niemand, um ihr zu Hilfe zu eilen. Die Meisten wußten es schon, daß diese Perlenfasserin wirk-

lich eine Teufelsperson sei und weder Mitleiden noch Schonung verdiene.

Die hochwürdige Geistlichkeit hatte nach der bekannten Demonstration für Lieschen das Volk von den Kanzeln herab über die Schändlichkeit dieser Person aufgeklärt und von deren sträflichem Verhältniß mit dem Teufel und des Teufels Genossen gar furchtbare Dinge erzählt.

Den sechzehnjährigen Handlungsdiener Stefan, welcher sich bei jenem Exzesse schier das Maul zerrissen, um das Volk zum gewaltsamen Eindringen in die Schranne zu verleiten, hat man bereits gefänglich eingezogen und er kann Gott danken, wenn man es dabei bewenden läßt, ihm nur den Kopf abzuschlagen. Ist es doch erwiesen, daß er Rebellion gemacht. Es hatten auch viele Hunderte gehört, daß er bei seinen Aufwiegeleien mit dem Ausdrucke „Pfaffen" herumwarf, wodurch er bewiesen, daß er ein Ketzer der schlimmsten Sorte sein müsse.

„Darin erspiegelte sich auch mancher verwegene Tropf," schreibt ein Zeitgenosse Lieschens, welcher bei ihrer Exekution zugegen war, „mancher Fuchsschwänzer, so in abscheuliche Laster gerathen, und so mancher Venusjäger, dessen Gewissen ein Schubladel von Schelmenstuck ist. Sie konnten dieses Johanneskäferl, das Allen als das schönste Lichtel gegolten und doch nichts Anderes, als ein verwerfliches Würmel gewesen, den Krabaten und Rumorknechten nicht entreißen. Da die Weniger wegen ihrer teuflischen Unzucht und ihrer groben Missethaten keinen Pardon erhalten konnte, so mußte ihr junges Blut auf dem Hochgerichte fließen, was sie aber in den letzten Augenblicken nicht abhielt, sich in ihrem Eigendünkel vor Gott und der Welt zu brüsten, als wenn sie die reinste und gottgefälligste Jungfrau wäre und nicht in die Hölle, sondern in den Himmel fahren würde."

Ja, diese Perlenfasserin brüstete sich noch auf dem Schaffote.

Als sie dasselbe bestieg und einen Blick über die große Menge warf, die sich von dem düster erleuchteten engeren Kreise in die tiefen Schatten der Nacht hinaus verlor — als sie in der Nähe des Schaffotes, getrennt von den anderen geistlichen Orden, Rathsleuten, Schergen, Schreibern und Soldaten, die Klarisserinnen von St. Michael erblickte, welchen sie von Kindheit an zugethan

gewesen, da drängte sie sich von dem Freiknechte hinweg, der sie stützte, und aufrecht stehend, die Arme ausgebreitet, den Blick nach den Klarisserinnen gerichtet, rief sie mit lauter Stimme:

Ich habe meinen Heiland immer geliebt, und er wird mich in Gnaden empfangen. Ich sterbe unschuldig, aber entehrt und geschändet.

Dann blickte sie hin gegen die Gerichtsleute und Jesuiten und rief noch lauter als vorhin, feierlich und grollend:

Mein Blut komme über Euch!

Die Henkersknechte schleppten sie zum Blocke und ein heller, schmerzlicher Aufschrei entrang sich ihren Lippen, welcher weithin gehört werden mochte.

Ihre Hand war gefallen.

Der Henker beeilte sich, den Leiden der Unglücklichen ein Ende zu machen. . . .

Das heilige Mädchenhaupt hing lose in der Luft, emporgehalten und gezeigt von der Hand des Henkers. Die offenen Augen der Gerichteten glänzten im Lichte der Pechfackeln.

Lebt sie denn noch immer? Die Muskeln bewegen sich, ihr Mund wird sprechen.

Oder sind es nur die zitternden röthlichen Lichter der vielen Fackeln in der Ferne und in der Nähe, welche diesem Antlitze einen so wundersamen Ausdruck verleihen, als wäre die Glorie des Himmels darüber ausgegossen.

Das Haupt sinkt. Der Henker steigt zur rechten Seite von dem Schaffot herab und die Todtenbrüder zur Linken auf dasselbe hinauf. Die Fackeln bewegen sich hin und her, die Trommler der Krabaten schlagen den Marsch.

Die Wogen des Volkes rollen zurück und schon gelingt es den Rumorknechten, der abziehenden Klerisei eine Gasse zu öffnen.

Das wievielte Menschenopfer mochte Schön Lieschen wohl gewesen sein, das die erleuchteten Priester, Lehrer und Führer der frommen Christenheit „ad majorem Dei gloriam“ hingeschlachtet hatten? — — —

Kaiserin Eleonore wandelte, von der Aebtissin gestützt, nach ihren Gemächern, und als sie diese erreichte, da blieb sie stehen, athmete tief und schwer und sagte:

Hochwürdige Frau, Du kannst schon nach Hause gehen. Ich danke Dir für Dein Geleite. Gute Nacht, — gute Nacht.

Hierauf nahm die Kaiserin die Gräfin Wurmbrandt, welche in der Antichambre ehrfurchtsvoll vor ihr stand, bei der Hand und sagte zu ihr:

Komm, meine Gute, wir wollen mit einander drei Vaterunser und den Glauben für die arme Sünderin beten, welche soeben auf dem Schaffote geendet hat.

So kam Gräfin Wurmbrandt, welche doch die jüngste Hofdame war, zu einer hohen Ehre und Auszeichnung.

Die Kaiserin-Mutter trat an das offene Fenster und horchte in die Nacht hinaus.

Noch schallte das Todtenglöckchen bei den Schotten, während alle andern Glockenstimmen schon verstummt waren.

So war es jedoch immer nach einer Hinrichtung vor dem Schottenthore.

Sie starb; aber ihr Ende ist kein bußfertiges gewesen. So sprach die Kaiserin vor sich hin; aber so laut, daß dies Gräfin Wurmbrandt, die ferne von ihr stand, hören konnte. Mit Lug und Trug, das Herz voll Haß, den Mund voll Verleumdung ist sie aus der Welt gegangen. — So war es — so muß es gewesen sein — gelobt sei Jesus Christus. — Hochgelobt und hochgepriesen sei sein Name! rief sie nun lauter als inbrünstiges Gebet.

Dann trat eine lange Pause ein, worauf sie mit dumpfer Stimme die früheren Worte wiederholte:

So muß es gewesen sein.

Ja, ich will es zu Gott hoffen, setzte sie ängstlich hinzu, daß es so gewesen ist. — Komm doch näher, sagte sie zur Gräfin Wurmbrandt und laß' uns einmal ein vertrauliches Wort sprechen. Hast Du schon einer Hinrichtung beigewohnt?

Ja, Ihre Majestät, antwortete die Gräfin.

Wann und wo?

Vorigen Winter in Graz. Der Delinquent war ein Soldat, der ein Bürgersmädchen vor der Stadt überfallen, sie übel traktirt und ihr die Ehre genommen hatte.

Gewiß ein ehrlicher Soldat, welchen eine verlogene Dirne falsch anklagte, die sich an ihm rächen wollte.

Gewiß, Ihre Majestät, antwortete die Hofdame.

Wie und wann wurde es entdeckt, daß der brave Soldat unschuldig war? — Warum sprichst Du nicht?

Ich weiß es nicht, Ihre Majestät, erwiderte Jene ängstlich. — Der Soldat war jedenfalls unschuldig, denn Ihre Majestät haben es gesagt.

Und wenn ich das Gegentheil gesagt hätte? fragte die Kaiserin.

So würde das Gegentheil richtig sein, sagte die Hofdame. Denn Ihre Majestät sind der Ausfluß der höchsten Wahrheit und Gerechtigkeit.

Ich bin eine arme, demüthige Dienerin Gottes, antwortete die Kaiserin, und habe mir niemals angemaßt, im Namen Gottes zu sprechen. Hast Du jemals gehört, daß ich Schmeichelworte gern anhöre? — So darfst Du nicht mehr sprechen. Ich erwarte von Dir, daß Du die Sünde der Lügenhaftigkeit durch die heilige Beichte gut zu machen suchst.

Ihre Majestät, ich habe keine Lüge sagen wollen, erwiderte Gräfin Wurmbrandt. Weiß ich doch, daß dem Urtheile und Ermessen Ihrer Majestät Alles unterworfen ist und Ihre Majestät gewiß noch nicht ein falsches Urtheil gesprochen.

Eleonore wies nach der Thüre und sagte:

Geh' und sende mir meine neue Kammermagd.

Dieselbe hieß Magdalena Paroli und war eine Italienerin, welche nur wenig Deutsch sprach. Die Jesuiten hatten sie der Kaiserin anempfohlen, und zwar als die frömmste, demüthigste und getreueste Dienerin.

Diese Magdala, wie man sie nannte, mochte kaum mehr als vierundzwanzig Jahre zählen. Sie war groß und schlank und hatte markirte, fast männliche Züge. Aber ihre Stimme war so fein, daß Jeder, der sie vernahm, glauben mußte, eine junge Henne pipen zu hören. Deßhalb erhielt sie auch bei Hofe den Beinamen „die Henne".

Trotz ihrer guten Empfehlung wird sich die Kaiserin kaum mit ihr so befreunden, wie mit der teufelsbesessenen Füllerin.

Als sie ihre neue Kammermagd annahm, sagte sie:

Dieses Gesicht gefällt mir nicht; aber ich will die Magd

bei mir behalten und mich von ihr bedienen lassen. Dadurch lege ich mir eine schwere Last auf und das ist gut; denn wohl dem, der leidet und trägt.

Als diese Magdala auf den Ruf der Gräfin Wurmbrandt bei ihrer Gebieterin eintrat, fand sie diese auf den Knieen vor einer der Statuen, welche auf hohen Sockeln zu beiden Seiten der Thüre des Schlafgemaches standen.

Sie hatte ihre Rechte gegen das Bildniß ausgestreckt und rief mit lauter Stimme:

Bei Deinem Märtyrertode, heiliger Johannes von Nepomuk, gelobe ich es Dir. Amen.

Was sie aber gelobt hatte, das blieb der Kammermagd unbekannt.

Dann erhob sich die Kaiserin-Mutter, gab der Kammermagd einen Wink und begab sich mit ihr in das Schlafgemach.

Sechzehntes Kapitel.

Kaiserin Eleonore zeigt Standhaftigkeit.

Um acht Uhr Morgens vernahm man in der Antichambre wie gewöhnlich zu dieser Stunde das Glöckchen in den inneren Gemächern der Kaiserin. Es war das Zeichen zum Eintritte der Beichtväter.

Pater Metzler, welcher mit Pater Ascalo in der Antichambre auf- und abgewandelt, begab sich zu der Kaiserin-Mutter.

Obwohl sie nur kurze Zeit geruht, so war sie doch munterer als gewöhnlich. Pater Metzler vernahm aus ihrem Munde, daß sie wohl geruht und von bösen Träumen verschont geblieben sei, die sie sonst jede Nacht befallen hatten.

Nachdem sie mit Pater Metzler gebetet, bat dieser, daß sie Pater Ascalo empfangen möge, der sich in der Antichambre befinde und, wie er von ihm erfahren, Wichtiges vorzubringen habe.

Die Kaiserin nickte mit dem Haupte und im nächsten Augenblicke stand Ascalo vor der hohen Frau.

Mit ehrfurchtsvoller Verbeugung reichte er ihr Schriften hin.

Ich habe mir's gleich gedacht, sagte Eleonore, was Ihr Wichtiges vorzubringen habt.

Es sind zwei Todesurtheile, welche ich allerunterthänigst in die Hände Ihrer Majestät zu legen habe.

Die Kaiserin nahm die Schriften, ging zu ihrem Schreibtische und las die erste derselben.

Ein Handlungsdiener, sagte sie, erst sechzehn Jahre alt. Der ist noch sehr jung.

An Jahren wohl, antwortete Ascalo, aber nicht im Laster und Verbrechen. Er hat das heilige Kreuz zerbrochen.

Bei welcher Gelegenheit?

Als man zu ihm in das Gefängniß eintrat, fand man das heilige Kruzifix, das man zu ihm auf dem Schemel gestellt hatte, in Stücke zerschlagen und diese auf den Boden umher gestreut. Hierüber zur Verantwortung gezogen, gebrauchte er Ausflüchte aller Art. Endlich aber sagte er:

Ihr wißt es doch, daß ich ein Lutheraner bin und meinen Glauben nicht abschwören will.

Wir antworteten ihm, daß auch der Lutheraner das heilige Kreuz in Ehren halte, worauf er neue Lügen vorbrachte. Erst nachdem man ihn peinlich befragt hatte, gestand er sein Verbrechen ein, ohne jedoch Reue zu zeigen.

Weßhalb kam der junge Mensch in das Gefängniß?

Er suchte einen Aufruhr anzuzetteln und hat auf offenem Platze die Metzger und Studenten aufgefordert, in das Gefängniß einzudringen und die Kreuzbrecherin Weniger, deren schuldiges Haupt bereits gefallen, in Freiheit zu setzen. Da seine Aufforderung nicht verfangen wollte, hat er Ihre Majestät und die Diener Gottes gelästert. Er verdient in keiner Hinsicht Begnadigung. Seine Richter waren erstaunt über sein verhärtetes Gemüth und über seine frechen Antworten. Er drohte ihnen mit dem bösen Feinde und rühmte sich, demselben seinen Leib und seine Seele verschrieben zu haben. Er ist zwar ein Deutscher, aber aus Ofen in Ungarn gebürtig und gehört einer alten Ketzerfamilie an.

Ohne ein Wort hierauf zu erwidern, unterschrieb die Kaiserin das Todesurtheil und übergab es Pater Ascalo.

Und was hier? fragte sie dann, die zweite Schrift vor sich hinnehmend.

Es ist das über die Weber gefällte Urtheil, antwortete der

Jesuit. Ihre Hinrichtung kann umsoweniger aufgeschoben werden, als sie sich nicht entblödete, sogar im Gefängnisse mit dem Scharfrichter ein Liebesverhältniß anzuspinnen.

Die Kaiserin tauchte die Feder in die Tinte, machte ein Kreuz über das ganze Urtheil und reichte es Pater Ascalo.

Ihre Majestät, sagte Ascalo, die Weber hat sich durch ihre schlechte Aufführung und die Fortsetzung ihres Lasterlebens der Gnade Ihrer Majestät unwürdig gemacht.

Sagt mir doch, nahm die Kaiserin das Wort, welche Strafe mag peinlicher sein: langwieriges Gefängniß oder der Tod durch Henkershand?

Hoch erhabene Frau und Kaiserin, sprach Pater Metzler. Was hilft es mir, wenn ich den Kopf behalte, aber der ewigen Seligkeit nicht theilhaftig werden kann?

Erlangt jeder arme Sünder nach seinem Tode die himmlische Seligkeit? fragte die Kaiserin.

Jeder Mensch, Ihre Majestät, erlangt sie ohne Ausnahme, welchem der Priester des Herrn die Absolution ertheilt hat. Die meisten Delinquenten zeigen vor ihrem Ende Reue, selten aber die Gefangenen, welche nur den Verlust ihrer Freiheit zu beklagen haben. Man kann sie nicht hindern, Böses zu denken und verruchte Pläne zu schmieden. Wenn man sie aus der Gesellschaft der Menschen verbannt, so leben sie in der Gesellschaft des Bösen, der sie tröstet und ihnen heimlicher Weise viele Freuden verschafft. Da auf die Besserung der Weber gar nicht gehofft werden kann und die sinnliche Lust sie so sehr beherrscht, daß sie selbst dem Henker sich angetragen, so müßte man den Zorn des Ewigen auf sich laden, wenn man sie noch länger unter dessen Kreaturen duldete.

Man muß nicht alle Hoffnung auf Besserung und Bekehrung der Weber aufgeben, sagte die Kaiserin. Wenn auch jetzt die gute Ermahnung nicht bei ihr verfängt, — späterhin kann sie doch Herrn Jesum Christum erkennen und Buße thun. So vermag man sie noch für das ewige Leben zu retten. Wenn man sie aber jetzt richtet, wo sie der Erkenntniß Gottes ihr Herz verschlossen hat, so erweist man dadurch dem bösen Feinde einen Dienst, indem man ihm ihre Seele zuschickt.

Die Langmuth Gottes hat ihre Grenzen, antwortete Pater

Ascalo, und die weltliche Gerechtigkeit darf nicht langmüthig sein. Was würden die Heiligen im Himmel dazu sagen, wenn Ihre Majestät der größten Sünderin, der ärgsten Gotteslästerin Ihre Gnade angedeihen ließen?

Die Kaiserin schüttelte den Kopf und antwortete:

Ich habe ihre Begnadigung noch nicht ausgesprochen, aber das Urtheil bestätige ich nicht.

Die Weber ist auch eine große Zauberin, Ihre Majestät, was schon dadurch sattsam bewiesen ist, daß eine Kröte aus ihrem Herzen gesprungen, als sie unter Gotteslästerungen das Kruzifix zu Boden warf.

Das muß sich anders verhalten, sprach die Kaiserin. Der Bischof Rummel, ja selbst der Erzbischof Cordona halten es für unmöglich, daß irgend eine Person mit Hilfe des bösen Feindes ein Wunder verüben könne, und das will ich auch glauben. Wenn die Weber hexen könnte, so säße sie gewiß nicht mehr im Gefängnisse.

Die beiden Jesuiten schlugen die Hände zusammen und sahen einander höchst erstaunt an.

Ich kann es nicht glauben, rief Metzler, daß Ihre Majestät die heilige Schrift verwerfen. Gäbe es dann einen Unterschied zwischen der frommgläubigen Eleonore und einer Ketzerin?

Gut, gut, rief die Kaiserin, in Eifer gerathend. Macht mir den Prozeß und laßt mich köpfen. Ich halte mich an den Ausspruch der hohen Klerisei. Hat nicht Papst Sixtus schon gesagt, daß die Zauberer und Zauberinnen durch das hohe Erlösungswerk des Heilandes und durch sein Anathema alle Macht verloren haben?

Die Macht wohl, disputirten die Jesuiten, aber nicht die Manifestation.

Glaubt Ihr denn wirklich, daß die Schwabendirne so thöricht gewesen sei, eine Kröte aus ihrem Herzen herauszuzaubern und dadurch aller Welt Abscheu vor ihr einzuflößen?

Dann wäre sie auch nicht so thöricht gewesen, das heilige Kruzifix zu zerbrechen. Oder wollen Ihre Majestät, wie die Freigeister und Philosophen, behaupten, daß es nur unzurechnungsfähiger Wahnsinn sei, ein Kruzifix zu zerbrechen?

Wenn ich dies glauben würde, sagte die Kaiserin mit bewegter

Stimme, dann stünde es schlecht mit meiner Seligkeit; denn das Blut all' Derjenigen, welche ich wegen des Zerbrechens des heiligen Kreuzes hinrichten ließ, müßte über mich kommen. Ich glaube Alles, was die christkatholische Kirche zu glauben vorschreibt und glaube daher an die Macht des Bösen, der unermüdlich dem Menschengeschlechte zu schaden sucht. Aber ich glaube es nicht, daß Diejenigen zur Macht gelangen, die sich ihm ergeben. Darum nichts mehr von Zauberei.

Ihre Majestät, Viele haben es beschworen, daß sie die Kröte aus ihrer Brust herausspringen sahen, als man die Kreuzbrecherin verhaftete, sagte Pater Metzler. Es gibt viele durch die bloße menschliche Vernunft unerklärliche Dinge. Warum kaufen denn die Juden das Kirchensilber doppelt so theuer als anderes? Warum gehen jedesmal, wenn die Juden ihr Osterfest feiern, Christenkinder verloren?

Redet, was ihr wollt, sprach die Kaiserin, ich lasse die Weber nicht hinrichten. Das Frauenzimmer hat nicht die Verstandeskräfte des Mannes, was schon der Umstand beweist, daß die furchtbarsten Strafen es nicht abhalten, das heilige Kreuz zu zerbrechen. Schon Kirchenväter haben sich dahin ausgesprochen, daß das Frauenzimmer minder zu strafen sei, als der Mann.

Ihre Majestät, das Frauenzimmer hat die Sünde in die Welt gebracht; das Frauenzimmer ist die Verführerin des Mannes, das Frauenzimmer zieht den Teufel an sich, während ihn der Mann abstößt.

Ich will nicht mit Euch streiten, sagte die Kaiserin. Es bleibt bei meinem Ausspruche. Ich werde die Verbrecherinnen nicht auf Rosen beten, aber ihr Blut soll nicht mehr vergossen werden.

Wenn Ihre Majestät bei Ihrem Entschlusse beharren, rief Pater Metzler, dann können wir nichts Anderes thun, als schnell zusammen zu packen und die Stadt und das Land Ihrer Majestät zu verlassen; denn es müßte Feuer vom Himmel fallen und die Stadt und das Land verzehren. — Keine Verbrecherin mehr hinrichten! — Das dulden die Heiligen nicht. Die Gesetzbücher würden dadurch zerissen und das Laster die Welt überfluthen. Ihre Majestät können die Kinder und Vatermörderinnen begnadigen, die Giftmischerinnen und Mordbrennerinnen; — aber das Recht der heiligen

Kirche und die Majestät Gottes müssen gewahrt bleiben; denn sonst verdirbt die Religion und die ganze Christenheit.

Die mit Heftigkeit und Pathos gesprochene Rede machte auf die nerven- und willensschwache Kaiserin sichtlich einen mächtigen Eindruck.

Sie winkte mit der Hand die Jesuiten hinweg.

Da warf sich Pater Ascalo vor ihr auf die Knie nieder und rief, ihr das Todesurtheil entgegen haltend:

Um der schmerzhaften Muttes Gottes willen, welche ihren eingebornen Sohn verlästert und verhöhnt an dem Kreuze erblickte und blutige Thränen darüber vergoß, bestätigen Sie, Ihre Majestät, das Todesurtheil der Kreuzbrecherin.

Die Kaiserin schien in ihrem Entschlusse zu wanken, schon drückte ihr Pater Metzler die eingetauchte Feder in die Hand. Plötzlich aber gewann sie neue Kraft. Sie fuhr von ihrem Sitze empor und die Feder von sich werfend, rief sie:

Nimmer und nimmermehr! Ich habe es dem heiligen Johann von Nepomuk gelobt, daß ich kein Frauenzimmer mehr hinrichten lassen werde und Ihr sollt mich nicht dazu verleiten, mein Gelöbniß zu brechen.

Rasch verließ sie das Gemach.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

An jenem Morgen rief die Glocke vergebens die Kaiserin nach der Burgkapelle. Seit ihrem siebenten Jahre hatte sie täglich die heilige Messe gehört. Wenn sie in schweren Krankheiten oder im Wochenbette lag, wurde die heilige Messe im anstoßenden Zimmer bei offener Thüre gelesen.

Damals aber versäumte sie dieselbe, was bei Hofe als ein Phänomen von wichtiger Bedeutung angesehen wurde. Gleich nach der Messe wurde sie von ihrer Schwiegertochter, der Kaiserin-Witwe Amalie besucht, welche von ihr erfahren wollte, weßhalb sie den gewöhnlichen Kirchengang versäumt habe.

Die Kaiserin-Mutter antwortete ihr:

Ich will nicht in den kleinen Saal hinaustreten, weil ich weiß, daß dort die Jesuiten auf mich lauern, und einen anderen Weg kann ich nicht nach der Kirche nehmen.

Die Kaiserin-Witwe rang die Hände und rief:

O Du lieber Gnadenreicher, was werden die hochwürdigen Väter dazu sagen? Ach, ich getraue mich nun selbst nicht hinaus.

Die Kaiserin-Witwe übertraf die Kaiserin-Mutter an Religiosität und Frömmigkeit.

Seit dem Tode ihres Gemals Josef I. lebte sie als Büßerin, fastete und kasteite sich und trieb es mit ihren religiösen Uebungen so ernsthaft, daß die hohe Frau überaus mager wurde, was umsomehr auffiel, da sie vor Kurzem noch korpulent gewesen und im Gegensatze zu der hageren Eleonore im Volke „die fette Kaiserin" genannt worden war. So selten wie möglich sprach sie den Namen Gottes aus und zwar aus Besorgniß, denselben eitel zu nennen.

Die Kaiserin-Mutter ermuthigte ihre Schwiegertochter, welche sich vor den Jesuiten überaus fürchtete, die den Kaiser Josef, den sie so innig geliebt, verketzerten und verlästerten. Sie gingen mit einander fort und besuchten, was sie seit Jahren nicht gethan, den Prater, wo sich das kaiserliche Gethier befand, wohin sie von den Oberhofmeisterinnen der Majestäten und vielen anderen Damen begleitet wurden.

Tags darauf war das Lever der beiden kaiserlichen Frauen und Witwen wieder der Hofetiquette entsprechend, was seit dem Tode Josef I. nicht mehr geschehen war.

Am nächsten Sonntag legten die beiden Kaiserinnen die Trauer ab und erschienen in kleiner Gala mit rothen silberbesetzten Kleidern zum Kirchengange.

Die Frömmler verdrehten die Augen und die spanischen Hofherren zeigten sich erfreut darüber, daß sie wieder ein Mal ein schön geputztes Frauenzimmer bei Hofe sahen; denn der gesammte weibliche Hofstaat der Kaiserin zeigte sich gleichfalls im Putze. Alles wunderte sich über die Gemüthsveränderung der hohen Frau und beschäftigte sich damit, die Ursache derselben zu ergrübeln. Nur Kaiser Karl zeigte sich darüber gleichgiltig.

So mancher gute Christ wurde aber darüber stutzig und Kaiser Karl selbst hielt sich von seiner Mutter und seiner Schwägerin ferne. Seine Beichtväter hatten ihn daran erinnert, daß die kaiserliche Armada in Katalonien und seine Gemalin Elisabeth daselbst sich in großer Bedrängniß befänden, weßhalb es jetzt überaus noth-

wendig sei, Alles aufzubieten, damit der Himmel und seine Heerschaaren etwas Erkleckliches für ihn thun.

Und gerade jetzt wird man bei Hofe in den Religionsübungen lässiger. Das kann unmöglich ein gutes Ende haben. So hieß es allgemein. Aber andere behaupteten, daß der Kaiser, von der Hofgeistlichkeit aufgehetzt, seine hohe Mutter in ihrer weltlichen Richtung deßhalb nicht unterstützt habe, weil er befürchtete, daß man ihn dann gleich seinem verstorbenen Bruder Josef verketzern werde.

Während die hohen Frauen sich im Prater befanden und ihren Damen zusahen, welche dort nach der Scheibe schossen, schloß sich der Kaiser unerwartet der nachmittäglichen Prozession an, welche von der Stadt nach dem am Alsterbache befindlichen Kleinzelt auszog, um von der Himmelsmutter das Aufhören der schwarzen Blattern zu erbitten, welche Krankheit sich in Wien zeigte.

Als die hohen Frauen von ihrer Lustfahrt nach Hause kamen und dies erfuhren, zeigten sie sich wohl bestürzt, aber dennoch weigerte sich Kaiserin Eleonore, den auf sie harrenden Jesuiten Rede und Antwort zu stehen; denn schon sah sie wieder den Pater Ascalo mit einer Papierrolle in der Hand.

Tags darauf durchflog Wien ein seltsames Gerücht, welches Anfangs wenig Glauben fand, späterhin jedoch sich vollinhaltlich bestätigte.

Ein Muttergottesbild auf einem Seitenaltare in der Kirche von St Anna, dem Profeßhause der Jesuiten angehörig, vergoß helle Zähren. Zu Tausenden strömte das Volk in die Kirche, um dieses Wunder zu sehen; die kleine Kirche konnte nicht die Menge fassen, — die ganze St. Annagasse war von derselben erfüllt. Und da die heilige Mutter weinte, so nahmen sich dies viele andächtige Frauen zu Herzen und weinten gleichfalls bitterlich.

Dieses Wunder mußte jedenfalls eine schlimme Bedeutung haben.

In allen Kirchen wurde das hochwürdige Gut ausgesetzt, es wurden Bußpredigten gehalten und die Christenheit auf eine eindringliche Weise zur Besserung und Bekehrung ermahnt. Viele studirte Leute, welche die Apokalypse des heiligen Johannes und die Bücher der Propheten auszulegen wußten und außerdem in der Astrologie und Kabbala wohl unterrichtet waren, rechneten es

aus, daß der Weltuntergang noch in diesem Jahre und zwar auf den St. Portiunkulatag unzweifelhaft erfolgen müsse und werde.

Das minder unterrichtete Volk, besonders die alten Weiber, die Rathsleute und greisen Invaliden schrieen laut, daß man die Kartaunen auf die Wälle führen und die Stadtthore verrammeln müsse, indem der Heide in vollem Anzuge auf Wien begriffen sei, um hier zum dritten Male sein Glück zu versuchen.

Noch Andere, die auch ihre Meinung geltend machen wollten, behaupteten, das weinende Marienbild könne nichts Anderes, als ein allgemeines „Sterb" zu bedeuten haben.

Da wagten die Kaiserinnen es nicht mehr, sich in rothen Gewändern öffentlich zu zeigen.

Sie kleideten sich wieder in Trauer und nahmen wieder den Rosenkranz zur Hand.

Ihre Gaudie war nur von kurzer Dauer gewesen.

Kaiserin Amalie hatte ein weicheres Gemüth und war weit furchtsamer als Kaiserin Eleonore.

Sie ließ die Jesuiten wieder vor sich kommen und berieth sich ängstlich mit ihnen.

Die Andachtsübungen wurden eifriger als jemals aufgenommen und die Kaiserin Amalie that das Gelübde, daß sie zur Abwendung der Strafe Gottes ein Kloster bauen und daselbst als Nonne eintreten werde.

Kaiserin Eleonore jedoch wollte noch immer nicht die Jesuiten empfangen. Sie dachte wohl, daß es genügen werde, wenn sie mit ihrem Frauenzimmer in ihrem Betsaale stundenlang auf den Knieen liege und inbrünstig den Schutz und die Gnade des Himmels anrufe. Sie trotzte den Jesuiten und redete sie nicht an, obwohl sie dieselben täglich sah, wenn sie mit ihren Frauen nach der Kapelle wandelte.

Konnte sie auch von ihnen Nachgiebigkeit erwarten? Wenn sie in den kleinen Saal kam und nach der linken Seite, wo ihr Betschemel stand, ihre Blicke warf, so sah sie dort immer an derselben Stelle wie vorhin, starr und steinern den Pater Ascalo mit dem zusammengerollten Papierbogen in der Hand. Ihre Beichtväter und Gewissensräthe standen nach der andern Seite hin und beugten sich demüthig vor der vorüberschreitenden Kaiserin.

Ascalo aber rührte sich nicht.

Sie wollen es erzwingen, sagte die Kaiserin-Mutter zu ihrer Obersthofmeisterin. Den Fuß wollen sie mir auf den Nacken setzen und mich zur ewigen Sklaverei verdammen. Sie wollen mein ganzes schönes Oesterreich vernichten und in eine Rabenstätte verwandeln. Gott schütze mich vor den Jesuiten! Heiliger Johannes von Nepomuk, verleihe mir Kraft, um ihnen zu widerstehen. — Es kann unmöglich der Wille des Himmels sein, daß so viel Blut im Namen der Religion vergossen werde. So war es niemals.

Die Mutter Gottes weint wohl über die Härte und Grausamkeit der Jesuiten, sagte späterhin die Kaiserin, als ihre neue Kammermagd vor ihr kniete, um ihr die Schuhe auszuziehen. Darum hat sich auch das Mirakel in einer Jesuitenkirche ereignet. So glauben wir und werden uns vielleicht nicht irren. — Gott helfe uns. — Maria hilf.

Die Kaiserin-Mutter begab sich frühzeitig zu Bett. Sie war verstimmt und kleinmüthig, weßhalb sie auch zur „Henne" sagte: Ich bin so einsam und immer einsam und wenn ich auch meine Frauen bei mir habe, so bleibe ich dennoch einsam; denn das sind todte Bilder voll unendlicher Langweiligkeit. Wie schwer ist ihnen ein Wort abzugewinnen! Sie reden nichts als Dasjenige, was man ihnen in den Mund legt; — leere Töpfe, die hohl klingen. Ich will sie gar nicht mehr zu mir einlassen, — lieber noch die Jesuiten. Es sind schreckliche Menschen, aber man kann doch mit ihnen reden und darüber vergeht dann auch die Zeit.

Ihre Majestät, soll ich mich umsehen, ob nicht Einer von den frommen Vätern noch in der Antichambre ist? fragte Magdala.

Gott bewahre, antwortete die Kaiserin-Mutter. Es war nicht mein Ernst. — Eher den Tod, als in ihrer Knechtschaft schmachten! Heiliger Johannes von Nepomuk, es bleibt bei dem, was ich Dir gelobt habe.

Elonore konnte lange nicht einschlafen. Sie dachte an so Vieles, das ihre Ruhe störte.

Auch die Exekution der Perlenfasserin kam ihr in den Sinn. Sie hatte sich von ihr abgewendet, als die Strafe an ihr vollzogen wurde; aber sie hatte den markdurchdringenden Aufschrei gehört, als der Henker ihr die Hand abschlug; sie hatte es gehört,

als ihr Kopf auf den Boden des Gerüstes hinab fiel. Sie hatte es auch nicht gesehen, als Voigt den Kopf der Hingerichteten vorzeigte.

Das kam der Kaiserin nun in lebhaften Bildern vor ihrem geistigen Blick und sie öffnete dann gern die Augen, denn hielt sie dieselben geschlossen, so sah sie das grausige Schauspiel nur um so deutlicher.

Endlich schlief sie ein; aber man gönnte der hohen Frau nicht die Ruhe. Man berührte ihr Gesicht, wobei sie einen heftigen Frost verspürte.

Als sie erwachte und von Bestürzung erfüllt, nach dem Glockenzuge griff, sah sie eine weiße Frau zwischen den Gardinen des Bettes, deren Gewand und Gestalt trotz der dichten Finsterniß wie Silber glänzte; auch ihr Antlitz war weiß. Die Gestalt drohte der Kaiserin mit dem Finger und verschwand.

Kaiserin Eleonore riß mit Heftigkeit an dem Glockenzuge.

Die Frauen eilten aus der Antichambre zu ihr und die Kaiserin befahl der Obersthofmeisterin, die Nacht über bei ihr zu bleiben.

Ich habe es erwartet, sagte sie, daß man mich durch Spuckgestalten schrecken werde; das ist mir nichts Neues. Vor einigen Jahren erschien mir gar die Mutter Gottes, als ich Nachts im Bette lag. Und in früherer Zeit hatte auch mein Sohn Josef als Kronprinz übernatürliche Erscheinungen. August der Starke von Sachsen bannte den Geist, indem er ihn zum Fenster hinauswarf und dann fand man unten einen Jesuiten mit zerbrochenen Gliedern. Vielleicht verhält es sich mit dem jetzigen Spuke so wie damals — vielleicht ist es anders.

Wir haben in der Antichambre von einem Spuke nichts gehört und gesehen, betheuerten die Frauen der Kaiserin-Mutter.

Man sah sich in dem Schlafgemache um, durchsuchte jeden möglichen Versteck und besichtigte die Nebenthüre. Sie war von Innen verriegelt. Man konnte also von draußen her nicht in das Schlafgemach der Kaiserin eingedrungen sein.

Was sollte aber jene Erscheinung, wenn sie wirklich eine gespenstige gewesen, für eine Bedeutung haben?

Die Obersthofmeisterin brachte, im Armstuhle sitzend, den Rest der Nacht an dem Bette der Kaiserin-Mutter zu. Keine gespenstige Erscheinung zeigte sich mehr; die Nacht verlief völlig ruhig.

Eleonore verließ ihr Lager, aber kehrte im nächsten Augenblicke in dasselbe zurück. Sie fühlte sich unwohl, weßhalb auch ihr Leibarzt gerufen wurde. Dieser untersuchte den Puls und sagte:

Der Körper ist gesund, aber die Seele leidet. Da hilft wohl mehr die Himmelsspeise als ein Dezoktum aus der lateinischen Küche.

Ich habe es vergessen, sagte die Kaiserin, daß Euer Bruder ein Jesuit ist und daß Ihr selbst dem Orden als dienendes Mitglied angehört. — Geht, geht, ich weiß schon, woher der Wind bläst. Geht nur wieder; es ist mir schon leichter.

Der Arzt entfernte sich wieder. Die Kaiserin-Mutter ließ sich ankleiden und begab sich mit ihren Frauen zur Morgenandacht in die Burgkapelle. Nach ihrer Zurückkunft ließ sie ihre Schwiegertochter, die verwitwete Kaiserin Amalie zu sich rufen. Diese jedoch ließ sich bei ihr entschuldigen und ihr sagen, daß sie im Gebet liege, um die versäumte Andacht nachzuholen.

Das haben ihr die Jesuiten geheißen, sagte die Kaiserin. Immerhin! Ich werde mich nicht nach ihr richten.

Eleonore begab sich mit der Oberstthofmeisterin in den Schloßgarten. In den Pavillon eingetreten, griff sie nach ihrer Harfe, welche sie seit vielen Jahren nicht mehr berührt hatte. Sie fand sie in gutem Zustande und in bester Stimmung und erfuhr, daß die Tochter des Gärtners, wenn der Allerhöchste Hof ferne sei, auf derselben spiele.

Die Kaiserin-Mutter griff in die Saiten, aber im nächsten Augenblicke verstummten die Akkorde und das Haupt der Kaiserin senkte sich nachdenklich. Sie sagte zur Oberstthofmeisterin:

Laß' die Tochter des Gärtners kommen, sie soll die Harfe spielen, damit sie mich von meinem Schwermuth heile. König Saul wurde auch besser gestimmt, wenn David die Harfe schlug.

Ein schüchternes, hübsches Mädchen von kaum achtzehn Jahren trat in den Pavillon, fiel der Kaiserin zu Füßen und küßte den Saum ihres Kleides. Das war die Gärtnerstochter.

Eleonore reichte ihr wohlwollend die Hand zum Kusse und sagte:

Nun, so spiele auf meinem Saiteninstrumente. Es wird mich erheitern.

Das Mädchen gehorchte. Ihre kleinen, kunstfertigen Finger entlockten der Harfe die lieblichsten Töne.

Eleonore lauschte aufmerksam und sagte, nachdem das Mädchen geendet:

Nun genug für heute, Du wirst mir öfters vorspielen. Meine Seele erquickt sich an den Tönen.

Dann begab sich Eleonore wieder neugestärkt und belebt nach ihren Gemächern zurück.

Sie sah wieder die Jesuiten und wieder die starre Gestalt des Ascalo mit der Papierrolle in der Hand.

Da faßte sie endlich ein Herz und fragte die Jesuiten in gereiztem Tone:

Was wollt Ihr von mir?

Wir harren auf den Wink Ihrer Majestät, antwortete Pater Kunzian, den sie an diesem Tage nach längerer Zeit wieder einmal sah.

Seine gebissene Wange war noch angeschwollen und die Maale des Bisses waren noch deutlich sichtbar.

Die Kaiserin-Mutter vergaß ihres Grolles und sagte sanfter zu ihm:

Ich freue mich, daß Du Deine böse Krankheit glücklich überstanden hast.

Durch Gottes Gnade, antwortete der Jesuit. Der Herr hat mich noch nicht würdig gefunden, meine irdische Dulderbahn zu schließen. Ich preise den unergründlichen Rathschluß der ewigen Vorsehung und deshalb preise ich auch das selige Ende der Schwester Marianne, welche der Herr verflossene Nacht vor sein Antlitz gerufen.

Von wem sprecht Ihr? fragte die Kaiserin-Mutter.

Von der jungen Gräfin Gallas, der Novize bei den Kanonisserinnen, antwortete der Jesuit. Die fromme Magd lebte nur der einzigen Freude, als Braut Christi eingekleidet zu werden, und daß Ihre Majestät Ihrem Versprechen gemäß bei jener heiligen Hochzeit als Pathin anwesend sein würden. Doch auch die reinsten Hoffnungen der Menschen sind eitel; Marianne erreichte nicht ihr Ziel und starb gestern um Mitternacht, wenige Tage vor ihrer Primiz.

Da hör' ich Neues und höchst Betrübendes, sagte die Kaiserin-Mutter bestürzt. Ich will Dich sprechen, Kunzian, setzte sie hinzu. Doch vorher schicke den Ascalo fort. Ich habe ihn nicht hieher gerufen.

Er folgte der Mahnung seiner Pflicht, antwortete Pater Kunzian. Möge Ihre Majestät Recht für Gnade ergehen lassen. Denn die Gnade ist ein Attribut des ewigen Gottes, sowie das Recht ein Attribut Derjenigen ist, die in seinem Namen richten.

Diese Antwort verdroß die Kaiserin-Mutter. Sie entfernte sich rasch von den Jesuiten.

Als ihr in der nächsten Stunde die Kammermagd Magdala auf ihren Befehl ein Glas Wasser reichte, richtete sie an ihre Gebieterin die Frage, ob sie nicht die Fenster öffnen solle.

Nein, antwortete Eleonore.

Da zeigte Magdala eine so seltsame Miene, daß Eleonore an sie die Frage richtete:

Was mißfällt Dir denn an mir?

Ihre Majestät, antwortete die „Henne" mit ihrem hellen Gepipe, ich wage es nicht zu sagen, was ich hier bemerke, — hier und im Schlafgemache. Dort aber noch mehr als hier.

Ich will es aber wissen, antwortete Kaiserin Eleonore.

Ach, Ihre Majestät werden es übel aufnehmen, wenn ich es sage.

Du sollst immer die Wahrheit reden, unbekümmert, ob es mir gefällt oder nicht, sprach die Kaiserin.

Vielleicht ist es Irrthum, sagte die Kammermagd. Aber sonderbar bleibt es immer und ich habe mir vergebens den Kopf zerbrochen, die Ursache meiner Wahrnehmung zu entdecken. — Es kömmt mir nämlich so vor, als wenn dieses Gemach von Leichenduft erfüllt wäre.

Davon verspüre ich nichts, erwiderte die Kaiserin. Doch öffne die Fenster. Es ist wirklich die Luft dumpf und drückend hier.

Magdala vollzog den Befehl ihrer Gebieterin und sagte dann: Ihre Majestät möge mir allergnädigst erlauben, auch das Schlafgemach zu lüften, denn dort riecht es noch stärker, als hier, und zwar seit gestern Nachts, als Ihre Majestät durch die Glocke die Frauen rief.

Eleonore faßte die Sprecherin scharf in das Auge und als diese ihren Blick ruhig aushielt, sprach sie vor sich hin:

Warum soll ich denn Allen mißtrauen?

Dann schritt sie in ihr Schlafgemach, ließ die Fenster öffnen und schickte die Magd fort.

Eleonore blieb wohl eine Stunde allein in ihren stillen Gemächern; dann ließ sie ihre Obersthofmeisterin vor sich kommen und fragte sie, welche von ihren Frauen der Nachtdienst treffe.

Als ihr diese dieselbe namhaft machte, so richtete Eleonore an die Hofmeisterin die Frage: Sind diese Frauen auch herzhaft? — Sie sollen die Nacht über bei mir bleiben, damit sich nicht wieder ein Gespenst bei mir einfinde.

Ich selbst werde bei Ihrer Majestät wachen, antwortete die Obersthofmeisterin.

Fürchtest Du Dich nicht vor Gespenstern?

Nein, Ihre Majestät, denn ich weiß, daß ohne Zulassung Gottes kein Gespenst sich zeigen kann und was der Herr verhängt, das ist wohlgethan.

Verspürst Du hier einen Leichenduft?

Nein, Ihre Majestät.

Man will mich ängstlich und kleinmüthig machen, fuhr die Kaiserin-Mutter weiter fort, und mir die Meinung beibringen, daß der Geist der jungen Gräfin Gallas mir verflossene Nacht erschienen sei. Hältst Du das für möglich?

Ich erlaube mir nicht, Dinge zu beurtheilen, antwortete die Hofdame, welche über meine Fassungskraft hinausliegen.

Hast Du schon einmal ein Gespenst gesehen?

Nein, Ihre Majestät. Solche Erscheinungen haben nur hochbegnadete Menschen, mir ist es aber nicht gelungen, besondere Verdienste um den Himmel zu erwerben.

Eine lange Pause erfolgte.

Die Kaiserin-Mutter war in tiefes Nachsinnen verfallen und die Obersthofmeisterin wagte es nicht, sie hierin zu stören.

Mehr als zwei Stunden saß die Kaiserin fast unbeweglich in ihrem Lehnstuhle.

Kein Laut kam von ihren Lippen.

Dann sagte sie zur Obersthofmeisterin.

Nimm' Dein Mahl ein und komm' dann hieher. Ich werde meine Andacht verrichten und darauf zu Bette gehen.

So geschah es auch.

Die Oberstthofmeisterin wachte abermals bei der Kaiserin. Eleonore kümmerte sich nicht um dieselbe. Hatte sie doch mit sich selbst genug zu thun. Auch sie verbrachte die Nacht schlaflos. Keinen Augenblick blieb sie ruhig. Schwere Seufzer entquollen von Zeit zu Zeit ihrer Brust. Auch vernahm die Hofmeisterin aus dem Geklapper der fallenden Kügelchen, daß die Kaiserin-Mutter den Rosenkranz in der Hand habe und bete.

Endlich war es Tag geworden. Die Kaiserin nahm ihre Morgensuppe, erhob sich dann vom Lager, ließ sich von der Kammermagd ankleiden, ohne hiezu die anderen Frauen einzulassen und ging eine Stunde vor der gewöhnlichen Zeit mit ihrem Gefolge in die Burgkapelle.

Dies that sie nur deßhalb, um auf ihrem Kirchengange die Jesuiten nicht zu sehen, was ihr auch wirklich gelang, da diese nicht vermutheten, daß die von ihnen verfolgte Kaiserin so frühzeitig ihre Gemächer verlasse.

Wie inbrünstig betete sie dort! Aber Niemand hatte Erbarmen mit der frommen, unglücklichen Frau. Wie verlassen fühlte sie sich!

Während der Messe, zu welcher sich wie gewöhnlich auch der Kaiser, die Kaiserin-Witwe, Prinzen und Prinzessinnen sammt ihrem Gefolge eingefunden hatten, wodurch das kleine Kirchlein fast gefüllt wurde, zeigte sich eine lebhafte Bewegung gegenüber der Kanzel. Kaiserin Eleonore machte die Bemerkung, daß die Hofpersonen dort vor dem Gnadenbilde der Mutter des Heiles sich zusammendrängten und ihre Blicke nach demselben richteten. Es mußte etwas Bedeutendes vorgefallen sein, da die Höflinge sich nicht entblödeten, durch ihre Neugierde die heilige Messe zu stören.

Bald befand sich das gesammte Auditorium in lebhafter Aufregung und die Kunde flog von Mund zu Munde, daß die Mutter Gottes weine.

Die Kaiserin-Mutter erschrack auf das Heftigste, als sie dies hörte. Also nicht allein im Hause der Jesuiten, sondern auch hier im eigenen Hause vergießt das Gnadenbild Thränen? O, wie hat

sie doch so sehr gefrevelt, als sie das Wunder mißgünstig für die Jesuiten deutete!

Nach Beendigung der heiligen Messe überzeugte sie sich selbst von der Richtigkeit dieses Wunders. Thränen entstürzten den Augen des gemalten Bildes.

Als Kaiserin Eleonora auf ihrem Heimwege wieder in den kleinen Saal kam und die Jesuiten daselbst sah, redete sie jenen Mann mit der gebissenen Wange an und sagte zu ihm:

Folge mir, ich will Dich sprechen.

Endlich! flüsterte Dieser seinem Kameraden zu und folgte mit einem triumfirenden Blicke der Kaiserin-Mutter nach, deren Trotz und Standhaftigkeit endlich gebrochen war.

Siebzehntes Kapitel.

Die Reue.

Eleonore beklagte sich bitter bei Pater Kunzian über seine Ordensbrüder und Dieser vertheidigte sie weder, noch stimmte er der hohen Frau bei. Er hielt die Frage mit der Sentenz auseinander:

Inter duos litigantes tertius gaudet.

Und wer ist der Dritte, der sich über den harten Streit der beiden Parteien freut? setzte er hinzu. Das ist der böse Feind — der ewige und halsstarrige Rebell gegen Gott, der Verderber der Menschheit. Auf welche Weise die himmlischen Mächte diesen unglückseligen Streit aufnehmen, das beweist das große Mirakel, welches sich bei St. Anna ereignete und sich in der Burgkapelle wiederholt hat. Wie lange wird es anstehen, so wird allenthalben Jammer und Wehklagen herrschen. Die ältesten Leute erinnern sich nicht, ein ähnliches Wunder erlebt zu haben.

Also der Streit zwischen mir und den Jesuiten ist es, was der Himmelskönigin so überaus mißfällt? fragte die Kaiserin.

Das kann ich mit Bestimmtheit behaupten, antwortete Jener. Denn als ich mich an dem Sterbebette der frommen Marianne befand und schon die Schauer des Todes über sie gekommen waren, da rief sie in ihrer bitteren Angst:

O, mein Heiland, jeder Beraubte und Betrogene findet Gerechtigkeit bei der irdischen Majestät — Du aber findest sie nicht. Gottlose Menschen haben mit dem heiligen Kreuze zugleich auch Deine Glieder gebrochen. Und dieses Verbrechen soll nicht gestraft werden. Das gesammte Judenvolk wurde wegen der Kreuzigung Christi mit einem unauslöschlichen Fluche bestraft, der sie noch heute belastet. Aber jetzt rührt sich die Hand der Kaiserin-Mutter nicht, um die Gottesmörder mit dem Tode zu bestrafen.

Marianne rang nicht lange mit dem Tode. Die heiligen Engel standen ihr bei, aber sie war auch in den letzten Momenten von Schreckensbildern nicht verschont und ihr brechendes Auge mochte mit Gottes Zulassung Furchtbares in dem Spiegel der Zukunft gesehen haben; denn man vernahm deutlich die Worte: Eleonore wehe! Wehe, Eleonore! Gottes Gericht — Eleonore!

Die Kaiserin-Mutter stieß einen schweren Seufzer aus und senkte tief ihr Haupt.

Pater Kunzian fuhr fort: Nachts um zwölf Uhr sprang die Klosterpforte, welche die Pförtnerin fest verriegelt hatte, von selbst auf. Die Seele der Novize Marianne hatte nicht allein ihre Fleisch- und Beinkammer, sondern auch das Kloster verlassen.

Um Mitternacht war es, daß ich durch eine gespenstige Erscheinung aus dem Schlafe erweckt wurde, sprach die Kaiserin. Ich sah eine weiße verschleierte Frauengestalt, gleichsam im Lichte der Verklärung. Sie stand mir so nahe, daß ich sie mit der Hand hätte erreichen können. Kein Wort kam von ihren Lippen aber sie drohte mir mit den Fingern. — Wie soll ich das deuten?

Die Deutung kommt von selbst, entgegnete der Jesuit. Ihre Majestät haben den Geist der Komtesse Gallas gesehen! Noch vor Antritt ihrer himmlischen Reise ist sie gekommen, um von Ihrer Majestät Abschied zu nehmen und für die vielen von der hohen Frau empfangenen Wohlthaten durch eine gut gemeinte Warnung zu danken.

Wie wißt Ihr denn, hochwürdiger Vater, daß ich das Spektrum der Marianne gesehen?

Woher ich das weiß? — Pflegen nicht die Seelen der Verstorbenen zum Fenster hinaus gen Himmel zu fliegen? Mariannens

Seele jedoch eilte durch die Pforte davon. Das beweist klar, daß sie noch auf Erden einen Besuch zu machen hatte.

Aber wenn ich das Spektrum der Perlenfasserin gesehen," — die arme Seele der armen Sünderin? wendete die trübsinnige und nachgrübelnde Kaiserin-Mutter ein.

Diese Seele würde sicher nicht in weißen Gewändern und in verklärtem Lichte erschienen sein, sondern schwarz und von höllischen Flammen umzischt.

Sie hat noch in ihren letzten Augenblicken ihre Unschuld betheuert.

Das hat ihr der Teufel geheißen, mit dem sie in wilder Ehe gelebt und dem man sie zugesendet, damit er sie hinnehme und für immer behalte.

Sie hat es auf dem Schaffote laut ausgerufen, daß sie entehrt und geschändet in Jesu Christi sterbe.

Elonore, Eleonore, wie tief ist der Abgrund Deiner Seele! zürnte der Jesuit. Arme Sünderin, mir bangt um Deine Seligkeit, da das falsche Wort der unbußfertigen Malefizperson als brennender Zweifel in Dein Gemüth gefallen ist. — O, Eleonore, o Eleonore! Es geschehen Zeichen und Wunder, aber Du willst sie nicht sehen, willst sie nicht begreifen.

Mein Gott, seufzte die Kaiserin-Mutter. Mein Gott, erbarme Dich meiner, — Christi, erbarme Dich meiner! Was verlangt Ihr denn von mir, Ihr furchtbaren Männer!

Die furchtbaren Männer, furchtbar durch die Gewalt Gottes, rief Pater Kunzian stolz, verlangen von Dir, Du sterbliche Kaiserin, nur Recht und Gerechtigkeit. Wir verlangen von Dir, daß Du es Dir in Erinnerung bringst, wie all' Deine Macht und Gewalt der Gunst und Gnade der Kirche entstammt und daß wir mit einem leichten Hauche so manchen Thron umblasen, welcher auf ehernen Füßen zu stehen glaubte.

Ich gebe Dir zu bedenken, daß Gott uns über seine Kreaturen gesetzt, daß jede Seele auch schon verdammt ist, welche wir verdammt nennen und daß Du es mit zeitlicher und ewiger Pein furchtbar bezahlen wirst, wenn Du fortfahren solltest, Gott und die Heiligen durch Deine Thaten sowohl, als Deine Unterlassungssünden zu beleiden. Die Zeit ist vorgeschritten, und die Weissagungen

aller Zeiten weisen darauf hin, daß der Antichrist bereits geboren. Willst Du Dich für den Antichrist oder das Reich Gottes erklären? So steht die Frage allein. Soll der Antichrist das Kreuz auf dem Hochaltare zerbrechen und anstatt dessen seinen Thron setzen? Sollen von Neuem die schwarzen Blattern in Dein Haus einziehen und den Kaiser tödten, soll Dein gesammtes Haus in Feuer und Flammen aufgehen, — oder sollen die Kreuzbrecherinnen und all' Jene, die das Reich des Antichrist begünstigen und Ketzerei und Teufelsdienste auszubreiten suchen, auf dem Schaffote bluten? . . . Entscheide Dich, oder die Jesuiten gehen und kehren nie wieder zurück. — Ihre Majestät, geruhe allergnädigst die Entscheidnng zu fällen.

Ich darf kein Weib mehr durch Henkershand sterben lassen, preßte die Kaiserin mühsam hervor. — Ich habe dies dem seligen Johann von Nepomuk gelobt und muß das Gelübde halten.

Erhabene Frau, sagte der Jesuit, es wird unsere Sache sein, den heiligen Johann von Nepomuk zu bestimmen, daß er Ihr übereiltes Gelübde als nicht gethan betrachte.

Ach, seufzte die Kaiserin-Mutter, der heilige Johannes hat in der Nacht nach meinem abgelegten Gelübde sich mir in seiner Glorie gezeigt und zu mir gesagt: Dein Gelübde hat mich überaus erfreut und ich hoffe, Du wirst es mir immer halten.

Die wenigsten Träume kommen von Gott, antwortete der Jesuit, sondern die meisten vom Teufel. — Und gesetzt den Fall, daß der heilige Johannes in der unermeßlichen Güte seines Herzens sich übereilt und Dein Gelübde in Gnaden entgegengenommen — selbst die heiligen Apostel haben oft sich schwach und unmännlich gezeigt — wer ist im Himmel stärker: die heilige Mutter Gottes oder der heilige Johannes von Nepomuk? Ihre Majestät haben die Thränen der Himmelsmutter gesehen und werden diese Thränen zu deuten wissen.

In Gottes Namen, im Namen der heiligen Himmelsmutter, sprach die Kaiserin mit schwerem Herzen, löse ich mein Gelübde. Doch auf Euch fällt die ewige Verantwortung, wenn ich mich hiermit verfehle.

Ihre Majestät mögen sich hierüber beruhigen, sagte Pater Kunzian, denn Christus hat gesagt: Ich gebe Dir die Schlüssel

des Himmels. Was Du auf Erden bindest, soll auch im Himmel gebunden sein; was Du auf Erden lösest, soll auch im Himmel gelöst sein.

Es sei, — es sei! sprach Eleonore in Thränen zerfließend. Ich will Euch mein Seelenheil anvertrauen und das all' meiner Unterthanen; Ich will Euch in allen Stücken gehorchen.

Soll ich Ascalo rufen, Ihre Majestät?

Wie Ihr wollt, antwortete Jene kleinmüthig. Ich will Euch in Demuth dienen.

Nicht uns, erhabene Frau, sondern dem allmächtigen und allgerechten Gott, dessen unwürdige Diener wir sind.

Der Jesuit mit der gebissenen Wange öffnete die Thüre und rief Ascalo.

Wie ein nächtliches Gespenst rückte der Hofkommissär bei dem hochnothpeinlichen Gerichte heran und entrollte das von Neuem geschriebene Todesurtheil der Maria Weber.

Die Kaiserin-Mutter war durch diese rastlosen und heftigen Kämpfe mit den Jesuiten so schwach und erschöpft, daß man sie zum Tische geleiten und ihr die Hand führen mußte, als sie dieselbe auf das Papier setzte, um das Todesurtheil durch ihre Unterschrift zu bestätigen.

Die Jesuiten hatten gesiegt — glänzend gesiegt, und die grauenhaften, blutigen Exekutionen, die Hinrichtungen junger Mädchen als Sühnopfer der beleidigten Majestät Gottes konnten von Neuem fortgesetzt werden.

Achtzehntes Kapitel.

Die Braut des Henkers.

Meine Mutter! begrüßte der Scharfrichter Voigt die alte Bettlerin Veronika Kittler, in deren Wohnung in der Schabenzerluke eintretend. Meine vielgeliebte Mutter, meine gottvolle Mutter, die Ihr an Liebenswürdigkeit die schönste Kreuzbrecherin übertrefft und an Witz und Schlauheit die feinsten Jesuiten — seid mir tausendmal willkommen! — Laßt Euch küssen und umarmen; denn Ihr habt mich glücklich gemacht.

Der Scharfrichter preßte sie so heftig an sich, daß sie laut aufkreischte.

Ungezogener, sagte sie, willst Du mir das Kreuz brechen?

Nun, für dieses Kreuzbrechen würde ich gewiß nicht am Leben gestraft werden, antwortete Jener lachend. Doch Scherz bei Seite, Mutter, Euch verdanke ich mein Glück. Morgen Früh um neun Uhr werde ich mit der schönen Marie kopulirt. Lange war ich in Sorge, ob man meine Privilegien gelten lassen werde; denn ich merkte es gar gut, daß die Jesuiten sowohl als der Stadtrichter sich darüber ärgerten, als ich um die Schwäbin anhielt. Heute endlich habe ich den Bescheid erhalten, morgen Früh um neun Uhr in der Gefängnißkapelle zu sein. — Mutter, Mutter, Mutter!

Er faßte die Alte an und drehte sie im Kreise herum.

Ungezogener Bengel, rief Diese, geh' nicht so unmanierlich mit mir um!

Mutter, wenn Du die Weber nicht als Kreuzbrecherin verklagt hättest, würde ich sicher nicht zu ihrem Besitze gelangt sein.

Hast sie noch nicht, Junge, hast sie noch nicht!

Was könnte da noch für ein Hinderniß kommen? Marie hat eingewilligt und der Herzog ist hundert Meilen fern. Nicht einen Gott fürchte ich mehr, — die Holdselige, die mich lange am Narrenseile geführt, ist endlich mein!

Hundert Meilen, sagst Du, ist der Herzog fern? fragte die Alte. Wer Dir das glaubt! Der liebeslüsterne Fant! Die Dirne hat's ihm angethan. Er könnte gar nicht von hier fort, wenn er auch wollte.

Ich habe ihm das Geleite bis zur Spinnerin am Kreuz gegeben, als er sich von hier fortmachte, um wichtige Papiere der Kaiserin nach Barcelona zu überbringen. Er hat mich gebeten, Alles aufzubieten, damit das Leben der Weber nicht in Gefahr gerathe. Ich habe von ihm auch bereits ein nettes Sümmchen Dukaten erhalten und mit Siegel und Brief ist mir noch eine größere Summe versprochen. — Mutter, jetzt lasse ich Dich nicht mehr betteln gehen.

Ei, ei, das könnte mir einfallen! rief die Alte. Ich kenne nichts Angenehmeres in der Welt, als betteln zu gehen. Man

kommt in die schönsten Häuser und hat seine Kundschaften. Es kann's auch Keine besser als ich. Darum bleibe ich bei meinem Metier, wie Du bei dem Deinigen.

Ihr sollt Euch schämen, eine Bettlerin zu sein.

Hast Du Dich geschämt, die Sparpfennige der Bettlerin anzunehmen und durchzubringen? Die Almosen, die ich erhielt, halfen Dir in die Höhe. Du hättest Dich mit meinem Bettel schon immerhin als Offizier behaupten können und daher nicht nöthig gehabt, das Richtschwert zu ergreifen.

So ist es besser, antwortete Voigt. Ich fühle mich in meiner Stellung behaglich und würde Dich auch zu mir nehmen, wenn ich nicht Marie in mein Haus einführte. Sie würde aber Dich sogleich erkennen und mit meinem häuslichen Frieden wäre es vorbei.

Ei, ei, ei!

Ich werde mit Marie wie Taube und Täubchen leben und sie in kürzester Frist ganz in meiner Gewalt haben, als wenn ihre Glieder die meinigen wären. Und welch' herrliche Glieder dieses Weib besitzt? Als ich sie foltern mußte und die lüsternen Blicke der Jesuiten und Stadträthe sah, die mein holdes und heiliges Gut entweihten, als ich in Gefahr gerieth, durch die Reckung den Wunderbau zu zerstören, da hatte ich einen schweren Kampf mit mir selbst zu bestehen. Ich kann es zur Stunde noch nicht begreifen, woher ich die Kraft zu meiner Zurückhaltung genommen, und was mich verhinderte, diese Elenden zu erwürgen.

Das hättest Du theuer bezahlen müssen, sagte die Alte. Heiliger Christoph, ich habe noch niemals eine so verliebte Katze gesehen, als es mein Sohn ist. Handelt es sich denn um einen kostbaren Schatz, daß Du Dich in Deiner Begierde nach dem Besitze desselben gar nicht bezähmen kannst?

Es handelt sich um ein Weib, um ein schönes Weib? Was sind alle Kostbarkeiten des Himmels und der Erde gegen ein Weib? Und was sind die Weiber alle gegen meine Marie? Wenn ich voll Entzücken in ihren Armen ruhe, dann soll ein Richtschwert hernieder sausen, das uns Beiden zugleich die Köpfe abschlägt. Was soll ich beginnen mit dieser Marie? Ich werde rasend werden vor Freuden. Wenn ich ihren Namen ausspreche, beginnt schon mein

Kopf in Brand zu gerathen. — Mutter, ich werde sie auf den Händen tragen, ich werde sie ewig lieben.

Was kümmert das mich? sagte die alte Bettlerin. Heirate, wenn Du willst.

Vor kurzer Zeit habe ich einer Delinquentin auf dem Schaffote mein Herz und meine Hand angetragen. Es war die Kammermagd einer alten Gräfin, welche mir überaus wohlgefiel. Ich fand damals keine Erhörung. Dieses Weib zog es vor, lieber von meiner Hand zu sterben, als mich zu heiraten und sprach keck zu mir:

Ich will nicht, Henker! Schlag' zu! — Auch Marie hat sich lange geweigert, mein Flehen zu erhören. Er kostete uns viele Mühe, sie endlich dazu zu bringen. Jetzt aber ist sie mein — mein — und ich bin mit der Erde und dem Himmel wieder versöhnt. — Findet Marie an meinem Stande kein Gefallen, dann will ich das Amt eines Nachrichters niederlegen und mit ihr das Weite suchen. Herzog von Ahremberg hat mich reichlich mit Geld versorgt, wofür ich ihm die Ehre erweise, seine Geliebte zu heiraten.

Ich glaube noch immer nicht daran, sagte die Alte. — Gib Acht, es wird anders kommen, als Du denkst. Ich sehe schwarze Zeichen am Firmamente. Doch Deinen Willen habe ich Dir gethan, und es Dir gesagt, daß es das Letzte sei, was ich für Dich thue. — Nun kannst Du schon wieder gehen.

Ich finde Euch heute nicht in guter Laune und hätte doch mit Euch ein so wichtiges Wort zu sprechen.

Was willst Du noch? fragte die Alte.

Vor langer Zeit — nämlich ehe ihr geheiratet habt und mich zu Euerer Schwester gesendet, da habt Ihr mir oft vorgesungen: Schlaf', Kindchen, schlaf', Dein Vater ist ein Graf, bist mehr als Graf, mein liebes Kind, d'rum bitt' ich Dich: schlaf' ein geschwind.

Hm, hm, das Liedchen habe nicht ich gemacht, antwortete die Frau. Es ist wohl älter als wir Beide.

Andere Mütter singen auch dieß Lied, aber nicht mit dem Ausdrucke, als Ihr es stets gethan habt.

Ei, ei, das hättest Du Dir gemerkt?

Habt Ihr mir nicht öfters gesagt, daß ich einen gar noblen Vater habe und daß Ihr mit ihm einmal gar hart diskuriren werdet?

Ja wohl, ja wohl, entgegnete die Alte. Ja, ja, als ich noch jung war, und das ist nicht gar so lange her, da hatte ich der Freier so viele, daß auf jeden meiner Finger ein halbes Dutzend gekommen ist. Ja, Du hättest mich sehen sollen, wenn ich mit spanischem Roth auf den Wangen und allerlei geformten Schönheitspflästerchen im Gesichte in Seide und Sammt in die Augustinerkirche ging. Wenn ich mit den Augen blinzelte, die Brust vorlegte und mit dem Reifrocke wackelte, da zappelten die Alten und hüpften die Jungen wie besessen. Wenn ich gescheidt gewesen wäre, würde ich heute Königin von Polen sein.

Aber Einer hat Euch mehr wie alle Anderen gefallen und Dem verdanke ich mein Dasein.

Gefallen hat mir Dein Vater eigentlich niemals, aber weil er ein Prinz war, so konnte ich nicht Nein sagen.

Also wirklich ein Prinz? Nun, erzählt doch weiter.

Ich mußte ein Jurament schwören, um keinen Preis zu entdecken, wer der Vater meines Kindes sei. Dafür erhielt ich eine so gute Aussteuer, daß mein seliger Mann vor Freude halb verrückt geworden ist. Wir hatten ein gutes Jahr zusammen. Wir gingen nach München und Kassel und dann nach Amsterdam; wir tranken Tokaierwein, aßen Muscheln, Schnepfen und Bärentatzen, fuhren in Gläserwagen und trugen einen Putz, als wenn wir in Pracht und Wohlleben auf die Welt gekommen wären; meine Mutter aber war nichts weiter als eine Wäscherin.

Und mein Vater?

Mein gottseliger Mann, — der war nicht Dein Vater, das weißt Du ohnehin, — hatte sich zu Tode getrunken und mir das ganze Geld durchgebracht, was ich vom Herzoge erhalten.

Vom Herzoge?

Der gab mir jahraus, jahrein Deinetwegen noch immerhin eine Unterstützung. Als er aber erfuhr, daß Du Freimann geworden seist, schickte er mich fort und sagte: Jetzt ist der Bube gut versorgt. Komm' mir nicht wieder unter die Augen.

Und was weiter?

Gar nichts weiter, da Dein Vater nicht mehr zahlt und nichts mehr von mir wissen will; — ich hatte gehofft, daß er mich nach dem Tode seiner Frau heiraten werde; die ist aber längst todt und der Herzog will mich doch nicht zum Weibe nehmen, — so habe ich keine Ursache mehr, ihn ferner zu schonen. Geh' zu ihm und mach' ihm einen Tanz. Er wohnt in Nußdorf draußen, hat daselbst ein gar stattliches Haus, viele Diener und Dienerinnen.

Sein Name?

Wie Du noch so dumm fragen kannst! Sein Palast hat zwei Pforten, die hintere führt an die Donau hinaus; dort liegt sein Schiff mit einem rothen Gezelte und wird durch Räder in Bewegung gesetzt.

Ihr sprecht von dem Ahremberg'schen Hause.

Und von dem alten Herzog Maximilian. Vor vierzig Jahren war ich noch Stubenmädchen bei seiner Frau, der Herzogin Mathilde. In stillen Sommernächten war aber der Herzog mehr bei mir als bei seiner Frau. Jetzt weißt Du genug. Räche Dich, mein Junge, — Dein Vater hat viel Geld und könnte uns Beide glücklich machen.

Ich danke Dir, Mutter, für Deine Neuigkeit, sagte der Freimann. Mein Nebenbuhler ist also mein Bruder — mein Bruder! Er ist reich und mächtig, ich aber bin ein armer Hund. Er hat die Tochter des Schultheißen von Dillingen verführt und wenn er nicht gewesen wäre, würde sie längst meine Frau geworden sein. Deßhalb bin ich auch in meinem Rechte, wenn ich ihn überliste und Marie, statt dieselbe an ihn auszuliefern, für mich behalte.

Du hast diese Marie noch nicht, sagte die Alte. Es kommt mir im Geiste so vor, daß Du schließlich der Genarrte sein wirst. Das ist ein gar feiner Kopf, Dein Bruder, und ein ganz anderer Mensch als Du. Vor dem öffnen sich alle Thüren und alle Weiberherzen. Du bist ein recht wilder und häßlicher Kerl gegen ihn. Darum habe ich ihn auch niemals leiden können und ich hätte wahrlich nicht die Schwäbin als Kreuzbrecherin angeklagt, wenn sie nicht seine Liebste wäre. — Aber rühre Dich, mein Söhnchen, rühre Dich! Fasse den Alten bei der Kehle, wenn er mich nicht heiraten will. Er hat mir meinen Kranz entrissen und viele Sorgen über mich gebracht. Er soll es nun gut machen, was er mir angethan. Ich kaprizire mich nicht auf eine große Festlichkeit: die

Kopulation könnte allenfalls vor wenigen Zeugen in einer Kapelle stattfinden. Rühr' Dich, mein Söhnchen, rühr' Dich.

Du bist eine geistesschwache Närrin. Dich, den Ausbund aller Häßlichkeiten, mit eklen Gebrechen behaftet, würde gewiß der Teufel zurückweisen, wenn er auch durch Dich zur Herrschaft über alle Länder und Völker gelangen könnte. Bete fleißig Deinen Rosenkranz oder mach' es noch klüger: fahre als Hexe auf den Kalvarienberg nach Hernals, zerbrich dort die Kreuze und lass' Dich fangen. Ich will mir dann ein Vergnügen daraus machen, Dich auf dem Scheiterhaufen zu braten. Du warst eine schlechte Mutter, die sich meiner entäußerte und mit einem gemeinen Schurken das Geld verpraßte, das mein Vater für meine Erziehung bestimmte. Ich verachte Dich aus dem tiefsten Grunde meiner Seele.

O, Du infamer Schlingel, kreischte die Alte, mit erhobenem Krückenstocke auf den Freimann losgehend.

Dieser entriß ihr den Stock und sagte:

Verkrieche Dich in einen Winkel, sonst rührt sich Dein Söhnchen und bricht Dir, Scheusal, Deine morschen Knochen entzwei.

Hierauf warf ihr der Freimann den Stock zu Füßen und ging zur Thür hinaus.

Die wüthende Alte rief ihm aus dem Fenster nach:

Galgenhobel! Schuhknecht! Räudiger Nachrichter! Aasfresser! Warte nur, warte nur, Du Trunkenbold, ich werde Dir das Kraut schon einsalzen.

Neunzehntes Kapitel.

Der Bräutigam ohne Braut.

Nun kommt sie mir nicht mehr in das Haus, sagte der Freimann zu sich, aus dem ruinenhaften Häuschen hinwegeilend, in welchem seine Mutter und andere arme Leute wohnten. Marie soll sie nicht sehen, um meine List nicht zu ahnen. Wie könnte sie sonst meine Liebe erwiedern?

Unter so manchen Vorwänden war die Alte zu ihrem „Söhnchen" in das neue Rabenhaus gekommen; denn obwohl sie sich gegen ihn gewöhnlich frostig zeigte, so hatte sie in doch überaus lieb und konnte sich an ihm nicht satt sehen.

Voigt jedoch hatte seine Mutter stets gehaßt und konnte ihr es nie verzeihen, daß sie ihn unter fremde Leute gegeben, die ihn oft schlugen und hungern ließen, während seine Mutter sich mit dem Jungfernkranze brüstete, einen liederlichen Gesellen heiratete und in Saus und Braus dahinlebte. Es hatte ihm viele Mühe gekostet, ihr durch Schmeichelworte eine Unterstützung abzuringen. Jetzt braucht er sie nicht mehr; sie hat ihm das Weib verschafft, für welches er längst in wilder Leidenschaft entbrannt war, — sie hatte ihm endlich das Geheimniß seiner Abstammung preisgegeben. Was hätte er sonst noch bei ihr zu suchen?

Nur noch ein Tag, und Marie ist sein. Er wird sie im Festzuge in sein Haus einführen.

Der Oberscherge hat ihm bereits versprochen, seine Leute zu der Festlichkeit prunkhaft auszustatten. Sie werden breite, neue Schärpen tragen; Einer von ihnen wird die Stadttrommel schlagen, ein Zweiter sich auf der Fidel hören lassen und ein Dritter in die Trompete stoßen. Ueber den Karren des Henkers wird ein rothes Tuch gebreitet sein, mit Blumen und Kränzen verziert. Denn auf demselben wird er mit seiner holdseligen Marie sitzen, nachdem er mit ihr in der Gefängnißkapelle getraut worden. Zwei Schimmel mit Federbuschen und Schellen werden den Karren ziehen.

Wer kann ihm dies wehren? Die Schwabenjungfer kann nicht zu Fuße gehen, denn sie ist erst vor kurzer Zeit gereckt worden. Man weiß es nicht, daß ihr der zärtliche Henker durch diese Reckung kein allzugroßes Leid zufügte. Er hat das Strickwerk, daß er um sie gewunden, in Schlingen gelegt, die allmälig nachließen, als ihr das Bein horizontal ausgedehnt wurde. Die Andern, welche gereckt wurden, mußten dies doppelt entgelten. Die Fußspitze und den Daumen hat er ihr zwar so stark in die Schraube gepreßt, daß das Blut aus denselben herausspritzte und sie vor Schmerz ohnmächtig wurde. Aber das heilt bald wieder und der Henker bringt kein lendenlahmes Weib nach Hause.

Schon hat er angeordnet, daß Marie ihr Stübchen prachtvoll ausgestattet finde.

Schreiner und Spalierer arbeiten bei ihm. Für guten Lohn hat er Leute gefunden, die sich nicht scheuten im Henkershause zu arbeiten.

Das Gericht wird sie schon wieder ehrlich sprechen und sie haben ein schönes Stück Geld verdient.

Voigt, der heute weder seine rothe Jacke noch seinen Henkersmantel trägt, besucht viele Kaufläden und macht daselbst Einkäufe.

Ein großer, venezianischer Spiegel mit Glasrahmen soll das Bild seiner schönen Marie wiedergeben.

Ein neues, geschnitztes Himmelbett, mit Schildereien geziert, wird von ihm angeschafft und dazu Kissen und Decken, von Dunen geschwellt, in Hüllen weiß wie Schnee und zart wie Spinngewebe.

Sein närrischer Bruder, der Herzog von Ahremberg, hat durch seine reiche Spende für eine treffliche Ausstattung Sorge getragen.

Wenn der aus Spanien zurückkehrt, wird er gar große Augen machen! Voigt hat Marie für sich behalten und bei der Rückkunft des Herzogs wird sie sich in dem Henkershause heimisch fühlen. Sie wird ihn auslachen und wird sich der süßen Wonnen rühmen, die sie in den Armen ihres Mannes genossen. Er wird sie schon dazu bringen.

So wird Ahremberg neben seinem Verluste auch Spott und Hohn zu tragen haben. Sein Kind behält der Henker großmüthig bei sich und wird es zu seinem Gewerbe erziehen. Damit können sowohl die Mutter als Ahremberg zufrieden sein.

Es ist neun Uhr Abends.

Voigt steht in der Prunkstube, deren Wände bereits mit rothen Tapeten spaliert sind, und ist eben daran, den eingekauften großen Spiegel an der Wand zu befestigen, als ein Scherge zur Thür hereinstürzt und ihm halb athemlos zuruft:

Laßt für morgen nichts kochen und braten! — Eure Braut ist entflohen!

Entflohen? ruft Voigt bestürzt. Das ist nicht möglich! Schurke, Du willst mich zum Besten haben.

Möglich oder nicht, erwiderte Jener, aber wahr ist es. Der neue Rottmeister Wilderich und Rumorknechte waren dabei im Spiele, vielleicht auch der Kerkermeister. Während des Gebetläutens müssen die Halunken Eure Braut hinausexpedirt haben — mit der kleinen Ablösung zugleich. Der Oberscherge hat mich hergeschickt, Euch dies zu sagen.

Wohin ist sie — wohin?

Das wissen wir nicht. — Daß sie nicht hier ist, sehe ich.

Mit einem fürchterlichen Fluche warf der Henker den kostbaren Spiegel zu Boden, daß er in tausend Stücke zerschellte, sprang von der Leiter herab, auf welcher er gestanden, und fiel wie ein Wüthender den Schergen an, die Worte rufend:

Ihr Hunde, warum habt Ihr sie entfliehen lassen?

Bin ich der Wilderich? rief der Andere. Oder haltet Ihr mich für den Kerkermeister, welcher die Schlösser und die Ketten in den Gefängnissen zu visitiren hat? Glaubt Ihr denn, es sei mir recht, daß ich durch die Flucht Eurer Braut um den Hochzeitsschmaus gebracht worden bin?

Voigt rief seine Knechte und befahl ihnen den Karren anzuspannen.

Ihr müßt mich nach der Stadt begleiten, sagte er. Man hat meine Braut aus dem Gefängnisse entführt. Wir müssen ihre Spur entdecken und sie wieder in den Kerker zurückbringen.

Da lachte der höckerige Freiknecht aus vollem Halse und sagte: Also noch immer bekommen wir keine Hausfrau? Wahrlich, Herr Meister, Ihr seid ein Pechvogel.

Spare Deinen Spott! entgegnete Jener, während er drohend die Faust erhob. Es ist nicht gut, einen Zornigen zu reizen.

Nichts für ungut, Meister! sagte der Höckerige. Ich lachte nicht Euch aus, sondern die Schwäbin. Die wird es bereuen, wenn sie zu Verstande kommt. Ihr seid ein so hübscher Mann, so artig und verständig. Diese Schwabendirne tritt ihr Glück mit Füßen. Es ist zum Lachen — so narrirt zu werden.

Der Freimann knirschte mit den Zähnen und sprach kein Wort weiter mit dem Spötter.

Als dieser auf dem Wege nach der Stadt, neben Voigt sitzend, von Neuem zu sticheln begann und zu ihm sagte: Ihr habt ja Eure Braut schwarz auf weiß — so antwortete Jener:

Nimm Dich in Acht, daß es bei Dir nicht heißt: roth auf weiß! Ich bin kaiserlicher Offizier und halte auf meine Ehre.

Gewiß, versetzte der Andere, Ihr habt unsern Stand zu Ehren gebracht. Wie schade, daß die Marie dies nicht einsieht. Aergert Euch nicht über mich und seid froh, wenn Ihr die Schwäbin nicht

bekommt. Unter dem Galgen gefreit, hat noch Jeden gereut. Ich habe Euch meine Schwester angetragen; sie schielt zwar und hat ein krummes Maul; aber sie hat drei Brüste, den Kropf mit eingerechnet und ist echtes Freimannsblut. Gleich und gleich gesellt sich gern; das solltet Ihr Euch merken.

Als Voigt in das Gerichtshaus kam, fand er dort den Stadtrichter, den Hofkommissär und noch mehrere Jesuiten. Sie gingen eben nach dem Gefängnisse, aus welchem die Weber entschwunden war.

Die Flucht der Kreuzbrecherin hatte diese Herren in große Wuth gebracht. Sie schrieen und zankten mit dem Kerkermeister und dieser erhob gleichfalls ein lautes Geschrei, da er es für höchst ungerecht fand, ihn wegen der Flucht der Gefangenen zur Verantwortung zu ziehen.

List geht über Gewalt, sagte er. Ich habe jeden Tag die Schlösser von den Eisen der Delinquentin genau visitirt und die beiden Thüren ihres Gefängnisses selbst gesperrt. Das geschah auch um halb sieben Uhr Abends, als der Franziskaner sie verließ, der die Delinquentin zum Tode vorzubereiten hat. Ich habe die Schlüssel wie immer in meiner Stube an den bestimmten Platz gehängt; ich habe die Stube wohl versperrt, als ich wie immer fortgegangen bin, um beim Kleeblatt unter den Tuchlauben mein Mäßlein Bier zu trinken. Dort verhielt ich mich kaum eine Stunde und als ich nach Hause kam, fand ich meine Thüre offen.

Die Schlüssel von Nummero Sechs waren gestohlen. Himmelmordtausendelement, was ist dahier für eine Wache! Wie geht es jetzt bei dem Gerichte zu.

Der Hauptmann der Rumorwache muß herbei, rief Pater Ascalo. Nur durch seine Anordnungen wurde die verrätherische Entführung der Delinquentin ermöglicht. Er hat den früheren lang bewährten Rottmeister durch den vom Kärntnerthore ablösen lassen. Dieser brachte die Schurken mit, welche die Weber aus dem Gefängnisse herausholten und mit ihr entflohen.

Ja, der Hauptmann muß herbei, rief der Stadtrichter. Die schändliche Weber hat das Maß ihrer Verbrechen voll gemacht. Es wäre entsetzlich, wenn sie entrinnen würde.

Mit Verlaub, Herr Stadtrichter, nahm Voigt das Wort, meine Braut trägt keine Schuld daran. Wenn Bewaffnete zu ihr ein-

brachen und sie gewaltsam mit sich fortrissen, konnte sie sich nicht zur Wehre setzen.

Sie hätte Zeter schlagen sollen, antwortete Ascalo.

Ja, ja, so ist es, setzte der Stadtrichter hinzu.

Daran wurde sie wohl verhindert, entgegnete Voigt.

Nun, das wird hoffentlich zur Klarheit kommen, sagte ein Jesuit.

Ja, zur Klarheit kommen, betete der Stadtrichter nach.

Ich danke den gestrengen und hochwürdigen Herren für den Eifer, die Schuldigen zu entdecken, welche mir meine Braut entführt haben, sagte der Scharfrichter. Aber ich bitte inständig, es dabei nicht bewenden zu lassen, sondern Reiter auszusenden, um die Flüchtigen einzuholen.

Man hat bereits den Stadtkommandanten davon in Kenntniß gesetzt, sagte Ascalo.

Ja, man hat ihn in Kenntniß gesetzt, echote der Stadtrichter.

Die schleunigste Verfolgung wurde angeordnet und auf die Einbringung der Delinquentin ein Preis von hundert Dukaten gesetzt.

Ich muß fort, rief Voigt, zum Stadtkommandanten. Ich kenne die Lässigkeit der hohen Herren. Nach allen Wegen und Stegen müssen Verfolger ausgesendet werden. Ich selbst werde nicht rasten und ruhen, bis ich nicht meine Braut ihren Verführern entrissen habe.

Daran thut Ihr wohl, sprach Ascalo. Ich versprach es Euch, daß im Falle der Einbringung Eurer Braut dieselbe verhalten werden soll, die Euch gemachte Zusage zu erfüllen.

Ja, das versprechen wir Euch, bestätigte der Stadtrichter. Ihr habt unseren Bescheid erhalten, den könnt Ihr dem Stadtkommandanten vorzeigen und von ihm Assistenz verlangen. — Geht nur, geht.

Auch mein Herz mahnt mich zur Eile, rief Voigt und lief zur Thüre hinaus.

Der Stadtkommandant, Generalwachtmeister von Bucquoy-Longueval, saß eben mit seinen Freunden beim Bankett, als ihm gemeldet wurde, daß der Scharfrichter von Wien sich im Korridor befinde und um gnädiges Gehör bitten lasse.

Der Scharfrichter in meinem Hause? rief der alte Herr bestürzt. Augenblicklich heißt ihn gehen. Was will der Scharfrichter von mir?

Bucqoy schickte seinen Adjutanten zu Voigt hinaus, ihm den Befehl ertheilend, den Kerl kurz anzuhören und sogleich hinwegzuschicken.

Der Adjutant veranlaßte es, daß der Henker das Haus verließ und vor dem Thore stehen blieb, um von dem Stadtkommandanten auf sein vorgebrachtes Ansuchen den Bescheid zu erhalten.

Dieser wurde ihm auch aus dem Munde des Grafen Bucqoy zu Theil, welcher in dem Fenster einer ebenerdigen Wohnung erschien und eine Leuchte auf den Platz tragen ließ, damit er den Henker genau ansehen könne.

Für Deine Verwegenheit, mein Haus zu entehren, redete er ihn an, solltest Du füglich gezüchtigt werden. Aber auch der Stock meines Soldaten würde entehrt, wenn er auf Dich, infamen Lumpen, losschlüge. — Offizier gewesen und Scharfrichter geworden! Ein solcher Affront ist den kaiserlichen Soldaten noch nie widerfahren. Und Du, Schuft, wagst es, von uns zu verlangen, daß wir Reiter ausschicken, um eine entflohene Delinquentin einzuholen, mit welcher Du Dich kopuliren lassen willst? Scheere Dich zum Teufel und lass' Dich nie wieder vor mir sehen.

Der Henker wagte es nicht, auch nur ein Wort zu entgegnen. Er eilte zum Stadtgerichte zurück, um zu melden, daß der Kommandant ihn mit Schimpf und Schande abgewiesen.

Der Mann muß abgesetzt werden, sagte Ascalo. Die Soldaten halten zusammen und begünstigen die Umtriebe des Herzogs von Ahremberg. Das kann ich nicht gelten lassen. Ich eile in die kaiserliche Burg, um mir eine allerhöchste Ordre zu erbitten. Verliere keine Zeit, Voigt. Nimm indeß alle Schergen zusammen, suche Pferde aufzutreiben und verfolge Deine entflohene Braut. Auf Deinen Eifer zähle ich weit mehr, als auf den der Soldaten. Verdiene Dir das Kopfgeld, das wir auf das Zustandebringen Deiner Braut ausgesetzt haben.

Auch den ungetreuen Rottmeister müssen wir haben und alle Diejenigen, welche die Flucht der Delinquentin angestiftet oder durchgeführt haben. Wenn Du sie mit der Malefizperson zusammen

antrifft, so greife sie herzhaft an und tödte Jeden, der sich nicht einfangen läßt. Dadurch erwirbst Du Dir und allen Anderen, die wacker mit Dir streiten, den großen Ablaß. Denn wie man auch den Fall betrachten mag — schließlich ist es doch die Kirche Gottes allein, welche von diesen Ruchlosen ernstlich bedroht wird. Ich hoffe, daß Du mit Deiner Braut wiederkehrst und verspreche Dir, bei Deiner Kopulation selbst anwesend zu sein.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Die allerhöchste Ordre, die entflohene Weber und die an ihrer Flucht Schuldtragenden nachdrücklich verfolgen zu lassen, gelangte in die Hände des Grafen Bucqoy, eh' er sich noch vom Gelage entfernt hatte.

Die Ordre besagte ausdrücklich, daß der Stadtkommandant sogleich einige hundert Reiter nach allen Richtungen aussenden solle, und daß der Führer jeder Abtheilung über den Erfolg sowohl, als den zurückgelegten Weg genauen Rapport zu erstatten habe.

Graf Bucqoy warf die Ordre auf den Tisch und sagte zu seinen Freunden, den Kommandanten verschiedener Truppenkörper:

Es wundert mich, daß man nicht von mir verlangt, persönlich diese Expedition zu führen. Ein ehrlicher Soldat wird zum Häscher degradirt. Ihr habt davon gesprochen, daß die aus dem Kerker Entflohene die Konkubine des Herzogs von Ahremberg sei.

Das Mädchen ist ehrlicher Leute Kind, sagte Oberst Freiherr von Krigelag, und Herzog von Ahremberg wäre ein Hundsfott, wenn er seine Liebste im Stiche gelassen.

Man hat sie einer schweren Gotteslästerung beschuldigt, sagte Ritter Palm. Auch soll sie ein Kruzifix freventlich zerbrochen haben.

Das sind nichts weiter als Schwänke der Jesuiten, sagte Graf Bucqoy. Ich weiß es bestimmt, daß der alte Herzog von Ahremberg in besonders intimer Freundschaft mit den Jesuiten lebt. Der alte Herr will es nicht leiden, daß sein Sohn zu der Weber halte, was ich ganz selbstverständlich finde. Welcher Vater kann es zugeben, daß sein Sohn sich an eine Dirne hängt, die nicht seines Standes ist? Diese aber deshalb auf das Schaffot zu schleppen und zu köpfen — das finde ich eben nicht in Ordnung.

Ich kann den alten Herrn von Ahremberg nicht verurtheilen, sagte Oberstlieutenant Palm. Bei der Liebe kommt viel Hexerei in's Spiel, und wenn man sich einmal in eine Dirne vergafft hat, dann nützen weder väterliche Ermahnungen noch Verwünschungen. Ich weiß dies aus meiner Jugend her. Hatte mir eine Müllerstochter eingebildet und war niemals zu Hause, als das Fräulein von Sittenfels, welches ich heiraten sollte, bei uns im Schlosse erschien. In seiner Noth wendete sich mein Vater an unseren Schloßkaplan. Dieser predigte sich athemlos, ohne uns durch seinen Zuspruch zu kuriren. Nun wurde sie in das Kloster geschickt; aber ich holte sie aus demselben wieder heraus. Im Einverständnisse mit dem Vater meiner Schönen sollte ich mit ihr in's Lutherische hinüberfahren und das Mädel heiraten. Das wurde verrathen. Mein Vater ließ den Müller einstecken, schickte dessen Tochter abermals in ein Kloster und mich auf Reisen.

Das half Alles nichts. Ich brachte sie wieder los und sie fand Schutz und Unterstand bei meiner alten Muhme, welche mit dem Vater in offener Feindschaft lebte. Da schickte man einen Schurken aus, um das Mädchen zu verführen. Das half auch nichts. Die Müllerstochter mochte den Braten riechen und wies den falschen Prinzen zurück.

Da redeten meine Leute — Gott habe sie selig — mit dem Herrschaftsbader und das Mädchen bekam ein Marschirpulver. Sie starb. Ich verwand mein Leid und heiratete die Sittenfels. Damit hatte die Komödie ein Ende.

Abscheulich! rief Graf Bucqoy.

Ich ahnte nicht, daß man meine Schöne vergiftet hatte und erfuhr dies erst vor wenigen Jahren und zwar durch unseren Schloßkaplan, nachdem er in den Mühlbach gefallen und tödtlich verwundet in das Schloß gebracht wurde. Das Gewissen drückte ihn und er gestand mir, welches Ende es durch mein Zuthun mit meiner Schönen genommen. Hätte ich das in meinen jungen Tagen erfahren, würde ich meinen Vater und Alle, die an dem Tode des Mädchens Schuld trugen, sicher ermordet haben. Jetzt aber, da ich selbst erwachsene Kinder habe und auf ihr Fortkommen bedacht sein muß, finde ich, daß ich einen klugen und verständigen Vater gehabt. Durch meine Heirat mit dem Fräulein von Sittenfels leuchtete

der bereits im Erlöschen begriffene Glanz meines Hauses von Neuem auf, meine Besitzungen wurden vermehrt und arrondirt. Die Müllerstochter aber war eine nackte Dirne von schlechter bürgerlicher Abkunft.

Euer Vater konnte doch keine ruhige Sterbestunde haben, sagte der Freiherr von Krigelag.

Er hat sie gehabt, entgegnete Ritter Palm. Er ist nach erhaltener Absolution zu seinen sieben Ahnen gen Himmel aufgefahren.

Ich sage Euch aber, rief der junge Graf Walderskirchen, der bisher geschwiegen, höchst aufgebracht. Euer Vater war ein elender Schuft, der trotz der erhaltenen Absolution auf einem glühenden Rost in der Hölle bratet.

Da schlug Oberstlieutenant Palm mit der Faust auf den Tisch, daß die Becher klirrten und sagte:

Mich soll das Donnerwetter erschlagen, wenn ich mir diesen Schimpf gefallen lasse. Ihr werdet Euch mit mir schlagen.

Schlagt Euch, wo Ihr wollt, rief Graf Bucqoy, aber in meinem Hause haltet Friede. Ich muß Euch offen sagen, daß es mir selbst so vorkommt, als ob Euer gottseliger Vater ein Schurke gewesen wäre. Wer gab ihm das Recht zum Meuchelmorde?

Diese Rede verdrießt mich, Herr Kommandant, rief Palm zornig. Mein Herr Vater hatte die herrschaftliche Gewalt über jene Müllerstochter. In seinem Namen, wie jetzo in dem meinigen, wird die Galgengerechtigkeit ausgeübt. Ebenso ist es einleuchtend, daß diese Müllerstochter eine Hexe gewesen sein mußte, die mir einen Liebestrank beigebracht. Mein Vater hätte kraft seiner Macht die Müllerstochter mit dem Richtschwerte bestrafen können. Aber es war ein nobles Auskunftsmittel ihr Gift beibringen zu lassen. Ich verlange daher, daß der Schimpf, welchen man hier meinem Vater nachgerufen, sowohl von dem Herrn Kommandanten, als auch dessen Adjutanten, dem Grafen Walderskirchen, zurückgenommen werde. Sonst müßte ich die gute Kameradschaft vergessen und nach meinem Richtschwerte greifen.

Ich nehme den Schimpf nicht zurück, rief Graf Walderskirchen. Euer Vater war ein schäbiger Edelmann, der wegen eines Meuchelmordes an den lichten Galgen hätte gehangen werden sollen.

Ein schäbiger Edelmann? schrie Palm. Mordtausendelement, das sollt Ihr mir mit Eurem Blute zahlen. Meine sieben Ahnen müßten vom Himmel herab auf mich spucken, wenn ich diesen Schimpf nicht austilgen würde. — Blut, rufe ich, Blut!

Schreit mir nicht die Ohren voll, rief Graf Bucqoy. Graf Walderskirchen wird sich mit Euch ebensowenig schlagen als ich. Denn erstens habt Ihr Euren Vater selbst einer ruch- und ehrlosen That beschuldigt; zweitens ist der Zweikampf nach neuester und wiederholter Publikation strengstens verpönt; drittens verstößt es wider die Sitte und Disziplin, daß der untergeordnete Offizier seinen Befehlshaber und General wegen eines Reprimands zum Zweikampfe herausfordert; viertens dürft Ihr keinen Offizier belangen, der edler als Ihr von Geburt, wenn auch minder im Range ist, und daß um so weniger, da ich, der Kommandant, vollständig billige, was Graf Walderskirchen auf Eure leichtsinnige Rede Euch erwidert hat. Und fünftens und schließlich muß ich Euch sagen, daß Ihr sammt Euren acht Ahnen und Eurem Ritterschwerte nicht so viel wiegt, als eine einzige Zacke unserer Grafenkronen. Es ist mir gar wohl bekannt, daß diese Ahnen nicht einmal Ritterleins, sondern blos und schlechtweg Edle „von" waren, die gar nicht im Turnier- und Wappenbuche vorkommen und daß Eure Ritterlichkeit nur von der Gunst einer kurfürstlichen Kammerjungfer herrührt, welche als Eure Mutter Domestikenblut in Eure Adern gegossen. Mit einem solchen Menschen schlägt man sich nicht, wenn er es auch durch allerlei Praktiken bis zum Oberstlieutenant gebracht hat. — Geht in Gottes Namen und reicht Eure Quittirung ein. Mit dem Sohne eines Meuchelmörders kann ein ehrenwerther Kavalier nicht dienen.

Darauf habe ich gar nichts zu sagen, rief Palm. — Wenigstens hier nicht. Ich gehe mit Schimpf und Schmach bedeckt von hier fort. Wie Christus der Herr trage ich das Kreuz und mucke mich nicht. Mit dem Stocke hat man mich, den Freiherrn von Palm, wie einen Hund hinausgeprügelt. Ich winsele nicht einmal um Gnade. Aber damit ist noch nicht Alles zu Ende — o nein, o nein!

Oberstlieutenant Palm eilte zur Thüre hinaus.

Ehe noch eine Viertelstunde verrann, stand er bei der Pforte

des Hauptklosters der Jesuiten auf dem Hofe und zog daselbst die Glocke.

Bei den Jesuiten suchte Palm sein Recht, seine Satisfaktion, die Sättigung seiner Rache.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Zuchthausmutter.

Zu derselben Zeit trafen die beiden Jesuitenpaters Ascalo und Kunzian an dem Thore des Zuchthauses mit dem Freimanne Voigt zusammen, welcher zu Pferde dort angekommen war und sich eben aus dem Sattel schwang. Er übergab die Zügel einem Reiter, welcher ihn begleitet hatte.

Ich glaubte, daß ihr schon über alle Berge wäret, sagte Ascalo zu ihm. Ihr vergeudet die Zeit; Eure Braut wird sie aber wohl benützen.

Was hilft die Eile? sagte Voigt, was hilft die Raserei? Ich bin zur Besinnung gekommen und will nicht früher Wien verlassen, bevor ich nicht weiß, ob Marie wirklich von hier fort ist. Und hält sie sich nicht hier verborgen, dann muß man ferner die Richtung kennen, in welcher sie mit ihren Entführern geflohen ist. Man kann doch nicht auf gut Glück wie ein Narr in's Weite jagen.

Was sucht Ihr hier? fragte Ascalo.

Die Spur meiner flüchtigen Braut.

Glaubt Ihr, sie habe sich in das Zuchthaus geflüchtet?

Nein, aber ich weiß, daß man ihr Knäblein hier gefangen hielt.

Gefangen hielt? Wie, wäre es nicht mehr hier?

Gewiß nicht. Eine Mutter läßt ihr Kind nicht im Stiche und Diejenigen, welche die Eine befreiten, haben gewiß auch das Andere von hier fortgeschafft.

Darüber könnt Ihr Euch beruhigen, sprach Ascalo. Das Kind der Weber ist noch hier. Kaum erhielt ich die Nachricht von der Flucht der Mutter, als ich sogleich des Kindes wegen hieher sendete. Die Nachricht lautete gut.

Gut? — Dann hat man dem hochwürdigen Herrn gewiß eine falsche Nachricht gebracht. Man sollte auf das Knäblein ver-

gessen haben? Das kann ich nicht glauben. Und ist es wirklich so, dann bürgt das Kind für die schnelle Auffindung der Mutter. Die hochwürdigen Herren wissen doch, wie man Vögel fängt? — Die Jungen im Käfig locken die Alten herbei.

Das hoffen wir auch, sagte Pater Kunzian.

Aber es ist mir wohl erlaubt das Kind zu sehen? fragte Voigt. Ich kenne das Knäblein; ich habe es schon in meinen Armen getragen und es genau angesehen.

Die beiden Jesuiten sprachen leise mit einander und bewilligten hierauf den Wunsch des Freimanns.

Die Zuchthauswache, aus Rumorknechten bestehend, wurde herausgerufen, und bald öffnete sich das Thor den nächtlichen Besuchern.

Die Zuchthausmutter, welche das Kind in Obhut hatte, war bereits in ihrer Stube und man mußte lange pochen, bis sie endlich kam und öffnete.

Parirt die Füllerin nicht? fragte schlaftrunken das hohe stämmige Weib, in der einen Hand die Lampe und in der anderen den Kittel haltend, den sie schnell aufgenommen hatte.

Wir kommen nicht wegen der Füllerin zu Euch, antwortete Kunzian, sondern wegen des Kindes der Weber.

Die Zuchthausmutter war plötzlich munter.

Das Kind ist da, sagte sie nach längerer Pause. Ich habe dies dem hochwürdigen Herrn schon sagen lassen.

Wir wollen es aber sehen.

Sehen, sehen, antwortete Jene mißmuthig. Deswegen kommt man doch nicht bei Nacht. Jetzt schläft es. Ich will den Balg nicht geweckt haben; sonst schreit er wieder die ganze Nacht. Bis morgen, meine Herren! Dann bringe ich das Kind gesäubert und angekleidet in die Hexenstube zur Füllerin.

Wir wollen es jetzt sehen, sagte der Jesuit mit der gebissenen Wange. Verstellt uns nicht den Weg; das macht Euch verdächtig.

Oho, nicht gar so hitzig, hochwürdiger Herr, sagte die Zuchthausmutter. — Was das für eine Rede ist: verdächtig! — Nun ja, so kommt. — Doch sachte, Ihr Herren, damit das Kind nicht geweckt wird.

Die Jesuiten und der Freimann folgten der Zuchthausmutter in ihre Stube.

Das Kind lag in dem Ofenwinkel auf einem Lager von alten Fetzen und schlief so sanft und ruhig, als wäre es auf Flaumen gebettet. Es hatte nur eine dürftige Hülle, welche die hageren Glieder kaum bedeckte.

Der Henker beugte sich zu dem Kinde nieder, hob es zu sich empor und rief dann, in eine wilde Lache ausbrechend:

Habe ich's Euch nicht gesagt, daß das Kind der Weber nicht da ist? Diesen Balg mag der Teufel in die Welt gesetzt haben, aber nicht der Herzog von Ahremberg.

Ihr seid ein Lügner, sagte die Zuchthausmutter. Ich habe nicht verschiedene Kinder hier, weshalb auch keine Verwechslung möglich ist.

Es ist ein Mädel! rief Voigt.

Ich habe mich nicht darum gekümmert, wessen Geschlechtes das Kind ist, antwortete die Zuchthausmutter zornig. Es ist dasselbe, das man mir in Pflege übergeben hat. Und damit genug des Geschwätzes.

Also Betrug, schmählicher Betrug! schrie Kunzian in Wuth versetzt. Vermaledeite Hexe, dafür sollst Du fürchterlich büssen.

Oho, rief die Zuchthausmutter gereizt, wollt Ihr mich in die Hexenstube bringen lassen und mir dann als Teufel an den Leib rücken? Nehmt Euch vor mir in Acht, Pater Kunzian; sonst wird es lautmäulig, wie es geschehen ist, daß Ihr in die Wange gebissen wurdet.

Mäßigt Euch, rief Ascalo. Wenn Ihr eine Verleumdung gegen Pater Kunzian vorzubringen Euch erfrecht, dann wird man Euch mit einer glühenden Zange die verruchte Zunge aus dem Munde reißen. Augenblicklich bekennt, wem Ihr das Kind der Weber übergeben habt und wann es von hier abgeholt wurde.

Ich habe nichts zu bekennen, entgegnete das Weib trotzig. Das ist das Kind der Weber und wenn Ihr's nicht glauben wollt, so laßt es bleiben.

Ihr stürzt Euch in das Verderben, sagte Ascalo. Laßt es nicht auf die Folterung ankommen.

Da wäre ich die Letzte, die Ihr foltert, sagte die Zuchthausmutter. Denn wenn ich rede, so werdet Ihr gezwickt, geschunden,

gerädert und geviertheilt. Ich sage Euch noch ein Mal, daß dies das Kind der Weber ist und wenn es auch anders sein sollte, so muß es dennoch so sein. Es ist auch gleichgiltig, von wem dieses Kind stammt; denn Ihr werdet es jedenfalls als Wechselbalg verbrennen lassen und zum Scheiterhaufen ist bald etwas gut.

Hol' die Wache herbei, rief Ascalo dem Henker zu. Der böse Feind ist in dieses Weib gefahren und beleidigt unser Ohr durch gotteslästerliche Reden. Lass' die Wache kommen.

Voigt gehorchte.

Als er mit der Wache kam, schrie und tobte die Zuchthausmutter nicht mehr, sondern sagte mit weinerlicher Stimme:

Hochwürdige Herren, der liebe Gott wird es wissen, daß ich schuldlos bin. Mir kommt es jetzt selbst so vor, daß dieses Kind nicht dasselbe ist, welches mir von dem kaiserlichen Stadtgerichte zur Aufsicht und Pflege übergeben wurde. Ich kann mir aber gar nicht denken, was hier geschehen ist, halte ich die Thüre doch stets versperrt. Und wenn fremde Leute hier gewesen wären, müßte es die Thorwache wissen.

Ich kann Euch nicht helfen, sagte Pater Ascalo, Ihr werdet ein strenges Verhör zu bestehen haben.

Wie es dem lieben Gott und den hochwürdigen Herren gefällt, antwortete das Weib. Aber noch eine Angabe habe ich zu machen. Vielleicht erklärt sich dadurch diese wunderbare Verwechslung. Als ich nach acht Uhr Abends hieher kam und eben die Lampe angezündet hatte, vernahm ich ein furchtbares Gekrache, dann ein Sausen und Brausen im Ofen und in dem Rauchfange, obwohl jetzt gar nicht geheizt wird. Das Kind hinter dem Ofen begann zu schreien, was es konnte. Da dachte ich mir: der Luzifer mag wohl seinen Balg besucht haben. Mich befiel ein kalter Schauer, trotzdem ich mich bekreuzigte.

Das klingt nicht so unwahrscheinlich, sagte Pater Ascalo. Es scheint wirklich dieses Kind ein Wechselbalg zu sein, der von dem Teufel unterschoben wurde. Wir haben keine Ursache, an Dem zu zweifeln, was wir aus dem Munde dieser Frau vernommen, welche sich stets musterhaft aufgeführt hat. Laßt sie in Ruhe. Ich bestimme jedoch, daß die Zuchthausmutter zur heiligen Beichte morgen um acht Uhr Früh bei uns erscheine und sich sogleich zum Empfange

des Sakraments des Altars würdig vorbereitet. Erforscht Euer Gewissen und betet ohne Unterlaß bis zum Anbruch des Tages.

Hierauf schickten die Jesuiten die Wache fort und forderten auch den Freimann auf, sich zu entfernen.

Das ist ein verlogenes, heuchlerisches Weib, rief Dieser. Es ist ganz gewiß, daß sie das Kind des Herzogs an dessen Leute ausgeliefert hat. Die Wache sagte mir, daß sie vorgestern Abends mit einem großen verschlossenen Korbe eilig zum Thore des Zuchthauses hinausgegangen und nach längerer Zeit auf eine gleiche Art zurückgekehrt sei. — He, was habt Ihr denn mit dem Korbe gethan?

Das hat Dich wenig zu kümmern, Du Malefizgeselle, antwortete trotzig das Weib.

Laßt sie in Ruhe, wiederholte Ascalo. Sie wird ohnehin morgen beichten und kommuniziren und sich wohl in Acht nehmen, durch eine Unwahrheit das Sakrament des Altars zu schänden.

Voigt brummte einige Worte vor sich hin und ging fort.

Ich wußte es ja, sagte er zu dem Reiter, der ihn vor dem Zuchthause erwartet hatte. Mariens Kind ist fort und ein anderes wurde unterschoben, was schon gestern geschehen sein mag. — Man ist gar klug zu Werke gegangen und ich müßte ein Thor sein, wenn ich daran zweifeln könnte, daß der Herzog von Ahremberg selbst Alles angeordnet und geleitet. Ein schlauer Fuchs! Ich sollte der Nothnagel sein und nur dann gebraucht werden, wenn sein Fluchtplan gescheitert. Er läßt sich's viel kosten, was seine große Liebe zu Marien beweist. Dennoch soll ihm dies Alles nichts nützen. Wenn er sie auch glücklich aus dem Lande fortbringen sollte, ich werde dennoch nicht rasten, bis ich sie aufgefunden. Sie ist mein; — ich habe ihr Wort und das gilt vor Gott und der Welt.

Gehen wir auf Reisen, Herr? fragte Kunz, der Freiknecht, welcher zu Pferde saß. Ich glaube nicht, daß Ihr einen langen Urlaub erhalten werdet. Es ist hier viel zu thun. Man kann in Wien kaum einen Tag des Freimannes entbehren. Ihr seid den Gerichten ebenso nothwendig, als das Wasser dem Müller und das Feuer dem Schmied. Ohne einen Freimann konnte weder der Kaiser regieren, noch die Kirche floriren, und die Weiber würden sich Alle auf das Hexen verlegen.

Voigt hatte sich in den Sattel geschwungen und sagte zu seinem Gefährten:

Wir reiten nach Nußdorf zu dem Ahremberg'schen Hause, wohin sich der Oberscherge mit seinen Leuten schon auf den Weg gemacht. Vielleicht erfahren wir es dort, wo wir meine Braut zu suchen haben.

Der Henker und sein Knecht spornten ihre Rosse und ritten in scharfem Trabe von dem Zuchthause hinweg.

Sie kamen in tiefer Nacht in Nußdorf an. Die Sterne funkelten am Himmel und kein Laut störte den Frieden dieses Vorortes der Residenz, wo es doch bei Tage, als dem Landungsplatze der aus dem Reiche kommenden Schiffe, großen Tumult und Geschäftigkeit gab.

In dem herzoglichen Hause zeigte sich kein Licht. Die Bewohner desselben mochten ebenso wie die der anderen Häuser im Schlafe liegen.

Die Schergen waren bereits von dort abgezogen.

Die Freileute stiegen von den Pferden, banden diese an einen Gartenzaun in der Nähe des Ahremberg'schen Lustschlosses und legten sich dann auf die Lauer.

Der Henker verbrachte daselbst die ganze Nacht. Niemand kam aus dem Hause; Niemand ging in dasselbe.

Nicht einmal der Nachtwächter ließ sich in der Nähe sehen.

Wir harren hier vergebens, sagte der Kunz. Der junge Herr wird sich wohl hüten, mit seiner Geliebten bei seinem Vater einzusprechen. Harmoniren doch die Beiden nicht miteinander; das habe ich längst gehört, und wenn auch die Entflohene in dem Hause wäre — wer dürfte es wagen, da hineinzudringen?

Ich hätte gern mit dem alten Herrn gesprochen, sagte Voigt, doch es findet sich, wie ich sehe, keine Gelegenheit dazu. Gehen wir — doch nein, vorher will ich meinem Papa ein Fenster einschlagen und ihm gute Nacht wünschen.

Eurem Papa? rief Kunz lachend. Wenn Ihr einen solchen Papa hättet, dann würdet Ihr nicht nothwendig haben, zu hängen und zu köpfen.

Horch', da kommt Jemand zu Pferde herangesprengt, — vielleicht Einer, der die Spur der Flüchtigen aufsucht.

Die Freileute zogen sich hinter die Ecke des gegenüber befindlichen Hauses zurück und lugten forschend in die Nacht hinaus.

Der Reiter kam aus der langen Gasse, galoppirte über den Marktplatz, hielt sein Pferd vor dem Thore von Ahremberg's Villa an und zog die Glocke.

Voigt, von den Schatten der finsteren Nacht begünstigt, schlich zu ihm heran.

Wer da? scholl es aus einem Fenster über der Hausthüre.

Ich bin es — Franz, der Sohn Deines Gebieters, antwortete der Reiter. Komm' schnell heraus, und nimm' mein Pferd in Empfang.

Wenige Augenblicke später war der Angekommene in dem Hause verschwunden. Der Diener, welcher ihm geöffnet, führte ihm sein Pferd nach.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Vater und Sohn.

Er ist da! rief der Henker hastig, zu seinem Knechte zurückkehrend. Bewundere meine Kaltblütigkeit! Ich sah ihn und ließ das Messer im Gürtel stecken.

Wer war es? fragte Kunz.

Mein Nebenbuhler — der Herzog von Ahremberg. Er hat mir die Braut entführt, er hat mich genarrt. Wir müssen ihn festnehmen.

Wir einen Herzog, einen Kriegsobersten? Das könnte Euch verdrießliche Händel zuziehen.

Er muß es bekennen, wohin er meine Braut bringen ließ.

Wenn er ihr Liebster ist, so wird sie sich wohl in seiner Nähe aufhalten. Verfolgen wir ihn zu Pferde, wenn er das Haus wieder verläßt, dann werden wir jedenfalls zu Eurer Braut gelangen.

Du hast Recht. Er darf uns nicht entwischen. Ich will hier auf der Passe bleiben, Du wirst in die Stadt reiten und Wache herbeiholen. — Doch bleib' hier. Die Soldaten werden auf Dein bloßes Wort hin nicht ausziehen, um einen Kriegsobersten zu verhaften. Der Wiener Kommandant Bucqoy hält es mit ihm und hat den Fluchtplan des Herzogs gewiß gebilligt.

Da läßt sich eigentlich nichts machen.

O, ist er nur einmal in Prison, dann fällt auch sein Kopf. Der Kopf eines Herzogs! Ich bitte Euch, macht Euch nicht lächerlich. Eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus.

Die Jesuiten sind an unserer Seite und die herrschen im Lande. Wir wollen es beschwören, daß er ein Kruzifix zerbrochen hat und dann ist er rettungslos verloren. Von meiner Hand muß er sterben, — durch mein Messer oder durch das Richtschwert, das bleibt sich gleich.

Eine große Ehre wäre für uns dabei zu holen, einen Herzog auf das Schaffot zu bringen. Doch das hat seine weiten Wege und wenn es zum ernsten Streite kommt, so wird es wohl Euren Kopf kosten und nicht den des Herzogs.

Man hat ihn als Ambassadeur nach Spanien geschickt. Er sollte wichtige Papiere der Kaiserin in Barcelona übergeben. Er hat dies nicht gethan. Kunz, das ist Hochverrath; es ist daher gar nicht nothwendig ihn falsch anzuklagen. — Ha, zittere, Bucqoy, Deine Verschwörung ist entdeckt! Kunz, wir werden große Arbeit bekommen. Er geht nun einmal über die Kriegsobersten her und das freut mich mehr als Jungfern zu köpfen.

Wir haben ihn noch nicht, — den Ahremberg meine ich, erwiderte Kunz.

Er darf uns nicht entwischen. Wir machen Lärm, die Bauern müssen aus ihren Häusern heraus und mit uns gemeinschaftliche Sache machen.

Gut, schreien wir: Feuer!

Halt! rief der Henker, das wäre das Dümmste. Was liegt denn gar so viel daran, ob wir heute den Hochverräther fangen. Marien's Aufenthalt müssen wir auskundschaften, das ist das Wichtigste. Er muß doch in der Nacht von hier wieder fort und wird gewiß wieder jenen Weg nehmen, auf dem er gekommen ist. Schnell zu den Pferden! Wir wollen uns ruhig verhalten.

Wenn er aber unserer ansichtig wird und das Weite sucht, dann reiten wir ihm nach.

Und wenn er das merkt, reitet er schneller, oder schlägt eine falsche Richtung ein.

Er soll es eben nicht merken. Kunz, Du reitest sogleich ein gutes Stück in die Gasse hinauf, und wartest dort, bis der Herzog

an Dir vorüber kommt. Hierauf folgst Du ihm nach, zuerst langsam und dann schneller. Ich werde hier warten. Er darf keinen allzu großen Vorsprung gewinnen; aber vermeide es ja, sein Ohr zu erschrecken. Halte mit ihm gleichen Trab, dann wird er glauben, es sei das Echo der Hufschläge seines Pferdes, das er vernimmt.

Aber Ihr, Herr?

Ich folge aus größerer Ferne, werde dich jedoch nicht aus dem Auge verlieren. Schon beginnt der Tag zu dämmern. Wenn er kommt, so wird es bald geschehen. Hurtig auf Deinen Posten.

Kunz machte sich davon.

Kaum waren die Hufschläge seines Pferdes verhallt, als das Thor des herzoglichen Lustschlosses sich aufthat und bei dem Scheine einer Leuchte Herzog Franz aus demselben herausritt. Er war in einen grauen Mantel gehüllt und trug einen schmucklosen, dreispitzigen Hut.

Mit langsamem Schritt verfolgte er die Fahrstraße nach Wien.

Der Henker hatte sich verrechnet, als er wähnte, daß Ahremberg seinen früheren Weg wieder einschlagen werde. Er stierte ihm nach durch die grauen Schleier, die der Morgen über die Erde geworfen, und als der Herzog eine geraume Strecke zurückgelegt, folgte er ihm im Schritte nach.

Bald aber änderte Ahremberg das Tempo und wie im Wettergebrause trug ihn sein Pferd dahin.

Ob er es ahnen mochte, verfolgt zu werden?

Der Henker spornte sein Roß. Mit Ungestüm griff es aus. Aber als es zu einer kleinen Holzbrücke kam, bäumte es sich und wollte dieselbe nicht passiren. Nach vergeblichen Versuchen, das Pferd willfährig zu machen, saß Voigt endlich ab und führte dasselbe über die Brücke. Eine kostbare Zeit war für den Freimann verloren gegangen. Obwohl er sich nun tummelte dem Ahrenberg nachzukommen, so sah und hörte er nichts mehr von ihm.

Dennoch verfolgte er in wilder Hast weiter die Heerstraße und machte erst Halt, als er einen Milchwagen eingeholt, der sich gegen Wien dahin bewegte.

Er rief den Bauern an, der auf demselben saß, und fragte ihn, ob er nicht vor Kurzem einen Reiter auf der Straße gesehen. Die Antwort war verneinend.

Mit einem wilden Fluche wendete nun Voigt sein Pferd, um zu den Seitenwegen zurück zu reiten, welche gegen Grinzing zuführten. Dorthin, hoffte er, sei der Herzog geritten. Er jagte das Pferd, daß es gar bald von Schaum bedeckt war und nur durch rastloses Spornen zu weiterem Laufe gebracht werden konnte. Dennoch hatte diese Eile keinen günstigen Erfolg.

Schon war es heller Tag geworden. Er erreichte Höhenpunkte, von welchen er weit blicken konnte. Er begegnete Leuten, von welchen er Bescheid verlangte. Doch Alles war vergebens; die Spur des Herzogs war nicht aufzufinden.

Voigt's Wuth kannte keine Grenzen mehr. Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, daß er den Versteck seiner Braut entdecken müsse und in ihm stieg nun der Gedanke auf, daß der Herzog nach dem Kahlengebirge, an dessen Abhängen er sich befand, seinen Weg genommen.

Droben in den waldigen Höhen gab es genug geeignete Schlupfwinkel. Wenn er ihn in Ruhe läßt, dann hat Ahremberg ein leichtes Spiel, Marie auf den einsamen Wegen des Wienerwaldes viele Meilen weiter zu bringen. Das muß er ihm wehren.

Von Neuem drückte er seinem Thiere die Sporen in die Weichen; aber das ermattete Pferd ging nicht weiter. Es begann zu zittern und zu stöhnen.

Der rohe Geselle, welcher seine Pläne nun vereitelt sah und alle Schuld dem Pferde zuschob, saß endlich ab und rannte demselben sein Messer in die Brust. Es stürzte im Blute zusammen und verröchelte.

Der Freiknecht Kunz, welcher noch immer auf seinem Posten stand, sah seinen Herrn endlich zu Fuße auf sich zukommen.

Alle Wetter, rief er, wo habt Ihr Euer Pferd?

Ich habe es gerichtet, erwiderte Voigt. Die faule Bestie ließ den Herzog entwischen. Ihre Schuld hat es mit dem Tode bezahlt.

Nun ist das schönste Pferd dahin, das Ihr an den Brautwagen spannen wolltet.

Mahne mich nicht daran, Du schäbiger Hund! schrie Voigt wüthend, sonst gehe ich Dir an das Leben.

Ihr seid ein Unhold, dem ich den Dienst aufkündige, erwiderte Jener.

Da winselte der Scharfrichter:

Ich bin der Unglückseligste, den diese Erde trägt . . . . . O, Kunz, ich wollte Dich nicht beleidigen, — Du weißt, ich bin seelengut, setzte er zähneknirschend hinzu.

Der Freiknecht stieg von seinem Pferde und sagte: Ich räume Euch den Sattel. Reitet nach Hause; ich kann zu Fuße gehen.

Der Henker bestieg das Roß und, lässig den Zügel führend, machte er seinen Gefühlen bald durch einen wilden Fluch, bald durch einen kläglichen Seufzer Luft.

Als er zu dem Ahremberg'schen Lustschlosse kam, stierte er finster nach dessen Fenstern hinauf, schwang sich aus dem Sattel und warf Kunz den Zügel zu.

Ich komme bald, sagte er zu ihm, und schritt auf die Pforte zu.

Der Portier trat ihm entgegen und fragte ihn, wohin er wolle.

Zum alten Herrn Herzog, antwortete Voigt.

Se. Durchlaucht stehen nicht so früh auf, erwiderte der Portier. Da müßt Ihr später wieder kommen.

Ich bringe wichtige Nachrichten. Franz, der junge Herzog sendet mich, sagte Voigt. Meldet dies Eurem Herrn, er wird mich sicher vorlassen; — die Sache drängt.

Mit Verlaub, wo ist der junge Herr? fragte der Domestik, welcher die Richtigkeit jener Angabe in Zweifel zog.

Schwätzt nicht so dummes Zeug, sagte Voigt. Bin ich doch vor kaum mehr als zwei Stunden mit ihm von hier fortgeritten und wenn er mich wieder zurückschickt, so muß das sicher eine Bedeutung haben.

Der Portier führte Voigt, dessen Gewerbe durch kein Abzeichen an seinen Kleidern ersichtlich war, zu dem Kammerdiener des Herzogs, welcher ihn bei seinem Gebieter meldete.

Wenige Augenblicke später stand der Freimann vor dem alten Herrn von Ahremberg, der, auf seinem Lager sitzend, in schlechtem Deutsch mißmuthig die Frage an ihn richtete:

Was hat sich wieder begeben? Macht schnell.

Voigt sah den alten, kahlköpfigen, weißbärtigen Herrn scharf an, und antwortete zögernd:

Durchlauchtiger Herr, es betrübt mich überaus, Euch in Eurer Ruhe gestört zu haben.

Was geht Euch meine Ruhe an? unterbrach ihn der Herzog. Ich schlafe schon längst nicht mehr. Man hat es schon so gut eingerichtet, daß ich mich immer in Aufregung befinden muß.

Das finde ich begreiflich, sagte Voigt. Se. Durchlaucht Herzog Franz hat unüberlegt gehandelt und sich eines zweifachen großen Verbrechens schuldig gemacht: Hochverrath und Entführung einer Malefizperson.

Die Botschaft laßt mich wissen, rief der Herzog mit Heftigkeit. Euch geziemt es nicht, Eueren Herrn bei mir anzuklagen.

Nur eine Frage erlaube ich mir noch in tiefster Unterwürfigkeit. Ist es Euer Durchlaucht bekannt, wohin Seine Gnaden der Herr Sohn die Weber und ihr Kind gebracht hat?

Mich habt Ihr um nichts zu fragen, sondern mir Bescheid zu geben. Was will mein Sohn noch von mir?

Euere Meinung will er erfahren — eine bestimmte Erklärung.

Die weiß er bereits.

Ob Ew. Durchlaucht einwilligt, die Weber als Stieftochter anzuerkennen.

Augenblicklich scheert Euch! rief der alte Herr zornig. Ihr habt vorhin das rechte Wort gebraucht — eine Malefizperson. Der Konflikt, hoffe ich, ist hiermit zu Ende. Ein Weib, das der Henker berührte, kann nun und nimmer die Frau eines deutschen Reichsfürsten werden.

So meine ich auch, sagte Voigt.

Ihr habt gar nichts zu meinen. Geht Eures Weges.

Durchlauchtiger Herr, warum zürnt Ihr mir? Ich stehe an Eurer Seite und kann Euch nur glücklich preisen, wenn durch die Wendung dem durchlauchtigen Herrn Sohne die Gelegenheit benommen wurde, das Schwabenmädchen zu ehelichen.

Das läßt sich eher hören, antwortete der alte Herr. Aber wenn Ihr zu den Anhängern meines Hauses zählt und zu den Vertrauten meines Sohnes — warum stellt Ihr ihm nicht die Vernunftwidrigkeit seiner Schritte vor? Sich wegen einer Dirne von dem schlechtesten Rufe um Ehre und Reputation zu bringen, das kann nur ein Narr.

O, er ist taub gegen jede vernünftige Vorstellung, erwiderte

Voigt. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als ihm die Malefizperson abzujagen und sie den Händen des Gerichtes zu übergeben.

Den Händen des Gerichtes? Das behagt mir nicht. Köpfen will ich sie doch nicht lassen.

Dazu kommt es nicht. Ich werde sie ehelichen und das Kind zu mir nehmen. Dadurch entreiße ich sie dem Tode. Ich habe bereits die Zusage der Weber vor Zeugen erhalten. Das hochnothpeinliche Gericht hat in meine Verbindung mit der Weber eingewilligt und wenn Herzog Franz sie nicht gestern entführt hätte, würde sie mir heute angetraut werden.

Der alte Herr sah erstaunt mit weit aufgerissenen Augen den Sprecher an und sagte hierauf:

Wer seid Ihr denn?

Ich bin der Nachrichter von Wien, lautete die Entgegnung.

Der Voigt seid Ihr? rief der Herzog mit wachsendem Erstaunen. — Der Voigt? — Nun, ich habe Euch schon gesehen. Ihr könnt wieder gehen.

Ich will es, sagte der Freimann. Aber gestattet mir vorher, hoher Herr, Eure gnädige Hand zu küssen.

Zurück! rief der alte Herr entrüstet. An Dir haftet Ehrlosigkeit, und wie der Apotheker nach Salben riecht, so riechst Du nach Schande.

Und wer war es denn, hoher Herr, der mich in Schande und Ehrlosigkeit gestürzt? Rollt doch in meinen Adern das königliche Blut der Herzoge und Reichsfürsten von Ahremberg!

Verdammter Schlingel, das sage nicht noch ein Mal! rief der alte Herzog, vor Furcht, Scheu und Entrüstung, in den Unterkleidern aus dem Bette springend. Ich kenne Dich nicht, ich weiß nichts von Dir, ich habe Dich niemals gesehen.

Dies ist nicht meine Schuld, antwortete Voigt. Was kann ich dafür, daß der Herr Herzog, mein glorreicher Herr Papa, ein so schlechtes Gedächtniß hat? — Soll ich die Mutter herbeirufen? Die Gute hofft noch immer, daß der Herr Herzog sie ehelichen wird.

Glaube nicht, was diese Hexe Dir sagt. Sie hatte der Liebhaber gar viele und hat hohe Summen von mir erpreßt. Die Sache ist längst ausgeglichen, längst abgethan.

Aber nicht mit meiner Einwilligung, entgegnete Voigt. Es ist

die Frage, ob ich nicht Lust habe, die Hilfe der Gerichte für mich in Anspruch zu nehmen, damit man mir zu meinen Geburts- und Standesrechten verhelfe.

Wer ein Freimann wird, sagte der Herzog, der hat sich jeder Geburts- und Standesrechte begeben. Ich sage Dir noch einmal: Es ist nicht zu erweisen, daß Du mein Sohn bist. Eine verleumderische Aussage würde Dir und Deiner Mutter theuer zu stehen kommen. O, Du irrst Dich, wenn Du wähnst, mich zu pressen.

Ereifern Sie sich nicht, hoher Herr! Halten wir Friede mit einander. Ich verlange weder Geld noch Gut, sondern bloß die Einwilligung von Euer Durchlaucht, die Weber heiraten zu dürfen.

Ich habe sie Dir weder zu geben, noch vorzuenthalten. Heirate sie, — ich glaube, Du thuest wohl daran.

Ich danke Ew. Durchlaucht für diesen wahrhaft väterlichen Rath, antwortete der Henker. Er läßt mich darauf vergessen, daß ich, das Kind von königlicher Abstammung, in das Elend hinausgestoßen, in meiner Erziehung verwahrlost und von meinen Raben-eltern verrathen wurde. Wer diese Eltern sind, will ich nicht wissen. Ich begnüge mich mit der gnädigen Erlaubniß, die Weber heiraten zu dürfen und verlange nichts weiter, als daß der Herr Herzog mir behilflich sei, meine Braut meinem Bruder Franz zu entreißen. Ist Marie mit mir getraut, dann will ich über die hohe Verwandtschaft das Kreuz machen. — Aber haben muß ich sie und das noch heute.

Ich wünsche es, daß Du die Weber heiratest, sagte der Herzog, damit sie meinem Hause nicht länger lästig falle.

Aber wo finde ich sie, Herr?

Das weiß ich nicht.

Dann entrinnt sie mir.

Ich habe meinen Sohn nicht gefragt, wohin er die Weber bringen will, aber ich kann nach seinen Aeußerungen vermuthen, daß er nicht die Absicht hat, sie aus dem Lande zu schaffen, sondern sie nur der Verfolgung zu entziehen. Jedenfalls hält sie sich in der Nähe von Wien auf; sonst weiß ich Dir nichts zu sagen.

Das ist wenig, verdammt wenig.

Wir werden es hoffentlich erfahren, wo sich der Versteck jener Dirne befindet und dann sende ich Dir die Nachricht durch einen

vertrauten Boten. Komme ja nicht wieder hieher. Ich will Deine Anschläge auf die Weber eifrig begünstigen. Sie muß von dem Prinzen losgerissen werden und wenn ein Stück seines Herzens verloren ginge. Vielleicht kann ich sie Dir in kürzester Frist überliefern. Aber das bedingt keine Gemeinschaft zwischen uns Beiden.

Danach ringe ich auch nicht, sondern nach dem Besitze meiner Braut. Liefert Ihr sie in meine Hände, dann soll Niemand erfahren, daß ich Euer Sohn bin. Mehr verlange ich nicht — aber auch nicht weniger. Ist meine Braut nicht innerhalb dreier Tage in meinem Hause, dann macht Euch auf das Aergste gefaßt. Ich werde Euer herzogliches Wappen mit Schande und Schmach bedecken und aller Welt beweisen, daß Ihr zwei Söhne habt. — Nun gehe ich. — Doch halt noch Eines.

Voigt griff nach der Uhr, welche auf einem Tische seitwärts von dem Bette lag, und durch ihre prächtige Fassung sein Verlangen wachrief.

Das Ding da will ich mir behalten, sagte er, und zwar zur Erinnerung an diese Stunde. Haltet Euer Versprechen oder zittert vor mir.

Der Wiener Freimann eilte fort.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Therese Füller.

Die Himmelsmutter weinte nicht mehr.

Die Kaiserin-Mutter hatte sich in Demuth in ihr Schicksal gefügt und den Jesuiten unterworfen.

Sie befolgte gewissenhaft den Rath, den sie ihr im Namen Gottes ertheilten und der Scharfrichter erhielt den Befehl, die ehemalige Kammermagd der Kaiserin zu foltern, welche noch vor Kurzem wie bisher keine Magd mit der allerhöchsten Gunst ausgezeichnet worden war.

Die Himmelsmutter, sagten die Jesuiten, neige sich nun überaus freundlich zu Eleonore hinab.

Aber Eleonore weinte doch! Wie glücklich wäre sie gewesen, wenn sie diese Therese niemals an ihrer Seite gehabt hätte! Der

Klang ihrer Stimme wollte nicht aus ihrem Ohre weichen. Wenn sie Thereſe nicht bei ihr hatte, ſo wurde ihr bange. In ihrer Geſellſchaft fand ſie reichlichen Erſatz, obwohl Thereſe nicht hochgebildet war und ſich nicht bemühte, ſo zu ſprechen, wie es die Kaiſerin-Mutter gerne hörte. Ihre Natürlichkeit war es wohl, welche der Kaiſerin ſo gut gefiel. Sie hatte ihre Freude an dieſer Magd gehabt und jetzt, als ſie ihr Gelübde widerrief und die Unglückliche foltern ließ, liebte ſie dieſelbe noch immer im Geheimen. Und darum floßen ihre Thränen.

Der Henker Voigt fand ſelbſt, als er in der Reckſtube das Mädchen ſah, daß ſie ein gar nettes Ding ſei, aber er trug kein Verlangen nach deſſen Beſitze.

Sie war zu unſcheinlich für ihn; ſie hatte einen ſo zarten Bau, wie das Jeſukindlein von Wachs, das er in einem Glaskäſtchen in ſeinem Prunkzimmer hatte.

Deshalb fiel es ihm auch nicht ein, ſie zu befragen, ob ſie ſeine Frau werden wolle.

Es ſind ſchon drei Tage verfloſſen, ſeit die Schwabenjungfer aus ihrem Gefängniſſe entwichen iſt und noch immer hat man ihre Spur nicht entdeckt.

Voigt war deßhalb ſehr mißlaunig und er kann für das neue Opfer, welches zur Verſöhnung des Himmels hingeſchlachtet werden ſoll, kein Mitleid empfinden.

Dennoch ſagte er zu Pater Aſcalo, als er um die Glieder des Mädchens die Folterſtricke legte:

Wozu benöthigt man da einer Aufzugsmaſchine? Das Püppchen breche ich in der Hand entzwei.

Dieſe Füllerin war auch ein wehleidiges Kind. Man folterte ſie nur in ſpaniſchen Stiefeln und mit der einfachen Aufzugsmaſchine mit Belaſtung des Zuggewichtes und brannte ſie nur an etlichen zarten Theilen, wie es in dem alten Buche heißt, das von ihr berichtet. Aber dennoch ſchrie ſie ſogleich als ſtecke ſie am Spieße. Nichtsdeſtoweniger war ſie aber noch immer verſtockt und verlogen, und war ihr auch auf der Folter ſelbſt die Wahrheit ſchwer abzugewinnen.

Was ſie reuig bekannte, das widerrief ſie im Handumdrehen. Aber wenn ihr darauf der Freimann nur ganz ſanft und zart an

den Leib kam und die Flammen der Kerzen kaum an ihren Brüsten leckten, da schrie sie gottesjämmerlich und war sogleich bereit, all' ihre Verbrechen einzugestehen. Aber auch dann noch mußten die Explorationes durch Feuer und Schnürung fleißig unterstützt werden und man hatte auch schließlich nach zwei Stunden noch das bereits aufgenommene Protokoll durch kleine peinliche Fragen zu korrigiren.

So war es endlich zu Tage gekommen, daß sie seit ihrem siebenten Jahre mit dem bösen Feinde schändlichen Umgang gepflogen habe, obwohl sie diese Buhlerei nur mit größter Heimlichkeit betrieben.

Der Teufel hatte sie auch als Kavalier in rothem spanischen Mantelkleide und mit einem Tressenhute auf dem Kopfe bei Hofe besucht und sei ungesehen von Allen durch die Anticamera vor vielen Hofleuten und Gesinde frei ein- und ausgegangen. Nur die Thüre ihrer Kammer habe dann wie eine Katze „geknauert", was aber Niemandem aufgefallen sei.

Die Therese Füllerin gab ferner an, daß sie den Teufel bei ihrer Großmutter auf der Kleidertruhe zuerst als Eichkätzchen gesehen, wo er gar possirlich mit einem rothen Apfel gespielt und sie mit den Worten angeredet:

Ei, schön Theresel, warum trägst Du keinen silbernen Kamm und keine Kettelhauben?

Therese bekannte ferner, daß sie sich gescheut habe, dem Eichkätzchen die Hand zu reichen, was die Großmutter von ihr verlangt; denn das Thier hätte abscheulich nach Asand gerochen. Die Großmutter habe die Pfote dieser höllischen Larve ihr gewaltsam in die Hand gedrückt, wodurch sie einen Stich in der linken Seite verspürt, als wenn man sie mit einer spitzigen Scheere gestochen. Von dieser Zeit an habe sie den Namen Gottes nur falsch ausgesprochen und bei jedem Gebete sich das Gegentheil von dem gedacht, was sie hersagen mußte.

In ihrem neunten Jahre und zwar am neunten Tage des neunten Monats und in der neunten Stunde habe sie neunmal ihren Namen und den des Neunteufels Astaroth mit ihrem Blute auf die Schalen eines Hahneneies geschrieben, die sie von der Großmutter heimlich erhalten, und dann diese Schalen auf dem Feuerherde verbrannt, worauf ein großes Donnerwetter entstanden, das

neunmal in der Stadt eingeschlagen und mehrere Häuser eingeäschert.

Seit jener Zeit habe sie den Teufel erst in seiner wahren Gestalt gesehen und sich mit ihm verschworen, ihre große Gutthäterin, die Kaiserin-Königin und Kaiserin-Witwe Eleonore um ihr Seelenheil und die Jesuiten um ihr Ansehen zu bringen. Der Teufel habe ihr gesagt, so lange die Kaiserin den Jesuiten die Stange hält, kann ich nichts Rechtes ausrichten auf der Welt, weshalb man diese bei den höchsten Personen anschwärzen müsse, damit sie vom Hofe und aus der Stadt verbannt würden.

Der Teufel habe sie auch durch ein Fenster in das höllische Sudhaus blicken lassen, wo gar viele verdammte Seelen in Kesseln steckten und aus dem Dampfe heraus jammernd ihre kohlschwarzen Hände streckten.

In diesem Hause sei auch von vielen Teufeln ein großer Kessel geschmiedet worden und ihr Buhle Astaroth habe zu ihr gesagt:

Der wird für den Wiener Hof bereitet. Sieh' nur dazu, daß die Jesuiten von dort verdrängt werden, dann kommen die allerhöchsten Personen im großem Schube.

Die Füllerin leugnete auch nicht, daß sie oft und wiederholt die heilige Hostie ausgespuckt und es dreimal versucht habe, das heilige Kruzifix im kleinen Betsaale der Kaiserin-Mutter zu zerbrechen. Aber jedesmal habe sie sich vergebens damit bemüht.

Die Hand, welche sie darnach ausgestreckt, sei ihr so starr geworden, wie ein Stück Holz, und als sie sich besonders zusammengenommen, weil ihr der Teufel zugeraunt, es müsse sein, so habe sie mit ihren starren Händen vergebens das Kruzifix gerückt; sie habe es nicht zum Fallen gebracht. Aber ein viertes Mal sei ihr dies doch gelungen und zwar nach ihrer Verhaftung. Im Zuchthause, ehe sie ihr großes Beilager mit dem Teufel daselbst gehalten, habe Astaroth sie am hellen Tage besucht und durch die Nase sprechend, ihr zugerufen: Fahr' aus Theresel, in drei Teufels Namen! In den kleinen Betsaal, — jetzt wirfst Du das „Holz" um.

Das Wort „Kruzifix" konnte der Teufel nicht aussprechen.

Die Therese wußte aber doch, was er meinte.

Sie habe hierauf das vergitterte Fenster geöffnet und sei durch

dasselbe hinausgeflogen. Das Fliegen sei ihr gar leicht angekommen; denn vier große Fledermäuse hätten ihr dabei geholfen. Dreimal habe sie sich durch ein Fenster in eine Wohnung begeben und zwar in der Vermuthung, bereits die kaiserliche Burg erreicht zu haben. Aber immer entfernte sie sich im Fluge sogleich wieder, wenn sie ihres Irrthums gewahr wurde. Sie wisse gar gut, daß sie endlich doch in den kleinen Betsaal der Kaiserin-Mutter gekommen und unter wildem Gebrause auf das heilige Kruzifix losgefahren sei. Sonst wußte sie aber nichts; denn sie habe die Besinnung verloren und als sie wieder zu sich gekommen, sei sie wieder im Zuchthause und zwar in der Hexenstube gewesen, wo sie vorhin Astaroth besucht habe.

Als man der Füllerin sagte, daß ihre Seele das heilige Kruzifix zerbrochen, so seufzte sie überaus kläglich, worauf der Stadtrichter an sie die Frage richtete, was sie betrübe.

Die Füllerin antwortete:

Mich betrübt es, daß es nur ein Kruzifix und nicht alle gewesen, die ich zu Boden gestürzt.

Das waren die Hauptaussagen jener ehemaligen Kammermagd. Sie standen schwarz auf weiß zu lesen in dem mit ihr aufgenommenen Protokolle; sie wurden aus demselben getreulich abgeschrieben und mit dem Todesurtheile und einer ausführlichen Begründung desselben von Pater Ascalo der Kaiserin-Mutter vorgelegt.

Eleonore empfing jenes Urtheil in einer Stimmung, als wenn man dasselbe über sie ausgesprochen hätte. Das Herz blutete ihr, aber schon vergoß sie keine Thräne mehr. Sie wagte es nicht, vor den Jesuiten ihren Schmerz zu zeigen und als sie das Todesurtheil unterschreiben sollte, entsank ihr die Feder und sie fiel in Ohnmacht.

Die Jesuiten riefen die Henne, welche mit flüchtigem Salze ihre Lebensgeister wachrief. Eleonorens Frauen in der Antichambre erfuhren nichts hievon; die geistlichen Räthe gestatteten es Eleonore nicht, nach ihren Aerzten zu schicken und stellten ihre schnelle Genesung durch das Wort der Gnade in Aussicht.

Eleonore, von ihrem Seelenleiden tief ergriffen, hatte einen strengen Buß-Sermon anzuhören und es wurde ihr der Vorwurf gemacht, daß sie sich nur verstelle und nicht recht wisse, ob sie sich für den Himmel oder für die Hölle entscheiden solle.

Um der blutigen Wunden des Heilands willen — laßt mich in Ruhe! flehte die Kaiserin-Mutter die schwarzen Gestalten an, in deren Gewalt sie sich befand. Habt Erbarmen mit mir! Ihr müßt sie doch hören, die Schläge meines heftig bewegten Herzens.

Sünderin Eleonore, sagte Pater Kunzian hierauf, das sind nicht die Schläge Deines Herzens, die Du vernimmst, sondern die Hammerschläge, unter denen jener große Kessel geschmiedet wird, den Deine ehemalige Kammermagd in den Vorhallen der Hölle gesehen. Es wird eine große Hoffahrt dahin geben. — O, arme Sünderin Eleonore, Du willst Deinen Liebling Therese nicht dafür strafen, daß er sich dem Teufel übergeben hat. Unglückselige, mit welchen Ruthen wird man Dich züchtigen! Aus dem ewigen Höllenpfuhle führt keine Gnade zu der Himmelspforte, an welcher der selige Kaiser Leopold vergebens seiner Gemalin harrt.

Ach, Barmherzigkeit! seufzte die Kaiserin. Ich vergehe in Uebelkeiten.

Das ist nur ein Vorgeschmack der höllischen Schauder, antwortete ihr Pater Ascalo. Brennen Dich Deine Lasterthaten? Sie brennen Dich immer und immer! O, große Sünderin Eleonore, für Dich gibt es keinen Heiland mehr. — Dein Herzenskind hat ihn mit dem heiligen Kreuze zerbrochen.

Ihre Majestät, belieben das Todesurtheil zu bestätigen.

Ich thue es, sprach die Kaiserin mit matter, bebender Stimme. Führt mir die Hand.

Der Todeswürfel war gefallen.

Die Jesuiten hatten gesiegt, aber nicht durch überzeugende Vorstellungen, durch die Umstimmung des Gemüthes der Kaiserin, sondern durch rohe Gewalt.

Sie hörte nicht mehr auf ihre Worte, aber ihr Ton schmetterte sie zu Boden, — die Hast, womit sie gegen sie andrangen, die Furcht vor der geheimnißvollen Macht dieser Himmelsvertrauten.

Eleonore hielt sich für eine große Sünderin, weil sie es nicht über ihr Herz bringen konnte, diese Kammermagd zu hassen, weil es ihr an der Kraft des Glaubens fehlte, Dasjenige für baare Münze anzunehmen, was Theresel ausgesagt haben soll.

Sie wird es nie und nimmer glauben und wenn auch ein Wunder vom Himmel geschehen würde, daß Theresel mit dem

Teufel in wilder Ehe gelebt, daß ihre Seele in einem Hexenzuge bei hellem Tage zu ihr eingefahren und das Kruzifix vom Tische hinabgeworfen habe.

Sie kann sich des unseligen Gedankens nicht entwehren, daß die Jesuiten dieses Mädchen hassen, weil sie ihrem Herzen theuer war, und daß sich dieselben an dem unglücklichen Geschöpfe fürchterlich rächen, weil Therese ihr ein ketzerisches Buch in die Hände gespielt, worin die Jesuiten der Unzucht und Verführung, ja sogar des Mordes angeklagt wurden.

Das war jedenfalls eine unüberlegte That von der Füllerin; denn das Buch mußte ein gottloses und sündhaftes sein, da es die Ketzer geschrieben, welche mit dieser Schmähschrift beabsichtigten, die Männer Gottes zu verdächtigen, welche ihnen so viel Schaden zugefügt. Die Jesuiten lehren das unverfälschte Wort Gottes. Das weiß sie von Allen, welche ihr jemals als Autorität gegolten. Aber sie nährt zugleich den Gedanken, daß die Jesuiten in ihrem Religionseifer zu hart und grausam sind.

Der Gedanke hatte sich ihr aufgedrängt, daß Therese, durch die Folterqualen im Geiste verwirrt, allerlei unsinniges Zeug zusammengeschwätzt und es kränkte sie, daß die Jesuiten dieses nicht wußten.

Aber diese Meinung wagte sie nicht gegen die Männer Gottes auszusprechen. Ja, sie ist dessen gar nicht mehr fähig. Die Furchtbaren haben ihre Zunge gefesselt. Sie mußte ihnen gehorchen — sie mußte das Todesurtheil unterschreiben.

So war es den Jesuiten gelungen, die beste und edelmüthigste Frau, deren Zartgefühl durch die Qualen eines Thieres schon mächtig affizirt wurde, zu der Bestätigung von Bluturtheilen zu verleiten, welche jedes menschliche Herz empören mußten.

Therese Füller war verloren!

Der Henker Voigt, welcher sich bei den peinlichen Examinationen des Mädchens anwesend befand, hätte über die Wesenheit der protokollirten Aussagen gar kuriose Auskünfte geben können.

Die Jesuiten hatten diese tolle Märe von ihrem Einverständnisse mit dem Teufel und ihrer Hexenfahrt selbst erfunden und ihr Punkt für Punkt dieselbe als Frage vorgesprochen. Gab sie keine

bejahende Antwort, so wurde sie gefoltert und dieser bestialische Akt des Gerichtsverfahrens währte so lange, bis Therese auf alle Fragen beistimmend geantwortet hatte.

Dennoch hatte dies unglückliche Geschöpf eine außergewöhnliche Charakterstärke; denn als sie nach der Folterung, in ihren unendlichen Schmerzen zuckend auf der Marterbank liegend, aus dem Munde des Stadtrichters das tolle Zeug vernahm, was sie ausgesagt haben sollte, rief sie wiederholt:

Lüge! Abscheuliche Lüge!

Ihre Zustimmung konnte erst durch neue Applizirung von Folterqualen erlangt werden. Man wendete dabei nur die Nägelschrauben an. Aber diese Pein genügte, das in allen Nerven ergriffene Geschöpf willfährig zu machen.

Hätte man diese Korrektur nicht sogleich vorgenommen, würde das hochnothpeinliche Gericht nicht im Stande gewesen sein, den gesetzlichen Beweis über die Schuld der Malefikantin darbringen zu können; denn schon in der nächsten Stunde war ihre Geisteskraft gelähmt und sie verfiel in eine Agonie, aus der sie nicht wieder zum klaren Bewußtsein erwachte.

Aber die große Feierlichkeit ihrer Hinrichtung fiel deßhalb doch nicht hinweg.

Ehe noch die Pulse stockten, hatte man sie in das Büßerhemd gekleidet; die Freiknechte trugen die Bewußtlose zum Karren hinab, setzten sich mit ihr auf denselben und hielten sie fest, wodurch ihr Oberleib in aufrechter Stellung blieb.

Von Zeit zu Zeit hatten die Henkersknechte auch die Sterbende von rückwärts an den Haaren zu ziehen, damit der gesenkte Kopf sich erhebe und die Zuschauermenge vermuthe, daß sie neugierig aufblicke.

Um neun Uhr Morgens hatte die Kaiserin das Todesurtheil der Füllerin unterschrieben und um zehn ein Viertel war sie bereits auf dem Wege nach dem Hochgerichte.

Alle Vorkehrungen waren getroffen worden, denn man hielt sich für überzeugt, daß die Kaiserin die Bestätigung des Todesurtheiles nicht verweigern werde. Wie hätte man auch eine Malefizperson, welche so furchtbare Enthüllungen über ihre Ruchlosigkeit gemacht, begnadigen können?

Da ging es wieder in einer feierlichen Prozession dem Schottenthore zu.

Die Klerisei betete, die Todtenbrüder sangen den Bußpsalm, die Soldaten trommelten, die Glocken von den Thürmen klangen hell und dumpf ineinander und schon war der Todesweg zurückgelegt.

Eine halbe Stunde nachher war die Exekution bereits vorüber.

Die abgeschlagene Hand lag späterhin auf der Brust des Rumpfes, den man in einen grauen Sarg gelegt und in die Todtenkapelle des Kleinzeller Friedhofes geschafft hatte, — das Haupt lag bei den Füßen.

Die Todtenbrüder stimmten ihre Choräle an und dann erschien Pater Kunzian auf der Kanzel, um die Bedeutung dieser Exekution allen Anwesenden klar zu machen.

So kommt der Hochmuth zum Falle, rief er, nach der aufgebahrten Leiche hingewendet. Du hast Dich aufgebläht und gespreizt, als würdest Du eine Fürstenstochter Babylons sein, oder Herodias, welche das Haupt des heiligen Johannes auf der Schüssel trug. Wäre es nach Deinem Sinne gegangen, wäre mit einem Streiche das Haupt der Christenheit gesunken. Deine Worte waren Dolche der Verleumdung und giftige Pfeile hast Du in das Herz der allerhöchsten Frau und Kaiserin gesendet.

Man nennt die Jesuiten rachsüchtig. Seht hin und überzeugt Euch, daß dies eine Lüge ist. Als die Gerichtete noch lebte und sich bei Hofe eines gar hohen Ansehens zu erfreuen hatte, obwohl sie aus dem Sumpfe der Gemeinheit hervorgekrochen, da war ihr Sinnen und Treiben dahin gerichtet, den Orden der Gesellschaft Jesu in den Augen der Allerhöchsten Majestäten herabzusetzen und freventlich anzuklagen.

Doch seht, man hat ihr die lästerliche Zunge nicht aus dem Munde geschnitten und ihr die letzte Wegzehrung nicht versagt. Sie fiel durch ihren Hochmuth. Da sie nur nach Fürsten ihr Auge warf, so hatte der Fürst der Finsterniß ein leichtes Spiel, sie für sich zu gewinnen und seinen Kebsweibern beizugesellen, welche er aussendet, durch das Zerbrechen des heiligen Kreuzes das Werk der Erlösung zu vernichten. Die Zahl seiner Kebsweiber zählt nach Tausenden; er hat sie in allen Ländern gewonnen. Aber die größere Zahl von diesen lieferte das Wiener Frauenzimmer, das alle anderen

an Hoffart und Buhlerei übertrifft. Die Welt wird noch staunen, wenn es zu Enthüllungen kommt, wie viel Bräute der Satan noch in dieser Stadt besitzt. Eine Bluthochzeit wird auf die andere folgen und man wird mit Grauen erfahren, daß die edelsten und angesehensten Geschlechter mit Verworfenheit behaftet sind, welche dem infernalischen Galan ihre Unschuld und Seligkeit geopfert.

Aber das Auge der Religiösen wacht und die weltlichen Richter werden sich durch Heuchlermienen, durch Jugend und Schönheit der Teufelsbräute nicht das Richtschwert abschmeicheln lassen.

Ja, die Welt wird staunen, wie viel Junfernköpfe noch in Wien fallen werden! — Gloria in excelsis Deo! —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Kaiserin Elisabeth.

Endlich ist sie zurückgekehrt, jene heldenmüthige Fürstin, welche fast durch zwei volle Jahre im Namen ihres Gemals, Kaisers Karl VI., die Regentschaft in Spanien geführt.

Sie hatte, nachdem ihr Gemal Barcelona verlassen, um den durch den Tod seines Bruders erledigten Thron der österreichischen Erblande zu besteigen, die Ueberreste der Heerschaaren zu befehligen, womit ihr Gemal Spanien sich unterwerfen wollte, das, der Herrschaft eines österreichischen Prinzen abhold, sich einem Prinzen aus dem Hause Anjou zugewendet.

Jeder von diesen Beiden hatte die spanische Krone als sein rechtmäßiges Erbe verlangt und Jeder bewies durch die Aussprüche der Kronjuristen, daß der Gegner ein nichtswürdiger Usurpator sei; jeder suchte das Volk zu ködern und huldigte dessen Schwächen und Vorurtheilen. Aber der französische Prinz bezahlte die Pfaffen besser als der österreichische, er gewann sich unter diesen bessere Werkzeuge, er versprach dem Volke mehr Freiheiten und die österreichische Sache fand in Spanien tagtäglich mehr Gegner.

Die deutschen Soldaten, welche Karl nach Spanien gebracht, waren bald nur noch die einzigen Stützen seiner Macht. Aber ihre Zahl war überaus klein und obwohl sie siegreich aus jedem Treffen hervorgingen, so war dennoch eine Provinz nach der anderen ab-

gefallen und endlich den Oesterreichern in Spanien nichts übrig geblieben als die Stadt und Festung Barcelona.

Aber auch die Einwohner der Stadt haßten die Fremden und glühten vor Eifer, ihr Joch abzuwälzen.

Kaiserin Elisabeth hatte einen tüchtigen Soldaten an ihrer Seite, einen Grafen Stahremberg, einen echt deutschen Krieger, welcher die trefflichste Mannszucht hielt und auch dann, als er erkannte, daß die spanische Krone für seinen Herrn verloren sei, mit Entschlossenheit fortsetzte. Er sowohl, als Kaiserin Elisabeth hatten Kaiser Karl wiederholt den Rath ertheilt, seine Ansprüche auf Spanien aufzugeben und von dem fruchtlosen Kampfe abzulassen. Jenes Häuflein von Spaniern aber, das er mit sich nach Wien gebracht, bestürmte ihn, dies ja nicht zu thun und er mußte sich mit diesen erst abfinden, bevor er sich in das Unvermeidliche fügte, dem zwecklosen Blutvergießen ein Ende zu machen und seine Gemalin aus ihren großen Bedrängnissen zu befreien.

Auch die Jesuiten verlangten von Karl VI. im Namen Gottes und der Kirche die Fortsetzung jenes Kampfes und suchten ihn von seiner Gemalin abzuziehen. Sie fürchteten jene Elisabeth; denn sie war eine aufgeklärte deutsche Prinzessin, welche den Jesuiten nichts weniger als geneigt war. Eine schlimme Ahnung sagte ihnen, daß diese Frau ihre Herrschaft stürzen werde und deßhalb wendeten sie Alles an, daß Kaiserin Elisabeth von ihrem Gemal getrennt bleibe. Zuerst hatten sie das Gerücht ausgesprengt, daß die Kaiserin unfruchtbar sei und späterhin, als sie eine Prinzessin gebar, bewiesen sie es aus der Offenbarung Johannis, daß die Kaiserin keinen männlichen Thronerben zur Welt bringen werde, weßhalb es seine Pflicht sei, nicht auf die Stimme seiner sündhaften Leidenschaft zu hören, sondern sie ohne Weiteres zu verstoßen.

Kaiser Karl dachte niemals daran, dies zu thun; er besaß ein Herz für seine Gemalin und hatte bei seinen großen Schwächen einen durchdringenden Verstand.

Um die Opposition in seiner unmittelbaren Nähe zu lähmen, schmeichelte er den Jesuiten, überließ es seiner Mutter, mit ihnen in weltlich-kirchlichen Angelegenheiten beliebig das Regiment zu führen und gab sich den Anschein, daß er gegen seine Gemalin

höchst erzürnt sei und sie wegen der schlechten Verwaltung der Regentschaft zur Verantwortung ziehen werde.

Dadurch, daß er der Gräfin Althan alle Huldigungen angedeihen ließ, und jede freie Stunde in ihrer Gesellschaft zubrachte, schien er zu manifestiren, daß er seiner Gemalin abhold geworden sei; die Jesuiten eiferten nicht mehr wie vorhin gegen die Zurückberufung seiner Gemalin und gegen die Beendigung des Sukzessionskrieges.

Kaiserin Elisabeth reiste überaus schnell mit ihrem kleinen Gefolge und ehe man es ahnte, erhielt man die Kunde, daß sie schon am nächsten Tage in Neustadt eintreffen werde. Da geriethen die Jesuiten sowohl, als der spanische Hofstaat des Kaisers in große Bestürzung. Noch war über die neuen Verhältnisse des Kaisers und der Kaiserin nichts Definitives beschlossen worden. Sie beklagten sich, daß die Lauigkeit des Kaisers die Schuld an diesen Wirrsalen trage.

Die beschlossene Anklage gegen die Kaiserin war zur Thatsache geworden.

Nun drang man darauf, daß der Kaiser den Befehl ertheile, daß seine Gemalin Elisabeth mit ihrem Gefolge bis auf Weiteres in Neustadt verweile.

Die Jesuiten fanden dies um so dringender nothwendig, als es ihnen, wie sie behaupteten, zu Ohren gekommen, daß die Wiener die Kaiserin mit einem Steinhagel empfangen werden. Nach ihrer Behauptung wußte es die ganze Bevölkerung, daß Elisabeth durch ihre schlechte Regentschaft an dem Verluste der spanischen Krone allein die Schuld trage; sie hielten es daher für nothwendig, die Kaiserin vor der Wuth des Pöbels zu schützen und hatten sogar die Kühnheit, dem Kaiser zur Schlichtung der Angelegenheit ihre guten Dienste anzubieten.

Der Jesuit Pater Kunzian wollte es sogar auf sich nehmen, Elisabeth zu bewegen, in dem Neustädter Frauenkloster Quartier zu nehmen und es für längere Zeit zu behalten.

Kaiser Karl hatte auch nicht den Muth, den Feinden seiner Gemalin mit Entschiedenheit entgegen zu treten und seine Zuneigung zu seinen Spaniern war auch so groß, daß er es für ein großes Unglück angesehen hätte, wenn diese ihm davon gelaufen

wären. Immer zu Vermittlungen bereit, immer aufgelegt, geheime Hinterhalte zu haben, ließ er sich auch dazu bestimmen, nach Neustadt die Ordre zu schicken, daß seine Gemalin ihre Reise unterbrechen solle, damit die solennen Empfangsfeierlichkeiten in Ausführung gebracht werden könnten.

Bei ihrer Ankunft in Neustadt erhielt die Kaiserin diese Depesche und ohne ihren Wagen zu verlassen, berieth sie sich mit dem Grafen Starhemberg einige Minuten lang.

Sie ahnte, woher der Wind blase und ohne, wie sie beabsichtigt hatte, in Neustadt zu übernachten, daß sie um sieben Uhr Abends erreicht hatte, befahl sie augenblicklich die weitere Fortsetzung ihrer Fahrt.

Als noch Kaiser Karl in später Nacht in der Mitte seiner spanischen Räthe saß und eben ihren allerunterthänigsten Vortrag anhörte, daß es die politische Nothwendigkeit erheische, die Kaiserin nicht in Wien einziehen zu lassen, erhielt er die Nachricht, daß diese bereits die Linie passirt und sogleich in der kaiserlichen Burg eintreffen werde.

Betroffen fuhren die Spanier von ihren Sitzen empor und verlangten von dem Monarchen, der Kaiserin einen Boten entgegenzusenden, daß dieselbe im Lustschlosse Favorita ihr Quartier nehmen solle.

Aber schon wurden draußen die Trommeln gerührt und Trompetenklänge ließen sich dazwischen vernehmen.

Erwartungsvoll sahen alle auf Kaiser Karl, um aus seinen Mienen zu lesen, was er nun beschließen werde.

Der Kaiser erhob sich von seinem erhöhten Sitze und sagte zu seinen Räthen:

Da Ihre Majestät bereits da ist, so wollen wir ihr entgegengehen und sie geziemlich begrüßen.

Keine Stimme erhob sich dagegen.

Die Feinde der Kaiserin zitterten für ihre Sicherheit und wohin der Blick des Monarchen fiel, sah er nur schreckensbleiche Mienen.

Um seine Lieblinge zu ermuthigen, sagte der Kaiser:

Wir wollen es vergessen, daß hier so manches unziemliche Wort gesprochen wurde, da dies nur aus übergroßer Loyalität

geschah. Die Wände haben keine Ohren, aber wir haben Zungen, welche nicht erlassen dürfen, Ihrer Majestät, meiner durchlauchtigsten Gemalin unseren größten Respekt zu melden und es wohl zu würdigen, wie mannbar und tapfer sie unter harten Entbehrungen für mich gestritten.

Kaiser Karl an der Spitze seiner Spanier schritt der heimkehrenden Gemalin entgegen, begrüßte sie an der Schwelle seines Hauses und umarmte sie mit Herzlichkeit.

Von dieser Stunde an war Kaiserin Elisabeth wieder zur Macht gelangt und die Klugheit rieth den Günstlingen des Kaisers, ja nicht mehr ein mißgünstiges Wort gegen dieselbe vorzubringen. Die Kaiserin war auch nicht eine entschiedene Feindin der Spanier, was man daraus entnehmen konnte, daß schon am Tage nach ihrer Ankunft eine große Menge Katalonier in Wien sich einfand — Priester und Beamte, welche wegen ihrer Parteinahme für Oesterreich in ihrem Vaterlande nicht weilen durften.

Diesen hatte die Kaiserin versprochen, daß sie eifrig für sie sorgen werde. Es wurde der spanischen Partei durch die Kaiserin eine Kräftigung zugeführt, was auch zur Folge hatte, daß die Spanier gegen die Kaiserin nicht weiter agitirten.

Kaiser Karl selbst suchte seine Günstlinge zu überzeugen, daß Elisabeth jede Gelegenheit benütze, um ihnen neue Vortheile zuzuwenden. Er beschenkte sie sogar in ihrem Namen und sah mit Vergnügen, daß nun seine Spanier enthusiastische Lobredner der hohen Tugenden seiner Gemalin wurden.

Aber mit der Jesuitenpartei war weit schwerer zu paktiren. Nur mit Mühe konnte Kaiserin Elisabeth von ihrem Gemale bestimmt werden, einen Jesuiten als ihren Beichtvater anzunehmen und obwohl ihr der Rektor einen gar feinen Kopf schickte, der sich auf Trug und Heuchelei gar wohl verstand, so konnte er nicht den geringsten Einfluß auf die Kaiserin erlangen. Sie hatte nur ein einziges Mal und zwar bei seiner Aufnahme mit ihm gesprochen und ihn dann mit den Worten fortgeschickt:

Ich werde Euch schon holen lassen, wenn ich Eurer bedarf.

Ein Tag nach dem andern geht dahin.

Die Kaiserin wird gar fleißig von der Kaiserin-Mutter und von der Kaiserin-Witwe daran erinnert, daß es im kaiserlichen

Hause Sitte sei, wenigstens wöchentlich einmal zu beichten und zu kommuniziren, aber noch immer hat sie nicht dem Jesuiten ihre Sünden anvertraut und ihn um Absolution gebeten.

„Die Kaiserin ist der Greuel aller Frommen", schreibt ein Franzose, welcher den kaiserlichen Hof besuchte, in seinen Memoiren. „Sie weiß sich unter allerlei Vorwänden von den gemeinsamen Andachten loszuschrauben. Sie geht nicht gerne in die Kirche und selbst bei Kirchenfesten wird der Kaiser gar oft ohne die Kaiserin gesehen. Die Jesuiten sind nicht gut auf sie zu sprechen, da sie weder in Frömmigkeit noch Freigebigkeit besonders viel leistet, was um so mehr auffallen muß, da die hohen Frauen in der kaiserlichen Burg fast ohne Unterbrechung mit den Jesuiten singen und beten. Dennoch lebt sie sehr eingezogen und liebt keine prunkhaften Feste. Das weiß das Volk und ist ihr deßhalb sehr zugethan. Die Jesuiten werden Mühe haben, sich gegen diese Kaiserin zu behaupten."

Aus diesen wenigen Notizen erhellt deutlich, daß in den oberen Regionen Stürme tobten, von denen minder Eingeweihte in der Tiefe gar keine Ahnung hatten.

Kaiserin Elisabeth harmonirte nicht mit ihrer Schwiegermutter und Schwägerin. Man sah sie auch niemals in deren Gesellschaft und wahrscheinlich deßhalb, da die Umgebung der hohen Frauen nur aus Jesuiten bestand.

Das alte Hofzeremoniell kam nun wieder zu seiner vollen Ausführung.

Die Kaiserin umgab sich mit Palastdamen aus den edelsten Geschlechtern und wählte unter diesen nicht die Frömmsten, sondern die Geistreichsten und Blühendsten. Die spanische Hofetiquette wurde jedoch von ihr beibehalten, da sie wußte, daß ihr Gemal an derselben überaus großes Gefallen finde.

Kaiserin Elisabeth war zu klug, ihrem Gemal in kleinlichen Dingen entgegen zu treten oder ihn in seinen Gewohnheiten zu stören. Dagegen hatte sie in großen und wichtigen Dingen auch immer einen leichten Sieg. Was sie dem Kaiser anrieth, an dem hielt er fest, wenn auch seine spanischen Räthe noch so sehr dagegen eiferten.

Die deutsche Partei, welche durch die Spanier völlig in den Hintergrund geschoben worden war, gelangte allmälig wieder zur

Geltung. Die höchsten und einflußreichsten Stellen wurden wieder mit deutschen Kavalieren besetzt, und zwar geschah dies auf Anregung der Kaiserin, welche nachwies, daß die Spanier ebenso faule als unfähige Leute waren, die zu keinem wichtigen Regierungsgeschäfte taugten.

Auch die Jesuiten suchte sie in ihre Sphäre zurückzuweisen. Doch diese Versuche wollten ihr nicht gelingen. Kaiser Karl fürchtete sich vor den Jesuiten und hing an seiner Mutter mit wahrhaft kindlicher Neigung. Er hatte schwere Stunden, da er zwischen seiner Verwandtschaft und seiner Gemalin fortwährend zu vermitteln und auszugleichen hatte.

Wenn die jesuitische Partei allzu heftig gegen ihn andrang, darauf hinweisend, daß die Kaiserin in religiösen Dingen zu lau und zu gleichgiltig sei, so antwortete er:

Ich will es so haben. Und wenn Kaiserin Elisabeth sich indignirt gegen die jesuitischen Umtriebe aussprach, so antwortete er ihr:

Höhere Staatsklugheit gebietet mir, für jetzt die Jesuiten nicht zu behelligen. Seiner Zeit wird sich das ändern.

Aber die Jesuitenfrage wurde von Tag zu Tag brennender. Die Kaiserin hatte es durch ihre Frauen erfahren, daß in Wien trostlose Zustände herrschten, da die Jesuiten sich des Tribunals bemächtigt hatten und Schrecken und Entsetzen allenthalben verbreiteten.

Die haarsträubenden Prozesse der Kreuzbrecherinnen kamen nun erst zur Kenntniß der Kaiserin Elisabeth. Eine junge Hofdame, Gräfin Fuchs, welche in besonderer Huld bei Elisabeth stand, wußte ihr von diesen Prozessen Erstaunliches zu erzählen.

Wer Töchter besitzt, sagte Gräfin Fuchs, und mit Freude und Hoffnung dieselben emporwachsen sieht, der thut nicht wohl daran, sich mit ihnen in Wien aufzuhalten; denn es vergeht fast keine Woche, wo man nicht ein Mädchen, das bisher unbescholten gelebt, in der Mitte ihrer Angehörigen oder auf der Straße als Kreuzbrecherin verhaftet, auf das Gräßlichste foltert und dann auf die Richtstätte hinausschleppt, um ihr Hand und Haupt abzuschlagen. Gewöhnlich sind es Mädchen von besonderer Schönheit und Lieblichkeit, und zwar in der Blüthe ihrer Tage. Die Schrecken der spanischen Inquisition werden durch diese Gerichtsprozeduren in

Wien weit überboten und es läßt sich gar nicht denken, daß dies Alles mit rechten Dingen zugehe.

Was ich mit Schaudern aus Deinem Munde vernommen, liebe Fuchs, sprach die Kaiserin, das sollst Du bei der nächsten Gelegenheit Sr. Majestät in meiner Gegenwart mittheilen.

Diese Gelegenheit war bald gefunden. Als sich die Kaiserin mit ihren Frauen im Garten der Favorita unter einem schattigen Gezelte befand, erschien ihr Gemal in Begleitung einiger Spanier und lud sie ein, eine merkwürdige Blume anzusehen, welche der Gärtner im Treibhause gezogen hatte.

Die Kaiserin folgte ihm dahin. Es war eine der prachtvollsten, blühendsten Cadaceen, wohl an fünfzehn Fuß hoch, die das Herrscherpaar besichtigte.

Hierauf wendeten sie ihr Augenmerk einer anderen amerikanischen Blume zu, welche gleich einer Rose überaus lieblich duftete.

Der Hofgärtner erbat sich die Gnade, der Kaiserin diese Blume verehren zu dürfen und wollte dann mit dem Messer dieselbe vom Stiele trennen.

Nicht doch, antwortete die Kaiserin. Das Köpfen einer Blume, die in besonderer Lieblichkeit emporsproßt, überlassen wir den Jesuiten.

Der Kaiser sah überrascht seine Gemalin an und nachdem er mit ihr das Treibhaus verlassen, trieb ihn die Neugierde, sie zu fragen, was es mit dem Bescheide für eine Bewandtniß habe, den sie dem Hofgärtner ertheilt.

Die Kaiserin ersuchte ihren Gemal, der Gräfin Fuchs zu gestatten, ihm eine interessante, aber traurige Geschichte mitzutheilen, welche ihm gewiß nicht gefallen werde.

Das ist neu; sagte der Kaiser lächelnd. Interessant und nicht gefallen! — Geruhen Ihre Majestät, die Fuchs kommen zu lassen. Ich bin gespannt auf ihre Erzählung, welche wahrscheinlich der Blumenwelt entnommen sein wird.

Gräfin Fuchs kam.

Sie zog ein Blättchen aus der Tasche ihres Kleides, auf welchem viele Anmerkungen standen und begann hierauf dem Kaiser über die Prozesse und Kreuzbrecherinnen Mittheilungen zu machen.

Graf Bucqoy, der Wiener Stadtkommandant, welcher wegen

seiner Nichtbeachtung allerhöchster Befehle in Untersuchung gezogen worden war — er hatte es nämlich unterlassen, der flüchtigen Malefizperson Reiter nachzusenden — war eifrig darauf bedacht gewesen, sämmtliche als Kreuzbrecherinnen justifizirte Frauenzimmer namhaft machen zu können und einige Skizzen aus der Schicksalsgeschichte derselben zu notiren. Graf Bucqoy konnte keine schlagenden Beweise liefern, daß all' diese jungen Frauen von den Jesuiten fälschlich angeklagt und schuldlos hingemordet worden seien; aber die Fassung und Zusammenstellung war derart, daß man dies bei klarer Ueberlegung vermuthen mußte.

Der Kaiser hörte schweigend den Vortrag an, aber seine Miene verrieth große Erregung, als Gräfin Fuchs von Schön Lieschen erzählte, deren Hinrichtung bei Nacht vorgenommen werden mußte.

Alle, welche sie gekannt oder Gelegenheit gehabt, ihren Fleiß von dem Fenster ihres Ladens aus zu beobachten, all' Diejenigen, welche es wußten, daß die schmücke Perlenfasserin mit Vorliebe das Dorotheakloster besucht und mit frommen Herzen Votivgegenstände dahin gebracht, wurden von größter Entrüstung ergriffen, welch' schwere Anklagen man gegen das Mädchen vorgebracht.

Ihre Muhme, die als rechtliche Bürgersfrau gegolten, wurde zu Tode gefoltert und unter dem Galgen eingescharrt.

Wo sind die Zeugen, welche sie verbrecherischer Handlungen beschuldigten?

Man hatte den Pater Kunzian kurze Zeit vor der Verhaftung der Perlenfasserin tagtäglich und besonders in den Abendstunden in ihre Wohnung eintreten gesehen. Wie kam es, daß Dieser mit so gottlosen Menschen verkehrte? Man sagt, daß ihn die junge Perlenfasserin, als er ihr im Gefängnisse die Beichte abnehmen wollte, in die Wange gebissen. — Man sagt dies! Wer hat es denn gesehen? Wie mag sich die Sache eigentlich verhalten haben?

So viel aus diesen Prozessen bekannt ist, werden junge Mädchen wegen verschiedenfacher Anklagen an die Jesuiten ausgeliefert. Jede von Diesen wurde immer von ihnen für schuldig befunden, mit dem Teufel Buhlerei zu treiben und Kruzifixe zu zerbrechen.

Ihre Ankläger werden ihre Richter; denn nicht allein der Hofkommissär, welcher die Vorgänge bei dem Stadtgerichte zu prüfen hatte, sondern alle Richter daselbst, mit Einschluß des Stadtrichters,

sind Jesuiten. Von den Richtern heißt es, daß sie die kleine Weihe als dienende Glieder der Gesellschaft Jesu erhalten haben.

Es heißt! sagte der Kaiser. Man muß nicht Alles glauben, was man hört, und auf diesem Hörensagen beruhen auch die wichtigsten Gründe dieser Akkusationen.

Ew. Majestät, erwiderte Gräfin Fuchs, ich habe mir nur über jene Dinge zu sprechen erlaubt, welche von Tausenden als ausgemachte Sache betrachtet werden und werde es nicht wagen, über spezielle Gerüchte zu referiren, da dieselben die furchtbarsten Anklagen gegen die Jesuiten in sich schließen, welche im Falle ihrer Bestätigung nicht deren Vertreibung aus dem Lande, sondern ihre Hinrichtungen auf dem Schaffote nach sich ziehen müßten. Ich werde mich jedoch hüten, Anklagen vorzubringen, welche sich nicht so leicht begründen lassen.

Es ist schon genug hierüber gesprochen worden, sagte Kaiser Karl. Mich berührt diese Sache nicht und ich habe auch nicht das Odium dieser Menge von Hinrichtungen zu tragen. Die Frömmigkeit meiner erhabenen Mutter bietet mir hinlängliche Bürgschaft, daß die Hinrichtungen der Kreuzbrecherinnen auch höchst gerecht sind.

Die Frömmigkeit kann nicht allein als Bürgschaft gelten, sprach Kaiserin Elisabeth. Ihre Majestät ist für Alles verantwortlich, was in ihren Staaten in ihrem Namen in Vollzug gesetzt wird.

Das wird sich seiner Zeit schon ändern, sagte der Kaiser, welchem es den Frauen gegenüber so heiß geworden war, daß er sich mit dem Tuche die Stirne trocknete. Diese Geschichten haben mir wahrlich nicht gefallen. Ich glaubte, daß man mich mit einem ergötzlichen Märchen unterhalten werde, sonst hätte ich auch wahrlich nicht Stand geholten.

Das Märchen werde ich vortragen, sagte Kaiserin Elisabeth. Irgendwo in Griechenland war es, da verheerte ein furchtbares Ungethüm das blühende Land. Das Ungethüm war gefräßig und dürstete nach Menschenblut. In jenem Lande herrschte ein guter, aber schwacher König, der es für zweckmäßig fand, seine Unterthanen dadurch zu schützen, indem er einen Pakt mit dem bösen Drachen einging. Die Zahl der Opfer, welche er erheischte, sollte genau normirt und ihm pünktlich mit großer Feierlichkeit abgeliefert werden. Das gefräßige Ungethüm, welches in der Quantität sich eine

Beschränkung gefallen lassen sollte, suchte sich nun durch Verbesserung der Qualität seiner Opfer zu entschädigen.

Es verlangte, daß die schönsten Mädchen ihm als Opfer dargebracht würden. So geschah es denn auch. Das Los bestimmte und auf den herzzerreißenden Jammer der Todesopfer und ihrer Angehörigen antwortete der König:

So ist es den Göttern gefällig!

Diese gottgefälligen, grauenhaften Exekutionen nahmen erst dann ein Ende, bis zur Ehre des königlichen Hauses der Königssohn selbst sich muthig aufraffte und den Drachen tödtete.

Eine hübsche Mythe! sagte der Kaiser betroffen, während er ängstlich seine Begleiter, die Spanier, anblickte. Aber ich finde den Sinn nicht heraus. Ich danke Ihrer Majestät für die ergötzliche Geschichte. Ich werde mich bemühen, sie zu vergessen.

Der Kaiser nickte gar freundlich seiner Gemalin zu und entfernte sich eilig mit seinen Begleitern.

Diese Aeußerungen und Vorträge fanden durch die Begleitung des Kaisers, obwohl dieser anbefohlen, sie als Geheimniß zu wahren, eine schnelle Verbreitung und versetzten die Jesuitenpartei am kaiserlichen Hofe in die größte Aufregung.

Schon Tags darauf erschien die Kaiserin-Witwe im Büßerkleide und in der Hand das Kruzifix vor Kaiser Karl, um ihn zu befragen, ob es wahr sei, daß er von der Religion seiner Väter abfallen wolle und sich mit der Absicht trage, die Kirche Gottes umzustürzen.

Kaiser Karl VI. erklärte, davon nichts zu wissen.

Damit beruhigte sich jedoch die Kaiserin-Witwe nicht.

Sie erklärte, es mit Bestimmtheit zu wissen, daß Kaiserin Elisabeth ihm eine Fabel vorgetragen, worin sie durch Anspielungen darauf hingewiesen, daß man die gesammten Jesuiten ermorden müsse.

Das ist unwahr, sagte der Kaiser und begab sich zu seiner Gemalin, mit welcher er in feierlichem Zuge die Stefanskirche besuchte.

Damit glaubte er am Besten die ausgestreuten Anschuldigungen widerlegt zu haben.

Aber damit war nichts gewonnen.

Der päpstliche Nuntius erschien, um den Kaiser zu befragen, was er für Reformen in der Kirche beabsichtige.

In vielen Kirchen wurde das hochwürdige Gut ausgesetzt und auch von den Kanzeln der Menge bekannt gegeben, daß sie für die Rettung einer tief gefallenen Sünderin aus den Klauen des Satans zu beten habe.

Die Kaiserin-Mutter verlangte von ihrem kaiserlichen Sohne in einem Schreiben die Erlaubniß, sich in ein Kloster begeben zu dürfen.

Auf dem Burgplatze rottete sich Volk zusammen, meistens Weiber in vorgerückten Jahren, welche daselbst unter lautem Geschrei für eine tiefgefallene arme Sünderin zu beten begannen.

Diese Zustände wurden für Kaiser Karl höchst unleidlich.

Wieder suchte er nach seiner Art zu vermitteln und brachte auf vieles Zureden seine Gemalin endlich dahin, ihre Zustimmung zu geben, daß sie mit ihm morgen nach der Seelenmesse die Kaiserin-Mutter besuchte und dort im Beisein ihrer Seelenräthe die Erklärung abgeben werde, daß man ihre in der Favorita gemachten Aeußerungen völlig mißverstanden und fälschlich gedeutet habe.

Der Kaiser wünschte aus vollster Seele, daß die innigsten Herzensbande die kaiserlichen Frauen umschlinge, damit seine Liebe die er ihnen schenkte, keine getheilte werde. Elisabeth ehrte die kindlichen Gefühle ihres Gatten und ließ sich von ihm zu der Kaiserin-Mutter geleiten.

Bei Eleonore befand sich Amalie. Beide waren in Nonnentracht und von einer dichten Mauer von Jesuiten fest umschlossen.

Widerrufe! erhob die Kaiseren-Witwe ihre Stimme und Pater Kunzian legte Elisabeth ein Kissen vor die Füsse hin und verlangte von ihr, daß sie sich niederkniee und Gott dem Herrn, der allerseligsten Jungfrau Maria und dem heiligen Ignatius von Loyola die Ehre gebe.

Die Kaiserin, welche an der Seite Karl VI. dahinschritt, und durch Pater Kunzian aufgehalten wurde, antwortete ihm: Das mögt Ihr thun, denn Euer Gebet gilt mehr bei dem Herrn als das meinige. Knieet!

Pater Kunzian gehorchte den Befehl der Kaiserin, welche sich mit ihrem Gemal zu Eleonore wendete. Die greise Frau war zur Milde geneigt. Sie bot unaufgefordert ihre beiden Hände der

Schwiegertochter dar. Eleonore hob das große hölzerne Kreuz empor, wohl zwei Fuß lang, das sie gewöhnlich zu tragen pflegte und hielt es der Kaiserin Elisabeth zum Kusse hin. Diese küßte das Kruzifix und fragte hierauf: Ist das die Probe für mein Christenthum? Die Kaiserin-Witwe sprach in unzusammenhängenden Sätzen von ihrer tiefen Betrübniß, dadurch hervorgerufen, daß man allenthalben vermuthe, ihre kaiserliche Schwägerin wolle das Christenthum schädigen und strebe den Religiösen nach dem Leben. Sie bat Elisabeth, doch deutlich zu sagen, wen sie unter den Drachen aus ihrer Erzählung verstanden wissen wolle.

Die Kaiserin antwortete hierauf:

Jener schreckliche Drache ist der Wahn und Aberglaube, dem schon Tausende, ja selbst Millionen von Menschenopfern dargebracht wurden.

Mit dieser Erklärung können sich die hochwürdigen Herren wohl zufrieden geben, sagte Kaiser Karl. Ihre Majestät hat nicht den Drachen den Jesuiten angedichtet, und wer zwischen ihm und diesen Orden eine Aehnlichkeit herausfindet, der mag eben nicht gut von demselben denken.

Diese Worte beruhigten völlig die frommen Frauen. Die Scheidewand war nun gefallen und sie sprachen nun auf das freundlichste miteinander.

Auf den mit leiser Stimme geäußerten Wunsch des Kaisers schickte Eleonore die Jesuiten zur Thüre hinaus und die hohen Frauen blieben fast eine Stunde beisammen.

Elisabeth vereinigte die herrlichsten Eigenschaften in sich, welche längst von der Schwiegermutter anerkannt waren. Hatte sie doch selbst die Aufmerksamkeit ihres Sohnes auf diese Prinzessin gelenkt und sie früher stets mit wahrhaft mütterlicher Liebe an ihr Herz gedrückt.

Erst durch die Jesuiten war sie gegen die Kaiserin aufgehetzt worden.

Das sollte sich nun ändern.

Eleonore hatte für Elisabeth die zärtlichsten Ausdrücke und Kaiser Karl verließ die Frauen in der guten Hoffnung, daß es nun bereits zwischen ihnen zu einem völligen Ausgleich gekommen sei.

Kaiserin Amalie jedoch lenkte das Gespräch auf das klerikale

Gebiet und warf ihrer Schwägerin eine verfängliche Frage nach der andern hin.

Elisabeth wich jeder aus, denn sie wollte mit der unglücklichen Amalie, deren Geist die Jesuiten fast zerrüttet hatten, nicht in Streit gerathen.

Plötzlich verlangte Amalie mit größtem Ungestüm, daß die Kaiserin ihre Hofdame, die Fuchs, entlasse, indem dieselbe vom Teufel ausgesendet worden sei, die wahre Religion zu stürzen und die Kreuzbrecherinnen zu Ehren zu bringen.

Dabei gerieth Amalie in einen außerordentlichen Eifer.

Sie eilte zur Thüre, welche nach dem Antichambre führte, riß diese auf und rief: Hochwürdige Väter, herbei! Ihre Majestät die Kaiserin bedarf Euerer Hilfe!

Die Jesuiten kamen; aber Kaiserin Elisabeth ging. Sie war mehr betroffen als erzürnt über das Betragen ihrer Schwägerin.

Wieder vermittelte der Kaiser, aber diesmal vergeblich.

Elisabeth hatte auch nicht die entferntesten Sympathien mit ihrer Schwägerin und letztere wollte sich ihr nur unter der Bedingung anschließen, daß die Kaiserin die Gräfin Fuchs entlasse und sich schriftlich verpflichte, wenn sie Witwe werden sollte, in das Kloster zu den Salesianerinnen zu gehen, das Amalie eben erst erbauen ließ.

Mit der Kaiserin-Mutter kam jedoch Kaiserin Elisabeth von nun an täglich zusammen.

Sie besuchte sie in Gesellschaft der Gräfin Fuchs, damit sich Eleonore selbst überzeuge, daß dieselbe keine Ketzerin sei.

Die Gräfin Fuchs gewann Gelegenheit, ein freimüthiges Wort über die Prozesse der Kreuzbrecherinnen äußern zu dürfen und dieses fiel auch nicht auf unfruchtbaren Boden.

Eleonore ließ die beiden Frauen in die Tiefe ihrer Seele blicken — in ein verdorrtes und wüstes Land, in eine trostlose Oase, von leichenhungrigen Hyänen durchstreift, in eine ewige Nacht, von keinem Himmelsstrahle erhellt.

Eleonore gestand ihrer Schwiegertochter, daß sie nur mit Mühe das schwere Kreuz zu ertragen vermöge, das man ihrer Schulter aufgebürdet, und fürchtete, daß sie Gott nicht lieben könne, weil er gar so schwere Opfer von ihr erheische.

Das bezog sich auf die Prozesse der Kreuzbrecherinnen.

Eleonore versicherte, daß sie gerne alle Welt begnadigen möchte, daß sie sich aber zurückhalten müsse, um den Zorn des ewigen Gottes und die Verdammniß nicht auf sich zu laden.

Gräfin Fuchs sprach nun vom Neuen den Zweifel aus, daß jene Prozesse Gott gefällig und berechtigt seien.

Sie warf sich vor die Kaiserin-Mutter auf die Knie nieder und bat dieselbe, sich des Richteramtes zu begeben, da dasselbe eine entsetzliche Verantwortung in sich schließe.

Die greise Frau sah die Sprecherin mit starrer Miene an, hielt ihr dann ihre Rechte hin und fragte sie dann in eigenthümlicher Tonweise: Ist denn meine Hand blutig?

Aber diese zärtliche Freundschaft zwischen Eleonore und Elisabeth währte nur äußerst kurze Zeit.

Die Jesuiten durften es nicht zugeben, daß Eleonore sich in schlechter Gesellschaft befinde, da durch dieselbe ihre guten Sitten gefährdet wurden. Mit der Kaiserin hätte man noch am Ende fertig werden können; aber diese Gräfin Fuchs war eine höchst widerwärtige Person.

Alle löblichen und schändlichen Gerüchte, welche sie in der Stadt aufgeschnappt oder durch Domestiken selbst erfahren, trug sie der Kaiserin Elisabeth zu. Ihre Nichtswürdigkeit ging sogar so weit, daß sie nicht allein vor der Kaiserin, sondern auch vor der Kaiserin-Mutter zu Gunsten der Maria aus Dillingen sprach.

Da wurde aber die Kaiserin-Mutter ernstlich böse.

Diese gottlose Dirne kann wohl mit Hilfe des bösen Feindes der irdischen Gerechtigkeit entlaufen, aber gewiß nicht der himmlischen. Ich bitte Dich, rede ja nicht mehr von dieser Malefizperson, denn dadurch entweihst Du Deine Zunge, und öffnest dem bösen Feinde eine Pforte in Dein Herz.

Ihre Majestät, erwiderte hierauf die Gräfin Fuchs, ich erlaube mir nur von dem Herzog Franz von Ahremberg zu sprechen, welcher als Knabe in der kaiserlichen Burg stets zu finden war. Ein angenehmer und braver Gespiele der allerdurchlauchtigsten Söhne Ihrer Majestät, und der späterhin als Kriegsoberst sich große Meriten um das allerhöchste Kaiserhaus erworben hat. Wie würde ein so valeroser Fürst an einer gottlosen Dirne Gefallen

finden! Seine Aussagen erscheinen mir jedenfalls glaubwürdiger, als die der Jesuiten.

Die Kaiserin-Mutter stützte ihre Stirne in die Hand und sagte mit einem kläglichen Seufzer:

Wenn ich heute die Augen schließe, wird die Gottlosigkeit hier eintreten. Es steht schlimm mit Eurem Seelenheile. Man soll dem Herrn dienen, wenn es auch noch so schwer fällt, setzte sie hinzu, ohne aufzublicken. Mein Beispiel solltet Ihr beherzigen. Ich habe Therese tödten lassen, obwohl ich sie überaus liebte; denn Gott wollte es so haben.

Ob es Gott wollte, sagte die Gräfin Fuchs, können Ihre Majestät nicht mit Bestimmtheit wissen; die Jesuiten aber wollten es, das wissen Ihre Majestät bestimmt.

Kaiserin Eleonore winkte die Gräfin Fuchs mit der Hand fort und bat ihre erlauchte Schwiegertochter, dieselbe nicht wieder zu ihr zu bringen.

Kaiserin Elisabeth vertheidigte die Fuchs nicht, aber sie bot Alles auf, Eleonore von den Jesuiten abzuziehen, und bat sie, nicht mit diesen, sondern mit ihr die Andacht zu verrichten.

Kaiserin Eleonore drückte mit Heftigkeit Elisabeths Hand und seufzte:

O, Du weißt nicht, was ich leide. Ich bitte Dich, bewahre mir Deine Neigung und verlass' mich nicht.

Hieraus ist ersichtlich, daß Kaiserin Elisabeth siegreich gegen die Jesuiten agitirte, und daß schon für die nächste Zeit ein Umschwung der Dinge zu erwarten stand.

Die Jesuiten waren in ihrer Existenz bedroht, und wenn es ihnen nicht gelingt, überaus schnell die Kaiserin-Mutter mit der Kaiserin zu entzweien und die Fuchs zu stürzen, so hat die letzte Stunde ihrer Herrschaft geschlagen. Sollten aber diese Herren ohne auch nur einen Versuch zu machen, durch List ihre Gegner niederzuwerfen, sich in ihr Schicksal fügen?

Fehlte es ihnen jemals an List und Verwegenheit oder an fügsamen Werkzeugen?

Dem Kaiser wurden anonyme Briefe in die Hand gespielt, worin die Tugend seiner Gemalin verdächtigt und derselbe aufgefordert wurde, ja sie genau beobachten zu lassen.

Bei einer Kreuzwegstation in Hernals wurde in der Hand der Muttergottes-Statue ein sogenannter Himmelsbrief aufgefunden, worin der Kaiser förmlich angewiesen wurde, sich von seiner Gemalin scheiden zu lassen und eine romanische Prinzessin zu heiraten, damit der glorreiche Stamm seines Hauses nicht verdorre.

Das stand Alles zu erwarten, sagte der Kaiser zu dem Erzbischofe Cordona. Es ist nicht gut, daß Ihre Majestät gar nichts unternimmt, die Jesuiten für sich freundlicher zu stimmen, sie haben doch viel für unser Haus gethan und halten die Akatholiken und sogenannten Philosophen allein im Zaume. Man muß von Kleinigkeiten absehen, um das Große zu erhalten.

Kaiser Karl bat den Erzbischof, dies doch seiner Gemalin beizubringen, damit sie endlich den Jesuiten ein kleinwenig nachgebe. Es steht ja nur bei Ihrer Majestät, sagte er, um aus erbitterten Feinden sich die eifrigsten Freunde zu schaffen.

Das sind erbärmliche Erfindungen, spöttelte die Gräfin Fuchs; fast sollte man vermuthen, daß sie gar nicht von den Jesuiten herrühren. Sollte ich sie wirklich in eine solche Wuth gebracht haben, daß sie darüber Witz und Scharfsinn verloren haben?

Aber die Jesuiten waren nicht geistig bankerot. Sie begnügten sich vorderhand mit Kleinigkeiten, um ihre Werkzeuge in Uebung zu behalten; bot sich ihnen aber die Gelegenheit, ein starkes Stück auszuführen, so versäumten sie diese gewiß nicht.

Oder sollte man daran zweifeln, daß die Jesuiten jenes Intriguenstück veranstalteten, welches am 16. Oktober des Jahres 1712 im kaiserlichen Burggarten zur Aufführung gelangte?

Auch zur Zeit, als man in Oesterreich wie in allen katholischen Ländern sich muthig aufraffte, um die schwarze Bande, welche den Namen Jesu zu ihrer Bezeichnung mißbrauchte, als gefährliche Menschen und große Unglücksstifter aufzugreifen und über die Grenze zu transportiren, da konnte man dennoch nichts Anderes als muthmaßliche Beweise ihrer verbrecherischen Handlungen vorbringen. Und diese Fälle beschränken sich nur auf Mordthaten und haarsträubende Unzuchtsfälle. Die Verübung anderer Verbrechen war ihnen jedoch nicht nachzuweisen, denn ihre Mittelspersonen hatten sie im Beichtstuhle sich gewonnen, und der Beichtstuhl

wurde bei allen weltlichen Gerichten für heiliger gehalten als der Thron eines Monarchen.

Wenn der überführte Verbrecher sich, in seinem Prozesse von Untersuchungsrichtern verfolgt, in den Beichtstuhl flüchten konnte, so war er wenigstens sicher, daß kein Richter dem Ursprunge seiner Verbrechen weiter nachzuforschen wagte.

Doch nun zu unserem Histörchen!

In jenen Tagen gab es ein bewegtes Hofleben. Alle Thätigkeiten desselben hatten einen bestimmten Farbenton. Man war genußsüchtiger als jetzt und faßte in seinen mannigfaltigen Thätigkeiten die größten Kontraste zusammen. Spiel, Tanz, Musik, Fasten, Kasteiungen, barfuß mit einer Prozession zu gehen und dann den Freuden des Bechers bis zum Uebermaße sich hingeben, sechs Stunden den Rosenkranz in den Händen zu halten, und sechs andere Stunden die Karten, das ging wie aus einem Fasse. Diese Vermengungen des Heiligen mit dem Profanen wurden durch eigene Haus- und Hofverordnungen festgestellt, und jede Stunde genau bestimmt, wo man sich der Andacht oder der Lustbarkeit hinzugeben hat.

In den Oktobertagen war für den Hofstaat der Kaiserin außer der Rosenkranzfest-Andacht sammt Prozession nach dreizehn Kirchen, der Brigitta-Andacht in der Brigittenau, der Theresia-Andacht in der Burgkapelle sammt Prozession nach neun Kirchen, der Ursula-Andacht, der Johann Kapistran-Andacht und der Andacht zum heiligen Wolfgange, das Winzerfest in Maskerade, das Edelknaben-Fuchsprellen, das kleine Ballspiel, das große Bolzschießen u. s. w. angeordnet.

Bei dem großen Bolzschießen der Hoffrauenzimmer war auch der Kaiser und sein Hofstab zugegen und es wurden dann auch immer von den Majestäten für die besten Schützinnen überaus kostbare und seltene Geschenke ausgetheilt.

Da man durch Uebung nur die Meisterschaft erlangt, so waren schon vierzehn Tage vor dem großen Bolzschießen die Hofdamen der Kaiserin nicht abzuhalten, in den Burggarten hinabzulaufen, um sich im Bolzschießen zu üben.

Zu größeren Aneiferung wurden auch die Bestschüsse im Hofgarten von der Kaiserin besichtigt und die Schützinnen beschenkt und belobt. War die Kaiserin gut gelaunt, so schoß auch sie nach dem

Ziele. Da die Bolzen jeder Dame bestimmte und stets dieselben Farben hatten, so konnte die Kaiserin, wenn sie zur Scheibe emporblickte, jedesmal sogleich wissen, welche von ihnen in das Schwarze geschossen hatte. Unweit von dem Schießplatze befand sich der Pavillon, welchen Kaiser Leopold zu Ehren seiner Gemalin Eleonore errichtet hatte.

Dieser Pavillon wurde von Eleonore auch nach dem Tode ihres Gemals nicht selten besucht. Dort befand sich, wie früher erwähnt, ihre Harfe. Außerdem hatte sie in ihrer gewohnten Weise allenthalben Votiv- und Heiligenbilder anbringen, in eine Nische daselbst ein hölzernes Kruzifix stellen lassen, und zu beiden Seiten desselben hingen die Glasbilder des heiligen Leopold und der heiligen Christine.

Am Vorabende vor dem großen Bolzschießen, nachdem die Hofdamen mit der Kaiserin von dort sich entfernt hatten, war plötzlich daselbst ein großer Zusammenlauf vom Hofgesinde. Der Hofgärtner, welcher den Pavillon in Ordnung zu halten hatte, machte die Entdeckung, daß in dem Kruzifixe und zwar in der Seitenwunde ein Bolzen stecke, dessen Seidenfäden roth, schwarz und gelb waren. Der Gärtner rief vor Bestürzung Leute herbei, und zeigte ihnen, was da geschehen sei.

Um dieselbe Stunde begab sich die Kaiserin-Mutter dahin, welche von ihren Jesuiten die Nachricht von diesem großen Frevel erhalten hatte.

Da das Kruzifix dem offenen Fenster gegenüber hing, so glaubte man annehmen zu müssen, daß der Bolzen durch das Fenster dahin abgeschossen worden sei.

Eleonore erstarrte vor Entsetzen und ordnete über diesen Vorfall eine strenge Untersuchung an.

Ein frevelhafter Muthwille schien die That veranlaßt zu haben und jedenfalls niemand Anderer als eine Hofdame der Kaiserin.

Die Kaiserin-Mutter begab sich deßhalb selbst zu Kaiser Karl; und dieser, höchst indignirt, billigte ihre Anordnungen.

Eine grenzenlose Leichtfertigkeit! rief er. Man soll das Frauenzimmer Ihrer Majestät scharf angehen, damit sich nicht der Glauben einwurzle, daß die Majestäten selbst die Religion mißachten.

Als Gräfin Fuchs die Gemächer der Kaiserin verließ, traten zu ihr die Hatschiers heran und verhafteten sie.

Nur die Fuchs und keine andere konnte dieses große Verbrechen verübt haben, denn die an den Bolzen befindlichen Farben ließen darauf schließen.

Gräfin Fuchs betheuerte vergebens ihre Schuldlosigkeit. Sie wurde nach dem Gefängniß im Landhause gebracht.

Pater Ascalo, der Hofkommissär für hochnothpeinliche Angelegenheiten, entwickelte eine große Thätigkeit und verlangte schon die nächstfolgende Stunde von der Kaiserin-Mutter, daß man bei der gotteslästerlichen und verstockten Sünderin, welche schon so viele Beweise ihrer Religionsverachtung gegeben, die peinliche Frage anwende.

Kaiserin Eleonore fand dies für löblich, aber dennoch schickte sie Ascalo zur Kaiserin Elisabeth, da die Fuchs als Hofdame der Kaiserin der obersten Jurisdiktion derselben unterworfen war.

Kaiserin Elisabeth, umgeben von ihren Frauen, richtete ein flammensprühendes Auge auf den Jesuiten, als er ihr nach seinem Vortrage ein Papier entgegenhielt und sie um ihre Unterschrift bat.

Sie ergriff die Schrift, zerriß sie und sagte entrüstet:

Wir fühlen uns nicht veranlaßt, die Fuchs foltern zu lassen. Hätte sie die Absicht gehabt, das heilige Kruzifix zu verunehren, würde sie gewiß nicht mit ihrem Bolzen darnach geschossen haben. Sie ist schuldlos, und ich befehle ihre allsogleiche Freilassung.

Pater Ascalo krümmte tief seinen Rücken, dann richtete er sich wieder gerade auf und sagte:

Ihre Majestät geruhe in Erwägung zu ziehen, daß Niemand Anderer als das Frauenzimmer Ihrer Majestät diesen gottlosen Frevel vollführt haben kann, und daß bei der Unbescholtenheit aller dieser Frauen der triftigste Grund vorhanden ist, daß nur die bekannte Religionsverächterin Fuchs dieses unerhörte Verbrechen verübt haben könne; käme die Fuchs frei, so müßte die peinliche Frage an die anderen Frauen Ihrer Majestät gerichtet werden, was Gott verhüten möge.

Ihr werdet mein Frauenzimmer in Ruhe lassen, entgegnete die Kaiserin. Ihr sollt es wissen und ich ermächtige Euch, es allen

Anderen zu sagen, daß ich selbst jenen Bolzen abgeschossen, der zufälliger Weise ein unerwünschtes Ziel erreichte.

Diese Erklärung schien den Jesuiten in Stein verwandelt zu haben. Den Mund halb geöffnet, stierte er die Kaiserin an und konnte kein Wort über seine Lippen bringen.

Der heilige Mann hatte seine Fassung verloren.

Auf was wartet Ihr noch? fragte ihn die Kaiserin. Trefft Anstalten, daß ich Gräfin Fuchs bald bei mir sehe.

Ascalo verbeugte sich stumm und wiederholt und entschwand dann schnell durch die Thüre. Er trug die Hiobspost zu der Kaiserin-Witwe Amalie, deren Gemächer sich dicht an die der Kaiserin reihten, und die hohe Frau, welche den Jesuiten alle Zeiten angehörte, stieß so einen entsetzlichen Schrei aus, daß ihre Frauen nichts anderes wähnten, Pater Ascalo habe sie überfallen und tödtlich verwundet.

Von der Kaiserin-Witwe eilte er zur Kaiserin-Mutter, welche, umgeben von den Jesuiten, die Vorträge des Jesuiten mit der gebissenen Wange anhörte, welcher von dem störrischen Geschlechte der Gräfin Fuchs eine gar schauerliche Ballade erzählte.

Graf Hartmann Fuchs, behauptete er, hatte in grauen Zeiten einen Priester, seinen Burgkaplan, in den Hungerthurm geworfen, weil dieser ihn mit seiner Blutsverwandten nicht trauen wollte; darauf habe er allenthalben Boten ausgesendet, um einen andern Priester zu suchen, welcher gegen eine Bezahlung von hundert Goldgulden diese Trauung vornehme. Einer dieser Boten brachte endlich einen Waldbruder, welchen er in einer Klause aufgefunden, und welcher gesagt, daß er ein Diener des Herrn sei.

Der Waldbruder war aber trotz seiner Kutte und seinem Zingulum niemand Anderer als der böse Feind. Er traute den Grafen mit seiner Blutsverwandten nicht vor Gottes Altar in der Kirche, sondern vor einer Eiche, und nicht im Namen Gottes, sondern in drei Teufels Namen, was Graf Hartmann und seine Braut erst nach fünfundzwanzig Jahren erfuhren, als sie beide zugleich in eine böse Krankheit verfielen und, um sich zu retten, vor dem Tode eine Wallfahrt nach Mariazell gelobten.

Da erschien der Waldbruder wieder und sagte zu ihnen: Ihr

werdet nicht nach dem Gnadenort pilgern, sondern mit mir in die Hölle fahren, wozu sich beide auch bequemen mußten.

Aus dieser sündhaften Ehe war auch Gräfin Fuchs hervorgegangen. Wen sollte es wundern, wenn sie ein Verlangen trüge, nach ihrem Tode mit ihren Ahnen zusammen zu treffen. Alle anderen Glieder ihres Stammes hatten durch fromme Stiftungen den Himmel mit sich zu versöhnen gesucht; jene Gräfin Fuchs aber habe stets eine Abneigung gegen die Kirche gezeigt, und während ihre Geschwister den Rosenkranz beteten, sei sie zur alten Heiden-Eiche hinabgelaufen und habe dort um dieselbe getanzt.

Sonst wußte Pater Kunzian von ihr nichts zu sagen; aber es läßt sich erwarten, daß man durch die Anwendung der peinlichen Frage von ihr gar vieles höchst Betrübende erfahren werde. Dies leuchtete auch der Kaiserin-Mutter ein.

Aber schon kam Pater Ascalo und meldete, daß nicht die Fuchs, sondern die Kaiserin jenen Bolzen abgeschossen habe, welcher durch ein Ungefähr das Kruzifix getroffen.

Die Kaiserin-Mutter Eleonore wartete mit Ungeduld auf die Zurückkunft des Kaisers aus der Oper und gab ihm dann voll Bestürzung und mit bebenden Lippen bekannt, was die Schwiegertochter ausgesagt habe.

Kaiser Karl suchte seine Mutter zu beruhigen und sagte zu ihr, wenn es nur ein Ungefähr war, daß der Bolzen in das Kruzifix gefahren sei, dann ist dieses ja nur erfreulich, denn wir sind der Nothwendigkeit enthoben, wegen dieses Zufalles irgend Jemanden in eine halspeinliche Untersuchung zu ziehen. Der liebe Gott kennt eben so gut als wir den frommen Sinn meiner Gemalin; wer sich erkühnen sollte, Ihre Majestät die Kaiserin zu verdächtigen und sagt, sie habe in böswilliger Absicht den Bolzen abgeschossen, mit dem würde ich furchtbar zu Gerichte gehen.

Die Kaiserin-Mutter antwortete hierauf: Es wird Niemanden beifallen, meine geliebte Schwiegertochter einer Frevelthat anzuklagen; dennoch ist es ein großes Unglück, daß in unserem eigenen Hause das Bild des Erlösers verletzt worden ist. Wer hat den Bolzen vom Ziele abgelenkt? O, das kann kein guter Geist gewesen sein.

Das Ungefähr, sagte der Kaiser, und für dieses ist keine Menschenseele verantwortlich zu machen.

Aber ein großes Unglück bleibt es doch immerhin, seufzte die Kaiserin-Mutter. Zum ersten Male soll es geschehen, daß die Verletzung des heiligen Kruzifixes nicht mit dem Tode bestraft werde.

Das geschieht Gottlob in tausenden Fällen nicht, antwortete Karl VI. Wie oft wird ein Kruzifix zerstört; ist es von Metall, so wird es eingeschmolzen, und ist es aus Holz, so benagt es der Moder und wird durch ein neues ersetzt. Was mit dem alten aber geschieht, ist wohl nicht nöthig besprochen zu werden. Man darf dieses heilige Zeichen nicht mit dem verwechseln, was es vorzustellen hat. Es wird uns vom Himmel nicht gegeben, sondern fleißige Leute fügen es zusammen. Die Arbeit ihrer Hände bleibt stets nur ein Machwerk. Erst wenn das heilige Kreuz zur besonderen Verehrung aufgestellt wird, da wird die Verunehrung desselben eine Verunehrung der Kirche, und gestraft wird der Frevel nicht wegen der Beschädigung des Bildes, sondern wegen seiner Absicht, die Religion, welche als Heiligthum zu gelten hat, dadurch herabzusetzen und den Gläubigen Aergerniß zu geben.

So ist es nicht, rief die Kaiserin. Schon die Verletzung des heiligen Kruzifixes an und für sich ist ein grauenvolles Ereigniß und selbst diejenigen, die nicht vor der Menge, sondern im stillen Kämmerlein, ohne von Zeugen gesehen zu werden, aus Mißmuth über ihr Geschick oder auf die Einflüsterungen des bösen Feindes das heilige Kreuz verletzen, werden unnachsichtlich mit dem Tode bestraft.

Das wäre traurig, wenn es so sich verhalten würde, antwortete der Kaiser. Ich hoffe zu Gott, Ihre Majestät, meine durchlauchtigste und gütigste Mutter, wird in solchen Fällen niemals ein Bluturtheil unterzeichnet haben.

Kaiserin Eleonore sah lange schweigsam ihren Sohn an und antwortete mit Bitterkeit: Drücke die Stacheln der Dornenkrone tief und tiefer mir in das Haupt. Wenn der oberste Herr das Gesetz mißachtet und sophistisch deutet und erstaunt fragt, ob seine Richter dasselbe gewissenhaft beobachteten, dann kann ich nicht länger in weltlich kirchlichen Dingen das Wort der Entscheidung haben. Ich lege mein Amt nieder und ersuche Euer Majestät, mich

zur Verantwortung zu ziehen, wenn man mich der Härte, Grausamkeit und Ungerechtigkeit anklagt. O, ich kenne meine Anklägerinnen!

Meine gute Mutter, warum diese Aufregung? fragte der Kaiser sanft und mitleidsvoll. Kenne ich nicht Dein Herz und kennen es nicht Alle, welche so glücklich sind, in Deiner Nähe zu weilen; aber die Güte wird gar leicht mißbraucht und allzugroßer Eifer führt in allen Dingen zu Ueberstürzungen. Ihre Majestät sind ein leuchtendes Vorbild der höchsten Tugend und Frömmigkeit, aufopfernd im Dienste der guten und heiligen Sache; aber es wäre lieblos, von Ihrer Majestät zu verlangen, die schwere Bürde des obersten Justizamtes in so hohen Jahren länger zu tragen. Ich befreie Ihre Majestät, meine gütige Mutter, der ich Alles zu verdanken habe, in dieser Stunde von jenem ebenso beschwerlichen, als hochverantwortlichen Amte, um dasselbe selbst zu übernehmen.

Ich werde mich bestreben, Ihrer Majestät an getreuer Pflichterfüllung nachzueifern und, wie Ihre Majestät, jede persönliche Rücksicht zu verbannen, wenn es die Gerechtigkeit erheischt. — Gute, theure Mutter, Du hast ein nimmermüdes, thatenreiches Leben hinter Dir, sagte Kaiser Karl nun im Tone der innigsten Zärtlichkeit, und darfst Dir endlich einmal Ruhe gönnen. Lebe mit einer frommen Andacht wie bisher, bete für uns alle, denn Dein Gebet wird uns den Segen des Himmels erhalten.

Nichts soll Dich in Deinen auferbaulichen Gewohnheiten stören. Ich werde die Zahl Deiner Gewissensräthe nicht beschränken und unserem Säckelmeister den Befehl ertheilen, mit jenen Summen nicht zu kargen, welche Dein Wohlthätigkeitseifer erheischt. Und indem ich Dir vieltausendmal danke, mich so eifrig in dem Regierungsgeschäfte unterstützt zu haben, so bitte ich Dich, unbeschadet Deiner Liebe für das Ewige und Heilige, mir und Deinen Angehörigen ein kleines Plätzchen in Deinem Herzen für immer zu gönnen, wo es sich lieblicher wohnen läßt, als in dem schönen Spanien und in allen Luftschlössern meines Reiches. — Liebe, gute Mutter, allerdurchlauchtigste Frau und Kaiserin!

Kaiser Karl bedeckte mit warmen Küssen die Hände seiner Mutter.

Eleonore, seine Mutter, sah ihn mit thränenvollen Augen an und ihm seine Hände fassend, sagte sie:

Du hast mir tiefe Wunden geschlagen und willst sie wieder heilen. Du küssest die Hände, welche Du beschuldigst, unschuldiges Blut vergossen zu haben.

Ihre Majestät, das habe ich nicht gesagt.

Wenn Du es auch nicht ausdrücklich gesagt hattest, so nährst Du diese Gedanken.

Nein, Mutter, nein!

O, ich kenne Dich! Deine lieblichen Worte kommen Dir nicht aus der Seele. — Warum hast Du Dich denn so lange nicht um mich bekümmert, während ich mich mühte und ängstigte, in dem frommen Glauben, Gott und Deiner Sache zu dienen. Willst Du mich meinem Glauben abwendig werden? Auch das wird Dir vielleicht gelingen. Ich bin eine arme, verlassene Frau, ich bin eine Fremde im eigenen Hause geworden. Ich habe gegolten, als Du mich brauchtest und werde Dir nun nichts mehr gelten.

Nein, Mutter, nein, betheuerte mit Aengstlichkeit Kaiser Karl, Du bist die oberste Frau. Wir alle sind Dir unterworfen und werden Dir mit Liebe und Dankbarkeit dienen. So war es stets und so soll es immer bleiben in dem Habsburgischen Hause.

Nun, wie Gott es will, sagte die Kaiserin-Mutter mit einem unendlich schweren Seufzer. Ich bleibe Deine liebe Mutter, aber kümmere Dich mehr um mich. — Ich leide viel — ich leide unendlich. — Ich danke Dir, daß Du die schwere Last mir abgenommen, aber es geschah sehr spät. Nun, gute Nacht, mein Sohn. — Gute Nacht.

Die Kaiserin-Mutter ließ die Hand fallen, welche Karl in der seinigen hielt und wendete sich der Thüre zu.

Da regten sich alle Fasern des kindlichen Herzens. Karl VI. umarmte die Kaiserin und flehte: sei unsere gute Mutter.

Ich bin es und werde es immer bleiben, antwortete Jene traurig, die Stirne des Kaisers küssend. Gott segne Dich.

Kaiser Karl begleitete Eleonore bis zu ihren Gemächern, an deren Schwelle eine Gruppe von Jesuiten stand. Ihr Anblick erregte die Galle des Kaisers. Sie waren es ja, die sich zwischen sein Herz und das der Mutter gestellt.

Er wich vor ihnen zurück. Im nächsten Augenblicke jedoch kehrte er sich wieder zu ihnen und rief gebieterisch und grollend:

Ihre Majestät, die Kaiserin, hat durch ein Ungefähr den Bolzen verschossen, und wer sie dafür verantwortlich machen sollte, den lasse ich stäupen. Ihr werdet es verhindern, daß die Sache publik wird, damit sie keine Mißdeutung erfahre. Nur dann bleiben wir Euch in Gnaden gewogen. — Mit hastigen Schritten ging nun der Kaiser von dannen. Die Jesuiten sahen ihm bestürzt nach und folgten dann der Kaiserin-Mutter.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Im kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn.

Während Eilboten nach allen Richtungen hin und bis an die Grenzen des Reiches die gegen Maria Dillingen und ihre Helfershelfer erlassenen Steckbriefe trugen und Spione der Jesuiten von Ort zu Ort dahinzogen und in jedem Weiler und unter allerlei Vorwänden sich einschlichen, um die entflohene Malesizperson zu suchen, hatte Marie unter dem Fittiche des kaiserlichen Aars ein glückliches Asyl gefunden und zwar in der Wohnung des Schloßkaplans von Schönbrunn, dem greisen Augustinermönch Ambrosius Thaler.

Auch ihr Vater ist dort.

Er liegt krank darnieder. Angst und Schrecken sind ihm in die Glieder gefahren und haben auch seinen Geist fast zerrüttet.

Mariens Kind wurde bei einer Bäuerin in Hetzendorf untergebracht, welche es für das ihrer Schwester ausgab.

Der Schultheiß von Dillingen und dessen Tochter halten sich mit Erlaubniß des Schloßhauptmanns bei dem Schloßkaplan in Schönbrunn auf.

Ambrosius Thaler hat diesem gesagt, daß er von seinem Bruder Thomas und seiner Nichte Theresia aufgesucht worden sei, und daß diese in dem hilflosesten Zustande bei ihm angekommen.

Nach der Aussage des Ambrosius war sein Bruder Thomas Magister in einer ungarischen Stadt gewesen, welche in großer Mehrzahl von Reformirten bewohnt wird, da aber neuester Zeit die Konstitution in Ungarn ihre Geltung wieder erlangt hatte und den Reformirten Kirchen und Schulen zurückgegeben werden mußten,

so haben sich sein Bruder Thomas mit Therese allsogleich von dort trollen müssen.

Die Reformirten hatten in ihrem Uebermuthe ihm sein Los so schwer als möglich gemacht und Spitzbuben ausgeschickt, welche ihn auf seiner Reise nach Oesterreich überfielen und ausplünderten.

Die Aufnahme dieser Unglücklichen war daher durch die christliche Barmherzigkeit geboten.

Die Frau des Schloßhauptmanns, welche sehr mildthätig war, beschenkte Therese und sendete ihrem Vater von Zeit zu Zeit ein Huhn aus ihrer Küche, damit er recht bald wieder seine verlorenen Kräfte erlange.

Niemand ahnte die List.

Der Herzog von Ahremberg hatte sich zu jener Zeit, als er sich als Edelknabe am kaiserlichen Hofe befand, der besonderen Zuneigung des Paters Ambrosius zu erfreuen gehabt, er hatte ihn auch späterhin oft besucht, um sich mit ihm über wichtige Angelegenheiten zu berathen. Vor ihm hatte er keine Geheimnisse, denn er wußte, daß dasjenige, was er ihm anvertraute, bei ihm ebenso sicher sei, als in seiner eigenen Brust.

Nach Mariens glücklicher Befreiung brachte er sie und den Schultheiß mit der besten Zuversicht zu jenem Ambrosius und machte sich hierauf auf den Weg nach Spanien, um dem kaiserlichen Befehle nachzukommen. Auf seiner Rückreise wollte er den heiligen Vater besuchen und ihn bitten, sich der ungerecht Verfolgten anzunehmen.

Er kannte mehrere römische Hofpersonen und führte einen großen Säckel mit Goldstücken gefüllt, bei sich, und da er weiß, daß man in Rom mit Geld Alles erlangen könne und der größte Sünder durch eine reiche Spende von der Verdammniß sich loskaufen könne, so wähnte er auch den rechten Weg eingeschlagen zu haben.

Nicht ohne Bangen war er von Marie geschieden, obwohl er außer Ambrosius auch einige treue Freunde für sie gewonnen hat, welche sich in der glücklichen Stellung befanden, ihr gute Dienste erweisen zu können.

Aber wenn es den Jesuiten gelingen sollte, sie in ihrem Verstecke zu entdecken, dann ist doch ihr Leben von Neuem bedroht und seine Freunde werden sie dann kaum zu retten vermögen.

Aber der Herzog hat auf sein gutes Glück gebaut und es war auch für ihn kein Geheimniß geblieben, daß die Kaiserin-Mutter sich schwierig zeige, wenn man die Bestätigung eines Todesurtheils von ihr verlange. Man hat ihm freilich gesagt, was eine Lüge war, daß Eleonore die Todesstrafe für Kreuzbrecherinnen aufheben wolle, damit sie die Weber schonen könne; aber er setzte kein großes Vertrauen in dieses Gerücht. Nur für ein gutes Zeichen nahm er es hin, für einen Wink von Oben, daß er nicht verzagen solle.

Die Verhältnisse in Wien sind zu verschroben, als daß er von dort aus ohne Intervention des heiligen Vaters Mariens Ehre wieder herzustellen im Stande wäre.

Rein muß sie glänzen, wie sein Wappenschild, oder er muß auf ihre Liebe und auch auf das theure Kind verzichten!

Der Herzog wird vor dem heiligen Vater auf die Knie sinken und ihn bitten, ihn durch einen Machtspruch vor der Welt zu rechtfertigen.

Die schwerste Buße will er sich gefallen lassen, wenn der heilige Vater erklärt, daß Marie nicht vom bösen Geiste besessen sei und mit Absicht nichts unternommen habe, um Gott zu beleidigen, um den Menschen Aergerniß zu geben.

Wenn der heilige Vater sagt:

Marie ist rein und tugendhaft, dann ist sie es auch wirklich!

Sein Vater, der alte Herzog, muß sie dann ehren und darf nichts weiter gegen sie unternehmen.

Herzog Franz wähnt nämlich, daß der alte Herr die Quelle alles Unglücks sei, welches sich über Marie ergossen, und wollte den Vater davon überzeugen, daß er an derselben, sowie an ihm ein schweres Unrecht begangen habe, das selbst der Stellvertreter Gottes nicht billigen könne.

Er muß als Held und Fürst diese unglückliche Fehde auskämpfen und deßhalb soll Marie im Lande bleiben, im Hause eines Religiösen, der ihr Betragen genau beobachtet und dann auch vor Gott und Welt ihre Tugendhaftigkeit und ihre Rechtschaffenheit bezeugen kann.

Gelingt es dem Herzog Franz ferner noch, den Jesuitengeneral in Rom durch Geld und gute Worte auf seine Seite zu bringen,

dann werden die Wiener Jesuiten einen derben Verweis erhalten, weil sie der Weber arg mitgespielt.

Mit solchen eben nicht großen Ideen trug sich der Herzog, als er von seiner Geliebten bei Pater Ambrosius schied.

Im Galopp sprengte er nun in Begleitung seines Reitknechtes die Neustädter Straße dahin, um sich recht bald wieder seiner Geliebten in die Arme stürzen zu können.

Aber welch' weiten, weiten Weg hat er zurückzulegen, — welche lange, lange Zeit wird darüber verloren gehen — und wenn er wieder in Wien eintrifft, wird er dort nicht hören, daß Marie schon längst nicht mehr unter den Lebenden wandelt, daß man sie längst ergriffen, zur Richtstätte geschleppt und ihr Hand und Haupt abgeschlagen habe?

Graf Walderskirchen, der Kapitän und Adjutant des Stadtkommandanten Bucqoi, zählte zu den ergebensten Freunden des Herzogs von Ahremberg. Er ritt täglich aus der Stadt nach Schönbrunn hinaus und kam dort meistens auf dem Wege nach Hetzendorf mit Pater Ambrosius zusammen. Er erkundigte sich bei ihm über das Befinden Mariens und ihres Vaters und suchte mit ihm nach Zeichen, aus welchen man auf die politische Witterung bei Hofe schließen könne. Nun, diese gab es auch und sie lauteten so günstig, daß Graf Walderskirchen zu dem Schloßkaplane sagte:

Es wird wohl nicht nothwendig sein, daß ich länger Wagen und Pferde in der Meidlinger Wirthsherberge bereit halte. Der Braut des Herzogs droht keine Gefahr mehr.

Wieso, mein werther Graf? fragte der Augustinermönch.

Der Kaiser zeigte sich sehr feindlich gegen die Jesuiten und bald werden sie alle ihre Macht verloren haben. — Ich habe hierüber bestimmte Nachrichten von einer Hofdame erhalten. Hochwürden, es werden neue Zeiten kommen und der gesunde Menschenverstand endlich sein Recht erlangen.

Werther Graf, Sie müssen nicht Alles als baare Münze hinnehmen, sagte der Augustinermönch. Der Kaiser hat noch niemals den Jesuiten wehe gethan und wird es auch jetzt nicht thun. Ich habe seit vierzig Jahren die Jesuiten von nahe und ferne angesehen. Das sind gar geriebene Leute.

Sie werden doch zum Falle kommen.

Wenn ein Jesuit fällt, sagte Ambrosius, so kommt er doch gewöhnlich dann wieder auf die Füße zu stehen.

Da werdet Ihr groß irren, meinte Graf Walderskirchen. Ihr wißt, hochwürdiger Herr, was sich vor einigen Tagen beim Bolzenschießen im Schloßgarten ereignet hat. Die ganze Umgebung der Kaiserin weiß es, daß nicht die hohe Frau, sondern wirklich die Fuchs jenen Bolzen abgeschossen, welcher das Kruzifix im Pavillon getroffen hat. Als sie den Bolzen auflegte, schnellte die Sehne zurück und dieser flog an der Kaiserin vorüber durch den Busch. Man kümmerte sich nicht weiter, aber jedenfalls muß es dieser zu früh abgeschossene Bolzen gewesen sein, welcher zufällig ein unerwünschtes Ziel traf. Das war Wasser auf die Mühle der Jesuiten. Die Fuchs, welche ihnen schon lange im Wege stand, wurde in das Gefängniß gebracht und sollte gefoltert werden. Nach wenigen Stunden jedoch war sie wieder frei und versieht wieder den Hofdienst bei der Kaiserin, obwohl es der Kaiser ganz gewiß wissen muß, wie sich die Sache verhält.

Und was folgert Ihr daraus?

Den Beweis, daß die Jesuiten ihre Macht verloren haben. Die Kaiserin-Mutter wurde auch ihres Amtes als die Stellvertreterin des Kaisers in weltlich-kirchlichen Angelegenheiten entsetzt. Das ist ein Schlag, der gegen niemand Anderen als auf die Jesuiten geführt wurde, welche Eleonore völlig beherrschten. Wir haben endlich Sonnenschein bei Hofe.

Aber auf Sonnenschein folgt Regen.

Aber sobald nicht. Ich sage Euch, hochwürdiger Herr, diese kleinen Ursachen werden die größte Wirkung haben. Voll Staunen und Abscheu hat jeder verständige Mann auf diese tolle Jesuitenwirthschaft in Wien geblickt; aber niemand hat es gewagt, diesem Treiben ein Halt zuzurufen. O, die Fuchs hat sich große Verdienste um die Menschheit, um die wahre Religion erworben. Und deshalb bin ich auch entschlossen, sie in unser Geheimniß einzuweihen.

Wozu? sagte der Pater. Aendert sich die Lage der Dinge, wenn die Fuchs weiß, daß sich Marie von Dillingen bei mir aufhält?

Gewiß, sie wird es der Kaiserin sagen und Elisabeth ist eine

aufgeklärte Frau voll unendlicher Herzensgüte. Sie haßt die Jesuiten, das ist bekannt, und sie wird daher um so sicherer sich der Weber annehmen.

Mein lieber Graf, wozu dies Alles? Es ist möglich, daß die Geliebte des Herzogs von Ahremberg vor den Augen der hohen Frau Gnade finden kann; aber es kann auch anders kommen. Ihr wißt nicht genau, was in den innersten Gemächern bei Hofe vor sich geht und weil Ihr dort d'rinnen ein Gesumse hört, so meint Ihr, daß das letzte Stündlein der Jesuitenherrschaft geschlagen hat; aber es könnte auch anders sein. Hätte Kaiser Karl sich von diesem Orden losmachen wollen, würde er gewiß nicht so kleine Ursachen dazu zum Anlasse nehmen. Er hat keinen ehrlichen Deutschen an seiner Seite, und wo nur immerhin ein Häufchen Spanier beisammen steht, da werden Kabalen geschmiedet. Das habe ich genugsam hier bemerkt. Laßt Marie in Ruhe. Sie wohnt sicher in meinem Hause und kann hier so lange bleiben, bis die Zustände sich geklärt haben und Ahremberg wieder hier ist. Er geht nach Rom und ich weiß es aus früherer Zeit, daß die Herzoge von Ahremberg in großem Ansehen in Rom stehen. Die Päpste sehen es gerne, wenn deutsche Reichsfürsten ihren Beistand anrufen. Der Mächtige, welcher sich ihnen unterwirft, den heben sie auch empor und lieben es, dem Kaiser stets Verlegenheiten bereiten zu können. Ich rechne mit Sicherheit darauf, Herzog Franz erhält von dem Papste die Erlaubniß, Marie heiraten zu dürfen und dann führt sie nicht mehr den häßlichen Namen Konkubine und Maitresse. Diese Namen schänden sie und machen es der Kaiserin kaum möglich sich mit Entschiedenheit derselben anzunehmen.

Ich kann, hochwürdiger Herr, Eure Meinung nicht theilen, antwortete der Graf. Die Jesuiten sind in Livrée des Papstes, und er wird sie gewiß früher befragen, ehe er zu Gunsten der Weber eine Buhle erläßt.

Die Livrée pflegt man nicht zu befragen, antwortete der Augustinermönch. In Rom pflegt man ja sich auch nicht an die Gesetzbücher zu halten. Das höchste Anrecht wird durch den Machtspruch des heiligen Vaters zum Ausflusse der höchsten Gerechtigkeit und Niemand kann auch dagegen etwas einwenden, denn er hat von Gott das Gnadenrecht erhalten. Der Baarfüßler, welcher nach

Rom pilgert, um sich von der Verfolgung der Furien zu retten, kehrt mit ruhigem Gewissen von dort zurück. Der reiche Sünder wird aber noch besser aufgenommen. Warten wir ab, werther Graf, warten wir ab.

Gerade deshalb, weil bei Hofe ein günstiger Umschwung eingetreten ist, dürfen wir nicht warten, sagte Graf Walderskirchen, vielleicht folgt wirklich auf Sonnenschein Regen, ehe man es versieht, und das Maitressenthum ist nirgends an den Höfen schlecht angeschrieben. Die Geschichte weist dies nach. In Frankreich ist dasselbe bereits längst zu Ehren gekommen. Nicht minder in Rom selbst, wo jeder Kardinal seine erklärte Maitresse hat. Hier in Deutschland hat der gegenwärtige Kurfürst von Sachsen wohl hierin das Größte geleistet und die Kinder seiner Frauen führen alle glänzende Namen. Ihr müßt Euch zu höherer Anschauung emporschwingen.

Ich? antwortete der Alte. Was habe ich mit dieser Frage zu schaffen? Was die Habsburger dazu sagen, darauf kommt es an. Und in dieser Familie gab es stets Streit und Zwietracht, wenn ein Glied derselben eine illegitime Ehe geschlossen. Ich sage Euch noch einmal, seid klug und vorsichtig und werft das Lamm nicht den Wölfen hin.

Es ist zu spät mit Euerer Warnung, sagte Graf Walderskirchen, Gräfin Fuchs weiß bereits Alles.

Warum habt Ihr dies nicht gleich gesagt?

Weil ich nicht allein die Verantwortlichkeit tragen wollte. Ihr solltet mir zu meinem unternommenen Schritte beistimmen.

Ei, das liefert ja den Beweis, daß Ihr Euch selbst fürchtet, einen thörichten Schritt gethan zu haben.

Graf Walderskirchen seufzte aus tiefer Brust.

Ihr habt recht, sagte er. Ich bin sehr beunruhigt. Gräfin Fuchs hat mir gestern versprochen, daß sie die Kaiserin in das Geheimniß ziehen werde. Dieses Versprechen versetzte mich in die größte Freude; denn ich glaubte zuverlässig, daß die Weber bereits gerettet sei; aber heute, vor wenigen Stunden erhielt ich von der Fuchs dieses Billet.

Der Graf zog ein Blättchen aus seiner Westentasche und hielt es dem Schloßkaplan hin.

Leset, sagte er, leset.

Seid so gefällig, sagte der Pater verdroßen, mir den Inhalt dieses Schreibens mit wenigen Worten mitzutheilen. Meine Augen sind schwach geworden. Kaum bin ich im Stande, das Missale zu lesen.

Es sind auch nur wenige Zeilen, antwortete der Graf, das Briefchen vor seine Augen nehmend.

Gebt Euch keinen sanguinischen Hoffnungen hin, schreibt die Fuchs. Die Kaiserin will es nicht wissen, daß sich die Weber in Schönbrunn aufhält.

Bravo! Bravo! rief der alte Geistliche in großer Aufregung. Solche Briefe schickt man in die Welt hinaus! Weiß man denn nicht, daß die Jesuiten mit guten Spionen bedient werden.

Von dieser Seite befürchtet nichts, entgegnete Walderskirchen. Das Billet der Fuchs überbrachte mir ihre Kammerfrau selbst. Die Gräfin kennt gewiß ihre Leute; aber diese Erklärung gefällt mir nicht, denn nun erst weiß ich, daß die Kaiserin sich in diese Sache nicht mischen wird. Ich wurde in meinem Erwarten getäuscht und dies ist um so schlimmer, da Ihr mein Unternehmen nicht gebilligt habt. Man kennt nun Mariens Aufenthalt, aber man fühlt sich nicht veranlaßt, für sie etwas zu thun. — Oder faßt Ihr, hochwürdiger Herr, die Sache anders auf?

Laßt mich in Ruhe, antwortete der Pater ärgerlich. Ich will gar nicht darüber nachdenken. Nun hängt es wahrlich an der großen Glocke, wo man die Kreuzbrecherin, Hexe, Zauberin finden kann; denn die Kaiserin ist mit vielen Personen umgeben, welchen sie Ihr volles Vertrauen schenkt. Wie sollen Weiber ein Geheimniß bewahren? — Wenn Ihr klug seid, so laßt Ihr die Kutsche vorfahren, welche Ihr für Marie in Bereitschaft haltet und bringt sie sogleich von hier fort.

Ich will hierüber mit Marie sprechen, sagte darauf Walderskirchen. Kommt, Hochwürden, ich begleite Euch nach Euerer Wohnung.

Wie es Euch beliebt. Macht, wenn Ihr wollt, Euren Besuch recht auffällig.

Nun, so geht voran, ich werde Euch späterhin nachfolgen. — Ich bitte Euch, starrt nicht so trüb vor Euch hin. Gräfin Fuchs

hätte gewiß nicht die Kaiserin in das Geheimniß eingeweiht, wenn sie ihre Gesinnung nicht genau kennen würde. — Wir dürfen nicht verzagen. Wenn die Kaiserin für die Weber nichts thun will oder thun kann, so hat sie ja doch wenigsten gleichsam die Bewilligung ertheilt, daß sie sich in ihrem Lustschlosse länger aufhalte. Das ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen immerhin schon sehr viel. Ich bitte Euch, dies in Erwägung zu ziehen. Mich könnt Ihr nicht verdammen.

Gewiß nicht, antwortete der Augustinermönch. Sie sind nicht selber Schuld, Herr Graf, daß der Herzog Ahremberg ungeschickte Freunde hat.

Mißmuthig ging Pater Ambrosius von dannen.

Trotz diesem herben Tone konnte Walderskirchen Ambrosius nicht zürnen, denn er sah es ein, daß er übereilt gehandelt habe. Seine Pflicht wäre es auch gewesen, mit dem Schloßkaplan sich früher zu berathen, bevor er einen so wichtigen Schritt wagte.

Er begab sich hierauf in die Wirthsherberge, wo sich sein Reitknecht befand, und trug ihm auf, die Kutschenpferde gut abzufüttern und dafür Sorge zu tragen, daß der Wagen beim Anbruche der Abenddämmerung in Bereitschaft stehe. Er hatte beschlossen, die Weber und ihre Angehörigen an einen anderen Ort zu bringen und zwar über die ungarische Grenze.

Jener Rottmeister der Rumorwache, welcher die Entführung der Weber ermöglicht hatte, hält sich in einer Mühle bei Eisenstadt auf, und da ihn dort gleichfalls die ausgesendeten Späher nicht aufgefunden, so könnte man auch Marie und ihren Vater dorthin bringen. Sollte sie auch dort nicht völlig sicher sein, so hat sie sich im Auftrage des Herzogs von Ahremberg direkte nach Raab zu begeben, und sich dort unter dem Schutze seines Regimentsstabes zu stellen, welcher daselbst sein Standquartier hat.

Herzog von Ahremberg hatte angeordnet, daß dies nur im äußersten Falle zu geschehen habe, denn er wollte nicht aus seiner persönlichen Angelegenheit eine dienstliche machen.

Vor Allem ist aber nothwendig, daß Marie um ihre Meinung befragt wird.

Und deßhalb begibt sich Graf Walderskirchen zu Fuß von Meidling nach dem Schönbrunner Schlosse.

Auf dem Schloßplatze daselbst erblickte er kaiserliche Hatschiren und Läufer.

Auch mehrere Tragsessel sind daselbst, darunter einer mit rothem Sammt überzogen und vielen goldenen Verzierungen, welcher von vier prächtig gezäumten Maulthieren getragen wurde.

Das ist die Sänfte der Kaiserin.

Sie weilt also in Schönbrunn. Sollte sie gekommen sein, um die Weber zu sehen und zu sprechen?

Graf Walderskirchen wendet sich an einen Hatschiren und fragt ihn, wer sich im Gefolge der Kaiserin befindet.

Die Fuchs, die Valvasina, die Strattmann und die Eßterhazy, antwortete dieser.

Wann sind sie gekommen?

Vor ungefähr einer halben Stunde.

Und wird sich Ihre Majestät lange hier aufhalten?

Ich glaube schwerlich, denn wir haben sie hier zu erwarten.

Befindet sich die Kaiserin oben in den Gemächern?

Das weiß ich nicht genau. Ich glaube, sie ist in den Schloßgarten hinausgegangen.

Glauben heißt nichts wissen, sagte der Schloßhauptmann, der eben heran kam.

Willkommen, Herr Graf. Ich kann Euch sagen, was Ihr zu wissen wünscht. Die Kaiserin hat mit ihren Frauen das Treibhaus besucht und der Nichte unseres Kaplans die Gnade erwiesen, sie dorthin zu berufen. Ihr kennt wohl nicht diese Nichte? Sie ist eine sehr brave Person. Die Tochter eines aus Ungarn vertriebenen Schulmeisters, den wir auch hier haben.

Ist sie jung und hübsch? fragte der Graf.

Eine Rarität, sagte der Schloßhauptmann. Ihr müßt sie sehen. Wenn die Kaiserin wieder fort ist, dann besuchen wir mit einander unseren Pater. Ein Vorwand wird sich finden. — Ich habe zu thun; doch ich bitte Euch, geht nicht fort.

Der Schloßhauptmann eilte von Walderskirchen hinweg, und dieser lief nun mit hastigem Schritt nach Thalers Wohnung. Wie froh überrascht hatte ihn die ebengehörte Nachricht! Marie ist gerettet. — Die theure Geliebte seines treuen Freundes, die er zu zu beschützen ihm angelobt hatte. Er ist jetzt seiner weiteren Sorgen

überhoben. Wen die Kaiserin zu sich beruft, und wer in ihre Lichtsphäre gelangt, dem können keine finsteren Mächte mehr etwas anhaben. Ihr Athem befreit von jeder Schuld und Sühne wie der Segen des Papstes. Sie hat die Fuchs aus ihrer schweren Gefahr mit einem einzigen Worte befreit, und ihr Zauber wird sich auch bei Marie aus Dillingen bewähren.

Walderskirchen begab sich in die Wohnung des Schloßhauptmannes und verlangte von dessen Frau Tinte, Feder und Papier; dann schrieb er seinem Freunde:

„Hosiana! Vivat! Drei Uhr Nachmittags den 17. Oktober. Die Kaiserin ist im Schönbrunner Garten und hat Marie vor sich kommen lassen."

Dieses Schreiben wurde gesiegelt, adressirt und schon in der nächsten Stunde trug es der Reitknecht des Grafen nach dem Oberst-Postmeisteramt in der Stadt, wo die nach Spanien abgehenden Briefe übergeben werden mußten. Nun konnte ein bischen mindere Vorsicht nicht mehr gefährlich werden.

Walderskirchen hielt sich für fest überzeugt, daß Marie auf die Kaiserin den besten Eindruck machen wird.

Natürliche Anmuth und Sitteneinfalt, Manierlichkeit, die glückliche Gabe des Ausdruckes in Wort und Miene waren harmonisch in ihr vereinigt.

Graf Walderskirchen schwört bei seiner Ehre, daß die Kaiserin mit den bestimmten Versicherungen ihres Schutzes von ihr scheiden werde.

Gräfin Fuchs hatte mit dem günstigsten Erfolge bei Elisabeth für die Schöne des Herzogs von Ahremberg gesprochen.

Obwohl sie Marie selbst nicht kannte, so verstand sie es doch, deren Person so interessant zu schildern, daß die Kaiserin von Neugierde entbrannte, jene Zauberin und Kreuzbrecherin kennen zu lernen.

Aber als sie diesen Wunsch ausdrückte, stellte sie sogleich die Bedingung, daß Marie bei ihrer Zusammenkunft mit der Kaiserin es ja vermeiden müsse, von ihrem Schicksale zu sprechen.

Für die hohe Frau sollte nur die Nichte des Schloßpaters existiren, denn nur dadurch konnte sie sich im Nothfalle vor übler Nachrede retten und es auch verhindern, daß sich die Weber auf

sie beziehe. Auf diese Aeußerung der hohen Frau hin sah sich Gräfin Fuchs genöthigt, durch das erwähnte Billet Walderskirchen bekannt zu geben, daß er seine guten Hoffnungen herabstimmen müsse, indem die Kaiserin nichts davon wissen wollte, daß sich die Weber in Schönbrunn aufhielt.

Bei ihrer Ankunft in Schönbrunn richtete die Kaiserin Elisabeth an den Schloßhauptmann die Frage: Ist es wahr, daß sich hier ein Magister aus Ungarn mit seiner Tochter aufhält, welche von dort vertrieben wurden?

Auf die zustimmende Antwort des Schloßhauptmannes sagte die Kaiserin: Da ich von diesen Leuten Gutes gehört habe und das Schicksal der Unglücklichen Theilnahme verdient, so schickt die Tochter des Magisters zu mir.

Gelobt und gepriesen sei der Herr, rief der Schloßkaplan, von freudiger Rührung ergriffen, als er den Befehl der Kaiserin vernommen. Nun wird es zu Tage kommen, daß die Weber fälschlich angeklagt und verurtheilt wurde.

Marie glaubte aus dem Munde des Schloßhauptmannes eine Himmelsbotschaft zu vernehmen. Nun befürchtete sie für ihr Kind nichts mehr. Nun konnte sie auch von dem Fluche der Ehrlosigkeit und der Schande befreit werden.

Demüthig aber glaubensstark und muthig sank sie vor der Kaiserin, der irdischen Gnadenmutter, in den Staub. Und diese reichte ihr huldvoll die Hand zum Kusse. Das Gefolge zog sich nach einer nahen Halle, mit Ausnahme der Fuchs, zurück, und die Kaiserin gebot der Weber, sich von ihren Knieen zu erheben und von ihrem Unglücke zu sprechen.

Elisabeth hatte sich vorgenommen, der Weber nicht hiezu die Erlaubniß zu geben; aber als sie derselben in ihr Antlitz blickte und ihr thränenfeuchtes Auge sah, da konnte sie ihre Zurückhaltung nicht bewahren. Sie hörte dem Vortrag der Weber, welche mit bewegter, jedoch innig gehobener Stimme ihre Unglücksgeschichte vortrug mit größter Aufmerksamkeit zu.

Elisabeth wurde bis zu Thränen gerührt und sagte:

Gott und der Nachwelt bleibt es überlassen, die Urheber jener schauderhaften Blutthaten zu richten, welche hier in Wien seit geraumer Zeit verübt werden. Nur durch sie ist die Wildheit

und Sittenlosigkeit, der Verfall der Religion und der Gerechtigkeit zu ermessen. Verruchtheit und Wahnsinn reichen sich die Hände. Die Thatsachen allein genügen, um es zu wissen, daß nur durch Anwendung der schändlichsten Mittel es zu Stande gebracht wird, daß junge Frauen der Reihe nach angeklagt werden, ein Kruzifix zerbrochen zu haben und erbarmungslos hingeschlachtet werden. Bei Dir, Weber, ging man noch weiter. Du hast auf offenem Platze gehext, und Dein Liebster, der Herzog, hat in dem bösen Feinde einen Rivalen bekommen und kann aus Deinem Urtheile erfahren, daß nicht er, sondern der höllische Galan der Vater Deines Kindes ist. Doch beruhige Dich mein Kind. Es würde Dir wenig helfen, wenn durch den Machtspruch der Majestäten Dir Begnadigung zu Theil werden würde. Hier handelt es sich nicht um Gnade, sondern um das zum Himmel schreiende Recht. Es muß nachgewiesen werden, daß sich das Stadtgericht in eine Mördergrube verwandelt habe und daß diejenigen Menschen, welche im Namen Gottes und des Kaisers zu richten vorgeben, jene eigentlichen Teufel sind, von welchen sie faseln. Es haben sich schon ehrenhafte Männer zusammengefunden, welche die Verbrecherbande auf ihren dunklen Wegen verfolgen und bereits wichtige Entdeckungen gemacht haben. Ich hoffe zu Gott, dem Allmächtigen, daß in kürzester Frist jene Bösewichter ihrer schweren Schuld völlig überwiesen sind. Es ist weniger daran gelegen, jene grauenvollen Verbrechen zu sühnen, sondern den Staat und die Menschheit von jenen Unholden zu befreien, welche sich eine höchst verderbliche Herrschaft anmaßten. Dir aber, Marie, sage ich, verhalte Dich für jetzt mäuschenstille, und harre der Zeit mit Geduld, wo es mir gegönnt sein wird, Dich vor aller Welt zu umarmen und Deine Feinde zu züchtigen.

Kaiserin Elisabeth pflückte eine Purpurrose von dem Strauche, unter welchem sie in dem Treibhause saß und spendete sie der Weber.

Nimm dies zum Beweise meiner Huld und der guten Meinung hin, welche ich von Dir hege. Du hoffst, daß Dein Liebster, der Ahremberg, Dich ehelichen werde. Auch ich will es hoffen. Er soll vor der Welt das Zeugniß ablegen, daß Liebe, Treue und Ehrbarkeit höheren Werth besitzen, als ein glänzender Name und eine Fürstenkrone. Er soll es beweisen, daß es nicht eitle Sinneslust

war, die ihn an Dich gefesselt, und daß jeder Schimpf ein eingebildeter ist, welcher den Guten trifft. Und damit lebe wohl, bleibe gut und brav, trage Deine Erniedrigung und nehme Deine Erhöhung in frohe Aussicht. Der Mund der Falschen wird verstummen und Recht und Gerechtigkeit endlich zur Wahrheit werden. Ja, es werden schönere Zeiten kommen, liebe Weber, und wir werden vielleicht so glücklich sein, uns dieser freuen zu können.

Kaiserin Elisabeth reichte der Herzogsbraut die Hand zum Kusse und die vertrauliche Audienz war zu Ende.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Delinquent von Stein.

Die Jesuiten hatten wahrlich keine Ursache, das Reich des Antichrist in neue Aussicht zu stellen.

Ihre Besorgnisse, daß mit der Rückkehr der Kaiserin ihre Position ungünstiger werden würde, schien durch nichts sich zu rechtfertigen. Man schickte sie nicht vom Hofe hinweg.

Die Kaiserin beichtete dem Jesuiten, welchen sie auf den Wunsch der Kaiserin-Mutter als Beichtvater angenommen hatte.

Der Kaiser hörte auch wie früher die Jesuiten an, wenn bei wichtigen Entschlüssen das geistliche Urtheil vorhin eingeholt werden mußte.

Man verstellte den Jesuiten ihre Wege zur Kaiserin-Mutter und zur Kaiserin-Witwe nicht, und kamen ihrer bei den beiden hohen Frauen noch so viele zusammen, so ließ der Kaiser dennoch nicht nachfragen, was es bei jenen für Verhandlungen gebe.

Die Anordnungen über Kirchen- und Prozessionsgänge wurden von den Majestäten nach dem alten Hofbrauche gewissenhaft beobachtet und gestalteten sich zu wahrhaft glänzenden Festen.

Die Kaiserin war wohl etwas lässiger bei den Umzügen, aber der Kaiser fehlte bei keinem derselben. Bei den Kirchengängen entfaltete der Hof eine große Pracht. Der Kaiser sowohl, als auch seine Kavaliere saßen dabei zu Pferde. Und ging es nach der Stefanskirche, so war Alles in großer Gala und trug Kleider aus Goldstoffen.

Auch die Jesuiten sahen den Kaiser mit seinem Hofstaate und seinen Hatschiren nicht selten in ihrer Kirche.

Mehrere streitige Angelegenheiten, bei welchen der Kaiser das entscheidende Wort zu führen hatte, endigten zu Gunsten der Jesuiten.

Und dennoch tummelten sie sich nicht mehr frisch und fröhlich zu Pferde herum.

Sie traten nicht mehr polternd auf. Wenn sie beisammenstanden und sich mit einander leise besprachen, so machten sie gar lange Gesichter, und Unruhe und Aufregung spiegelten sich in denselben.

Man wollte es auch bemerkt haben, daß, wenn sie an das Herz schlugen, dasselbe mit krampfhaft geballter Faust geschah.

Und wenn sie sich demüthig tief verbeugten, so knirschten sie nicht selten dabei mit den Zähnen.

Ihre Augen wurden stechend. Sie funkelten wie Dolche. Aber im Eifer der Andacht ließen sie nicht nach.

Sie waren noch immer die Frömmsten unter den Frommen.

Wenn sie das Gotteswort verkündeten, da scholl es noch weit donnernder wie vorhin aus ihrem Munde, da weinten sie noch bitterlicher und winselten noch kläglicher, um die Herzen der frommen Zuhörer zu erfassen; aber dennoch war auch dies anders als vorhin, denn die Wirkung war weit geringer.

Ein sehr guter Christ, der dem Kaiser eben so eifrig als den Jesuiten auf jede nur mögliche Weise diente, Graf Althan nämlich, beklagte sich bei dem Rektor dieser Gesellschaft, daß die neuen Predigten nicht kalt und nicht warm machen. Er sagte ihm, daß es eine Freude war, die Jesuiten fluchen zu hören, denn da sei Alles vor ihnen erschrocken, und gar resolute Leute haben vor Angst mit den Zähnen geklappert. Jetzt aber, obwohl sie noch lauter schrieen, so verfingen doch ihre Predigten weit nicht mehr so wie vorhin.

Es scheint, Ihr habt zu Eurem Geschäft die Lust verloren. So kommt es mir wenigstens vor. Und das ist traurig! Sehr traurig! Die Dominikaner und Kapuziner-Prediger haben schon einen größeren Zulauf, als die Eurigen. Wo fehlt's, wo fehlt's denn um Gotteswillen?

Der Rektor der Jesuiten stieß einen gar wunderlichen Ton aus, ein klägliches Pfeifen und Zischen, schlug mit den Händen mit Heftigkeit auf seine Schenkel und krächzte Tod und Verdammniß. Dann warf er die Frage auf: Was meint Ihr, edler Graf, wie es den Krebsen ergehen mag, wenn man sie im kalten Wasser auf den Feuerheerd bringt, und dieses allmälig wärmer und wärmer wird?

Das Gefühl mag für die Krebse eben nicht angenehm sein, meinte Graf Althan.

Ich sage Euch, man will uns abkochen, knirschte der Rektor, aber man merkt es nicht. Uns geht es wie den Krebsen. Unser Todesprozeß geht ganz im Stillen vor sich.

Wie so? hochwürdiger Herr, fragte Althan.

Wie so? höhnte jener. Ihr habt Ohren und hört nicht und Augen und seht nicht. Ihr seid der Verdammniß verfallen; denn Ihr, süßer, frommer Herr, helft weidlich mit, uns zu kochen.

Der gute Althan hatte doch über einigen Witz zu verfügen; denn er sagte: Nun, damit hat es wohl noch seine guten Wege; denn Ihr seid noch immer schwarz, während die gekochten Krebse roth werden. Doch, hochwürdiger Herr Rektor, ich muß es mit Bedauern sagen, daß ich diese Parabel nicht verstehe.

Will's Euch glauben, edler Herr Graf, sagte der Rektor. — Nichts von der Sache mehr. Ihr könnt uns nicht helfen.

Ihr macht mich ängstlich. Ich bitte Euch, lenkt doch meinen Blick auf die Dinge, welche Euch beunruhigen.

Der Jesuiten-Rektor wies mit dem Finger vor sich hin und sagte:

Seht Ihr in der Luft das Ding? Ein Gewebe viel tausendmal feiner, als das der Spinnen. Aber man sieht und hört es nicht. Es hat weder Farbe noch Geschmack, noch Geruch.

Das Ding verwirrt sich immer mehr und mehr, sagte der Graf. Ich werde ganz konfus.

Es steckt etwas in der Luft, fuhr der Rektor fort, das sich mit dem feinsten Sinne nicht wahrnehmen läßt. Doch es existirt ebenso wie eine Seuche des Kreuzbrechens.

Aber die Seuche manifestirt sich doch durch die That, wendete Graf Althan ein.

Ja, ja, zur That möchte man es gerne treiben, sagte der Rektor, aber man fürchtet, daß man sich verrechnen könnte.

Hochwürdiger Herr, wenn Ihr mir reinen Wein einschenken würdet, sagte Althan, so könnte ich vielleicht von Nutzen sein. Ihr wißt, daß Se. Majestät der Kaiser mir und meinem Hause in Gnaden gewogen ist.

Wenn Ihr das glaubt, entgegnete der Rektor, und uns wahre Zuneigung schenkt, so theilt dem Kaiser unser eben gepflogenes Gespräch mit. Weiter ist gar nichts nothwendig.

Graf Althan versprach es zu thun und hielt auch Wort.

Die Folge davon war, daß der Jesuiten-Rektor zu dem Kaiser beschieden und von demselben in Gegenwart einiger spanischer Herren und des Grafen Althan empfangen wurde.

Was habt Ihr denn gegen mich vorzubringen? fragte der Kaiser.

Nichts, Euer Majestät, antwortete der Jesuit. Wir haben stets die kaiserliche Huld und Gnade in reichem Maße genossen und die Feinde Eurer Majestät stets als Feinde Gottes und der Kirche bekämpft, und wurden auch von den glorreichen Vorfahren Eurer Majestät mit Anerkennung belohnt, daß wir, und nicht die Generäle und Hilfsvölker Ihrer Majestät, nicht allein siegreich den dreißigjährigen Krieg beendigt, sondern daß wir auch die üblen Folgen dieses Krieges durch unseren Eifer glücklich beseitigt haben.

Diese Anerkennung verdient Ihr auch, antwortete der Kaiser. Zu jeder Zeit, wenn meine höchstseligen Vorfahren für die Kirche das Schwert gezückt, habt Ihr Erstaunliches geleistet; aber auch jetzt, wo kein Religionskrieg mehr die Leidenschaften entzündet, da seit Ihr sehr thätig, um das Ansehen der Kirche auszubreiten und zu befestigen. Und da wir ein getreuer Sohn der Kirche sind, so unterstützen wir Euch auch gern in Euerem Eifer. Wir hemmen Euch nicht in Euerem schönen, christlichen Wirken, und es geschieht Nichts im weiten Lande, ohne daß man nicht Euere Meinung angehört hätte.

Und dennoch gelten wir nichts mehr bei Euerer Majestät, sagte der Rektor. Es ist nur mehr die Form, die da beobachtet wird, aber es geschieht nichts mehr in unserem Geiste, und das innige Einverständniß Euerer Majestät, das dem Hause Habsburg stets zum Segen gereichte und irdische wie himmlische Wohlfahrt sicherte, das fehlt gänzlich.

Das ich nicht wüßte! sagte der Kaiser. Ihr werdet doch nicht darüber ungehalten sein, daß wir dem Mißbrauch Einzelner in Eurem Orden entgegentreten. So hat es sich erst vor wenigen Tagen zugetragen, daß das Muttergottesbild in unserer Kapelle abermals Thränen vergossen hat. Da dieses Wunder eine üble Auslegung nach sich zog, so hat man das Bild näher besichtigt und eine gottlose Schelmerei entdeckt. Der Sakristan, hierüber zur Rede gestellt, verdächtigte Eure Ordensbrüder, dieses Wunder veranlaßt zu haben. Dennoch habe ich mich damit begnügt, den Fall Euch mitzutheilen, damit durch Eure Sozietät selbst und ohne jedes Aufsehen die Schuldigen entdeckt und abgestraft werden. Ich denke, Ihr könnt mit mir zufrieden sein.

Euer Majestät, antwortete der Rektor, man hat sich vermessen, Lügen und Verläumdungen gegen meine Ordensbrüder vorzubringen. Es gibt keinen unter uns, der das Bild der allerhöchsten Gnadenmutter durch ein schlaues Spiel entweihen würde.

Ich will es Euch gerne glauben, sagte der Kaiser, aber das Muttergottesbild weint nicht mehr und wenn dies oder ähnliches wieder geschehen sollte, so werde ich durch eine Kommission den Fall sogleich zur Untersuchung bringen lassen, um Euch vor jeder Verdächtigung zu bewahren. Ihr seht ja, wir wollen in bester Eintracht mit Euch leben und ich finde es daher von Euch sonderbar, daß Ihr meinen lieben Althan mit seltsamen Aeußerungen in Schrecken versetzt habt.

Eure Majestät, ich hatte dazu gute Ursache, antwortete der Jesuit, denn auch der minder Scharfsichtige muß sehen, daß man uns in allen Dingen zurücksetzt. Man kümmert sich nicht um die Gnade des Herrn und hört die Jesuiten nur an, um sie eben gehört zu haben. Der fromme Glaube wurde durch die Macht der Hölle erschüttert, und es ist um so betrübender, daß in der nächsten Umgebung Sr. Majestät der Gottlosigkeit, der Mißachtung alles Heiligen ein freies Plätzchen eingeräumt wurde. Mich näher zu erklären, werden wohl Eure Majestät mir allergnädigst erlassen.

Nein, hochwürdiger Herr, antwortete der Kaiser. Ich habe Euch eben rufen lassen, damit kein unfaßbares Etwas zwischen uns in der Luft liege. Sprecht Euch nur offen aus. Das sind lauter

eifrige Anhänger Eures Ordens. Was wir da sprechen, bleibt unter uns. Ich gebe Euch mein Wort.

Ich bitte um die Gnade mich hierüber nicht äußern zu müssen, wiederholte der Jesuit. Gott soll mich beschützen und bewahren, irgend eine Spaltung oder auch nur eine Verstimmung unter den allerhöchsten Familiengliedern durch meine Worte hervorzurufen, wenn auch die Kirche selbst darunter leiden sollte. Ich will es daher dem Rathschluß der ewigen Vorsehung überlassen —

Nicht weiter in diesem Tone, unterbrach der Kaiser den Jesuiten. Die Zahl meiner Familienglieder ist eine äußerst geringe. Ich wüßte nicht, gegen welches Ihr einen Tadel aussprechen könntet. Ihre kaiserliche Hoheit, die Erzherzogin, theilt in jeder Hinsicht die Gesinnungen Ihrer Majestät, meiner durchlauchtigsten Gemalin, an welcher Ihr, wie Ihr es wohl wissen werdet, eine eifrige und unermüdliche Fürsprecherin bei mir gefunden habt. Und gegen Ihre erhabenen Majestäten, meiner durchlauchtigsten Mutter und Schwägerin, werdet Ihr Euch doch nicht ermessen, selbst im Geheimen ein abfälliges Urtheil zu hegen; denn die hohen Tugenden derselben sind eben so wie die der Kaiserin unantastbar. Ich begreife daher nicht, wohin Eure Worte zielen können. Und nun könnt Ihr schon wieder gehen, setzte der Kaiser hinzu, und unterlaßt es künftig, Aeußerungen fallen zu lassen, welche mich auf den Gedanken bringen müssen, daß Ihr meinem Hause weit weniger ergeben seid, als die Ketzer und Heiden, und überwacht Eure Leute besser, da es in der letzten Zeit vorgekommen sein soll, daß so manche derselben einen mehr als gebührlichen Einfluß in Gerichtsangelegenheiten nehmen und in ihrem Eifer weit über das Ziel hinausschießen. — Was seht Ihr mich so staunend an?

Euer Majestät, ich beuge mein Haupt in Demuth und werde unablässig mit meinen Ordensbrüdern zu Gott beten, dem allerhöchsten Kaiserhause Segen und Wohlfahrt zu verleihen; aber ich bin von den ungnädigen, allerhöchsten Aeußerungen überaus betroffen, den es ist mir nicht bekannt geworden, daß in den Prozessen der Kreuzbrecherinnen Unregelmäßigkeiten stattgefunden, welche meine Ordensbrüder verschuldet hätten.

Aber mir ist es bekannt geworden, sagte der Kaiser. Es ist ein Deserteur und Straßenräuber hiehergesendet worden, welcher

angibt, daß er im Beichtstuhle von einem Jesuiten verleitet worden sei, ein falsches Zeugniß gegen die beiden Perlfasserinnen in der Paternostergasse abzulegen. Diese beiden Frauenzimmer leben heute nicht mehr. Eine von ihnen hat man geköpft, die andere zu Tode gereckt.

Euer Majestät, entgegnete der Jesuit, auf diese entsetzliche Anschuldigung hin habe ich ein Recht zu verlangen, daß dieser Elende, welcher so Nachtheiliges über die Gesellschaft Jesu ausgesagt, dem Militärgerichte entzogen und dem hochnothpeinlichen Gerichte zur Untersuchung überliefert werde, was auch für solche Fälle das Gesetz ausdrücklich verlangt.

Diese Sache müßt Ihr mit den betreffenden Militärpersonen ausmachen, antwortete der Kaiser. Auch diese berufen sich auf ihre Rechte. Ich kann mich in Interpretationen des Gesetzes nicht einlassen, werde aber seiner Zeit, nachdem ich den Hofkriegsrath hierüber gehört, im Falle ein Streit darüber sein sollte, meine Entscheidung fällen.

Euer Majestät, es wäre ein entsetzliches Unglück, wenn ein überwiesener Mörder und Straßenräuber mehr Glauben finden würde, als ein Mitglied der Gesellschaft Jesu.

Das ist eben Sache der Untersuchung, sagte der Kaiser, und ich würde die Richter zur strengen Verantwortung ziehen, welche sich durch vorgefaßte Meinungen von der Forschung nach der Wahrheit abziehen ließen. Für jetzt kann ich Euch so viel sagen, daß ich einen großen Unterschied mache zwischen dem Orden Euerer Gesellschaft und den einzelnen Gliedern desselben. Und nun geht in Gottesnamen.

Der Jesuit ging.

Wenn man auch Kaiser Karl VI. Charakterschwäche, Inkonsequenz und Kleinlichkeitssinn mit Recht zum Vorwurf machen kann, so kann man ihm dennoch nicht nachsagen, die Interessen seines Hauses einen Augenblick zurückgesetzt zu haben. Eifrig war er darauf bedacht, den Glanz seines Hauses zu erhöhen und war eifersüchtig auf seinen Ruhm und seine Herrlichkeit. Und deßhalb ließ er sich auch nicht die Vormundschaft der Jesuiten gefallen. Auch seine Gemalin suchte er gegen feindselige Angriffe, woher sie auch immer kommen mochten, in Schutz zu nehmen.

Aber erst seit er sie wieder an seiner Seite hatte, war er entschiedener in Haltung und Ausdruck geworden. Er zeigte nun erst, daß er auch seinen eigenen Willen haben könne und daß ihm Niemand etwas zu sagen habe, es müßte denn sein, daß er demselben hiezu die nöthige Erlaubniß ertheile.

Das Wunderbarste aber an diesem Monarchen bleibt, daß derselbe die geraden und unbedeckten Wege so viel wie möglich vermied, und bei Allem, was er unternahm, sich den Anschein gab, daß er nur von einer herben Nothwendigkeit dazu gezwungen worden sei, indem er die Absicht hatte, eben das Gegentheilige zu thun.

Er hatte fast so viele Günstlinge als Hofherren, aber jeden, dem er heute Freundschaft und Treue gelobte, ließ er am nächsten Tage wieder fallen und überlieferte ihn schonungslos seinen Feinden. Die Intrigue und Kabale wurde bei Hofe mehr als jemals gepflegt. Er fand es für nothwendig, daß man den Jesuiten ihre Flügel stutzen müsse; aber er dachte nicht daran, sie vom Hofe zu verbannen, da er sich keinen Hof ohne Jesuiten vorstellen konnte. Sie sollten sich nicht überheben und in fremde Angelegenheiten mischen, Zwietracht weder in seinem Hause noch unter seinen Völkern stiften, sie sollten weder ihm noch diesen ein Leid zufügen, wenn er auch sich von ihrem Einflusse emanzipire; aber sie sollten es nicht wissen, daß er ihnen nicht wohlgeneigt sei, und daß er es gerne sehen würde, daß man ihnen die Heuchlermaske von ihren Gesichtern reiße. Er intriguirte gegen sie, wie er es gegen Jeden that, der ihm mißfiel, und überließ es anderen, auf sie loszugehen.

Er überließ es ihnen wie vorher, sich in gerichtliche Angelegenheiten zu mischen, obwohl er einsah, daß ihre Einflußnahme eine nichtswürdige sei; und dennoch wollte er diesen Einfluß dadurch brechen, indem er Andere dazu ermuthigte, das unlautere Treiben der Jesuiten aufzudecken, um dadurch sie selbst zu zwingen, von den Gerichtsangelegenheiten sich fern zu halten.

Diese Aengstlichkeit vor den Jesuiten hatte auch ihren guten Grund.

In der Geschichte stand es aufgezeichnet, wie übel die Jesuiten den Königen mitgespielt hatten, wenn diese feindselige Schritte gegen sie unternahmen.

Mit wenigen Worten gesagt, er glaubte die Jesuiten dadurch

am sichersten zu ruiniren, wenn er sie um ihr Ansehen zu bringen suche, und glaubte dabei nichts zu riskiren, wenn er sie von Anderen bedrängen lasse, und dennoch sich immer den Anschein gebe, sie zu schützen und zu vertheidigen. Es freute ihn überaus, daß seine Gemalin, die Kaiserin Elisabeth, sich nicht dem Einfluß der Jesuiten wie die Kaiserin-Mutter und die Kaiserin-Witwe hingebe, denn er wollte eine Kaiserin und nicht eine Betschwester an seiner Seite haben; aber die Jesuiten sollten es nicht merken, daß die Kaiserin ihnen abgeneigt sei, um sie ihrer Verfolgung nicht preiszugeben und wenn sie es wagten, sie zu hofmeistern, da gerieth er in einen Feuereifer und klopfte sie auf die Finger.

Das Unwesen mit der Verurtheilung der Kreuzbrecherinnen widerte ihn längst an; aber er wollte nicht für solche Gottlosigkeiten die bestehenden Gesetze zu Gunsten derjenigen Personen mildern, welche als Gotteslästerer angeklagt wurden; es sollte dargethan werden, daß die Gesetze schlecht gehandhabt wurden und er wollte Einrichtungen herbeiführen, um den Mißbrauch unmöglich zu machen. An Teufeleien, Hexen und Zauberer glaubte er vielleicht weniger, als alle seine Zeitgenossen, aber da dies ein allgemeiner Glaube war, und es von allen hochgeehrten Herren und von den höchsten geistlichen Personen ihm bewiesen wurde, daß die Kirche und der fromme Glaube überaus geschädigt würde, wenn man aus dem Gesetzbuche die Verordnungen gegen Zauberei ausmerzen würde, so dachte er nur daran, es nach Möglichkeit zu verhindern, daß durch den Aberglauben Unglück gestiftet werde.

Was die Prozesse der Kreuzbrecherinnen anbelangt, so ermuthigte er im Geheimen, und zwar im Vereine mit Kaiserin Elisabeth, die Freunde des Herzogs von Ahremberg, nachzuweisen, auf welche gottlose Weise bei jenem Prozesse verfahren worden war, und sein Wille war es, daß der Kommandant von Wien, Graf Bucqoi, alle Minen springen ließ, um das Treiben der Jesuiten in dieser Sache aufzudecken. Er besprach sich hierüber mit Kaiserin Elisabeth, diese mit der Gräfin Fuchs und Gräfin Fuchs mit dem Grafen Bucqoi. Und kaum war dieser im Stande, nachweisen zu können, daß man in den Prozessen der Kreuzbrecherinnen falsche Zeugen gedungen habe, so sendete man ihn zur Kaiserin-Mutter, um sie hievon unterrichten zu lassen. Graf Bucqoi war

nichts weniger als ein Jesuitenfeind; aber es war der Mann, welchen man bei einer solchen Mission ganz gut gebrauchen konnte, denn die Jesuiten bedrängten ihn, weil sie wähnten, daß er sich mit dem Herzoge von Ahremberg im geheimen Einverständnisse befinde, und die Kaiserin-Mutter hatte auf das Anrathen der Jesuiten seine Absetzung verlangt, weil er Marie von Dillingen nicht nachdrücklich verfolgen ließ. Gar viele Anschuldigungen wurden gegen Bucqoi vorgebracht.

Man suchte sogar seine Gemalin ihm auf den Hals zu hetzen, und dies bestimmte ihn, den Kampf mit den Jesuiten aufzunehmen.

In Begleitung des Feldkaplans Pater Stern, welcher den Jesuiten nichts weniger als hold war, begab er sich nach der Antichambre der Kaiserin-Mutter, und zwar zu einer Zeit, wo er wußte, daß ihm von den Jesuiten der Weg nicht verstellt war.

Die Herren Patres der Gesellschaft Jesu bewachten und belagerten die Kaiserin-Mutter auch nicht mehr so eifrig wie vorhin, da sie keinen Einfluß mehr auf die politischen und gerichtlichen Angelegenheiten nehmen konnte.

Was half es, leeres Stroh zu dreschen.

Die Kaiserin-Mutter ließ um sich ihre Frauenzimmer versammeln und empfing den Grafen Bucqoi und dessen Begleiter.

Als sie aus seinem Munde erfuhr, um welche Angelegenheit es sich handle, so sagte sie:

Ihr kommt damit längst zu spät. Ich befasse mich nicht mehr mit solchen Dingen.

Der Wiener Stadtkommandant schwieg dennoch nicht und schon wußte Eleonore, daß jener Mann sich selbst im Kerker befinde, welcher Schön Lieschen und ihre Muhme des Diebstahls beinzichtigt hatte, wodurch sie dem hochnothpeinlichen Gerichte überantwortet wurden.

Jener Mann, ein Deserteur vom Regiment des Herzogs von Lothringen, machte die Aussage, daß der Jesuit, Pater Kunzian, welchem er in der heiligen Beichte seine Noth geklagt, zu ihm gesagt habe: Ich will Dir ein Brod verschaffen. Ich mache Dich zum Aufstecher, doch Du mußt es durch den Empfang des Sakramentes des Altars geloben, dieses niemand Anderem zu verrathen.

Meine Noth war zu groß, antwortete jener Deserteur dem Pater, als daß ich im Erwerbe wählerisch sein könnte. Gebraucht mich nach Eurem Belieben.

Pater Kunzian habe ihm einen harten Thaler gegeben und zu sich für den nächsten Tag in die Zelle bestellt, dort habe er zu ihm gesagt: Die Perlfasserin Wieninger und ihre Muhme sind wahrhaftig gottlose Leute. Man konnte ihnen aber bisher nichts anhaben, weil sie von dem Teufel in den Künsten der Schlauheit unterrichtet werden. Wir wollen sie aber doch überlisten, und sie durch eine falsche Anklage in unsere Gewalt bringen.

Er habe hierauf den Pater Kunzian gefragt, ob eine falsche Anklage nicht eine große Sünde sei, worauf Dieser geantwortet: O ja! aber wir werden Dir Deine Sünde schon wieder abnehmen und Dir noch obendrein einen Ablaß für 50 Jahre verschaffen. Dadurch bist Du auch für Deine Zukunft geborgen und der Himmel steht Dir offen.

Der Deserteur habe hierauf die beiden Perlfasserinnen fälschlich angeklagt, und dafür von Pater Kunzian fünfzig Gulden mit einem Ablaßbrief erhalten, wogegen er versprechen mußte, sich sogleich von Wien hinwegzubegeben und vor sieben Jahren nicht dahin zurückzukehren.

Der Deserteur hatte auch sein Versprechen gehalten. In Horn jedoch verspielte er sein Geld, worauf er sich vornahm, ein Straßenräuber zu werden, weil er wähnte, daß durch den Ablaß ihm alle künftigen Sünden nachgelassen werden. Unfern Gföll habe er ein Weib ausgezogen und übel traktirt. Den Tag darauf einen Müllerburschen ermordet und ihm seine Baarschaft, aus sieben Gulden bestehend abgenommen. Dieser Mord sei jedoch ruchbar geworden und der Thäter wurde verfolgt und gefangen genommen.

Da ihn die Bauern in ihrer Wuth ermorden wollten, habe er sich darauf berufen, ein lothringischer Reiter zu sein, worauf er von jenen zu seinem Regimente gebracht wurde. Dort wies er seinen Ablaß vor und sagte: Ihr habt kein Recht, mich wegen meiner Desertion, noch mich wegen Mord und Raub zu strafen; denn ich habe schwarz auf weiß, daß ich durch volle fünfzig Jahre machen kann, was mir beliebt. Und Gottes Befehl müßt Ihr respektiren. Um seine Gerechtsame zu Mord und Diebstahl zu be-

weisen, gab er es bekannt, auf welche Art er zu dem Ablaßbriefe gekommen. Der in Stein befehligende Major schrieb deßhalb an den Wiener Stadtkommandanten, und dieser ersuchte, den Delinquenten zur weiteren Untersuchung nach Wien zu übersenden, was auch geschah.

Der Feldpater zeigte der Kaiserin-Mutter den Ablaßbrief und dann auch einen zweiten, welcher einem andern Soldaten von der Wiener Garnison abgenommen worden war, der gleichfalls im Beichtstuhle der Jesuiten als Aufstecher angeworben worden war.

Jener Andere habe gegen die Gräfin Fuchs die Aussage machen sollen, sie gesehen zu haben, wie sie aus einem Fenster ihres Hauses in der Schauflergasse ein Kruzifix auf die Straße hinausgeworfen habe.

Derselbe hatte auch bereits von den Jesuiten ein zerbrochenes Kruzifix erhalten, welches er bei dem Stadtgerichte als das der Gräfin Fuchs vorweisen sollte.

Dieser Mann, welcher besorgte, daß dieser Handel schlecht endigen könnte, meldete dies seinem Hauptmanne.

Der Hauptmann besprach sich mit dem Stadtkommandanten, dem Grafen Bucqoi, und dieser, um sich von der Richtigkeit jener Aussage zu überzeugen, forderte selbst den Soldaten auf, sich den Ablaßbrief von den Jesuiten zu holen.

Der Soldat eilte sogleich zu jenem Jesuiten, welcher ihm das zerbrochene Kruzifix gegeben hatte und sagte:

Ich habe schon die Anzeige bei dem Stadtrichter gemacht. Ich muß mich aber salviren und in Eile Wien verlassen. Ich will ein zweites Mal dem Stadtrichter nicht Rede stehen, sonst faßt mich Graf Bucqoi beim Schopfe.

Der Jesuit ging in die Falle. Er gab ihm den Ablaßbrief und außerdem noch zwanzig Gulden.

Als die Kaiserin-Mutter dies hörte, so rieb sie sich die Stirne mit der Hand und sagte:

Ihr verwirrt meinen Geist. Wenn es so ist, wie Ihr sagt, so begebt Euch unverweilt zum Ordensprovinzial der Jesuiten, der sich soeben in Wien aufhält, damit die Schuldigen eine schwere Strafe treffe.

Ihre Majestät, sagte Graf Bucqoi, was würde es denn nützen,

die Jesuiten bei den Jesuiten zu verklagen? Es wäre wohl besser, eine eigene Kommission niederzusetzen, um diese so traurigen Fälle zu untersuchen. Wie viel unschuldiges Blut mag geflossen sein!

O, Herz Jesu! rief Kaiserin Eleonore, verleihe mir Kraft und schenke mir einen klaren Blick, damit ich es erkenne, wo die Wahrheit liegt. — Doch was wollt Ihr von mir? Se. Majestät der Kaiser hat mir mein schweres Amt abgenommen. Zu ihm müßt Ihr gehen, wenn Ihr Euch davon überzeugt habt, daß jene beiden Soldaten nicht von dem bösen Feind gedungen wurden, um den Dienern Gottes Böses nachzusagen.

Graf Bucqoi und der Feldkaplan verbeugten sich tief und wiederholt vor der hohen Frau und begaben sich nach der kaiserlichen Antichambre und baten daselbst um Audienz.

Der Kaiser ließ durch seinen Obersthofmeister sich erkundigen, was Bucqoi ihm zu melden habe, was aber nur förmlich geschah, denn Karl VI. war genau von Allem bereits unterrichtet.

Der Obersthofmeister sprach mit dem Stadtkommandanten, begab sich dann zu dem Kaiser und erstattete die Meldung.

Dieser verweigerte dem Grafen die Audienz und forderte ihn auf, seinen Rapport pflichtgemäß und schriftlich dem Hofkriegsrathe zuzustellen und sich wohl in Acht zu nehmen, daß dabei nichts Irrthümliches unterlaufe.

Graf Bucqoi entfernte sich mit diesem Bescheide und schon den darauffolgenden Morgen hatte er seine Eingabe bei dem Hofkriegsrathe gemacht. Von dort gelangte die Sache unverweilt an den Kaiser, und dieser schrieb an dieselbe mit eigener Hand: Citissime, an das geistliche Gericht!

Nun, der Anfang war gemacht und frisch ging es vorwärts. Ein junger Spanier, Namens Stella, welcher sich der besonderen Gunst des Kaisers zu erfreuen hatte, und mit ihm noch andere Spanier am kaiserlichen Hofe erklärten sich offen gegen die Jesuiten und zwar deßhalb, weil sie unbeliebte Personen geworden waren und es wußte, daß man der Kaiserin den besten Gefallen erweisen könne, wenn man gegen ihre Feinde in der Kutte muthig auftrete.

Diese Spanier, von welchen wir sprechen, hatten eine ruhmlose Vergangenheit. Sie stammten aus dem Volke und hatten ihre Karrière einzig und allein den Majestäten zu verdanken, deren

Sache sie sich in Spanien angeschlossen hatten. Die Zahl der edlen Hidalgo's war geringe, die für Karl VI. zu den Waffen griffen.

Und da der Kaiser einen spanischen Hofstaat haben mußte, so machte er es ebenso, wie das Königlein im Evangelium.

Nachdem die Vornehmen des Reiches zu seiner goldenen Tafel nicht gekommen waren, so öffnete er die Thore und rief die Leute, welche hinter den Zäunen lagen, zu sich. Er machte aus ihnen Grafen und Fürsten.

Und diese Emporkömmlinge waren die Fähigsten unter seinen Hofherren; denn die altspanischen Adeligen und Priester, welche zu seiner Partei hielten, waren so unverständig, daß man sie nur bei dem Hofgepränge als Aufputz verwenden konnte.

Jener Graf Stella setzte allen Eifer daran, um die Schliche der Jesuiten auszuspioniren und hatte es gar bald erfahren, daß Pater Kunzian nicht selten die Wohnung des Hofgärtners besuche und dessen Töchterlein, die Harfenspielerin, auf gute Wege zu bringen suche. Vorhin war das Mädchen sehr munter gewesen und hatte sich darin gefallen, die lustigsten Weisen auf der Harfe zu spielen; aber seit Pater Kunzian sich mit ihr befaßte, da wurde sie schwermüthig, lief eifrig in die Kirche und nach dem Beichtstuhle und berührte die Harfe nicht mehr.

Graf Stella war auf den Gedanken verfallen, daß die Verletzung des Kruzifixes im Gartenpavillon durch den Bolzen der Gräfin Fuchs ein Jesuiten-Kunststückchen sein müsse, welche nach dem Blute ihrer Widersacherin dürsteten.

Es wäre gewiß für sie höchst erfreulich gewesen, wenn sie diese ihre offenkundige Feindin als Gotteslästerin hätten verurtheilen lassen können.

Allgemein bei Hof hieß es, daß die Kaiserin eine unwahre Aussage gemacht habe, um die Fuchs dem Grimme ihrer Feinde zu entziehen.

Das mochten auch die Jesuiten wohl wissen; aber wer durfte es wagen, die Kaiserin einer Lüge zu zeihen.

Graf Stella verwendete seine Muße dazu, in dem Hofgarten herumzuschleichen und wohl darauf Acht zu haben, ob nicht ein Zufall ihn auf die rechte Spur bringen könnte, um diejenige Person zu entdecken, welche eigentlich jenen Frevel mit dem Kru-

zifix vollführt haben könnte. Er hielt es für unwahrscheinlich, daß das Ungefähr den Bolzen von dem bestimmten Ziele so weit hinweggetragen und daß er gerade in die Seitenwunde des Erlösers am Kreuze geflogen sei.

Diese Bemühungen des Grafen waren nicht fruchtlos. In dem Gebüsche unweit der Gärtnerwohnung versteckt, sah er die Gärtnerstochter mit dem Jesuiten Pater Kunzian auf jene Stelle zukommen, wo er sich verborgen hatte.

Das Mädchen weinte. Der Jesuit suchte zu ermuthigen und sagte zu ihr: Du mußt Gott mehr als den Menschen dienen, und wozu ich Dir gerathen habe, geschah im Auftrage des Himmels. Die Fuchs ist so gottlos, daß sie oft daran dachte, Christus am Kreuze zu durchbohren. Was sie im Gedanken sich vornahm, hast Du nun ausgeführt, und wenn sich die Kaiserin ihrer nicht angenommen, würde sie ihrer Strafe nicht entgangen sein. Doch nur Geduld, mein Kind, Du wirst als Braut des Himmels zu hohen Ehren gelangen, die Fuchs aber wird dennoch fallen.

Der Jesuit schritt mit dem Mädchen wieder weiter, und Graf Stella, welcher nun genug wußte, ging zu dem Kaiser, um von seiner Entdeckung die Anzeige zu machen.

Der Kaiser rieb sich erfreut die Hände, und sagte zu dem Grafen Stella:

Sprich hierüber mit dem Hofgärtner und nimm Dir Perlas mit, damit er es gleichfalls höre, wenn die Tochter des Gärtners, in Gegenwart des Vaters zur Verantwortung gezogen, etwas Nachtheiliges wider Pater Kunzian aussagt.

Stella und Perlas suchten nun den Hofgärtner auf und machten ihm die Hölle heiß.

Dieser Mann hielt zwar auf die Jesuiten gar viel, aber es kam ihm in die Quere, daß seine Tochter auf die Vorstellung des Pater Kunzian sich entschlossen habe Karmeliternonne zu werden, und sagte zu den Hofherren:

Es wäre gerade kein Meisterstück von dem gelehrten Pater Kunzian, wenn er wirklich das Mädchen zu einer Nichtswürdigkeit verleitet. Der redet Jedem zu dumm. Kommt nur, meine Herren, die Sache muß man untersuchen.

Die Gärtnerstochter, von dem Vater hart angelassen und

von den Hofherren aufgefordert, nicht undankbar an der Kaiserin zu handeln, gestand in ihrer Angst, daß nach dem Bolzenschießen Pater Kunzian zu ihr gekommen, als sie eben die Fenster des Pavillons schließen wollte, und sich vor ihr niedergebeugt und ihr dann einen Bolzen gezeigt, den er eben, wie er sagte, vom Boden aufgehoben.

Die Frauenzimmer der Kaiserin treiben es doch zu arg, sagte er hierauf zu ihr. Sie schießen mit ihren Bolzen statt nach der Scheibe in den Pavillon, ohne daran zu denken, daß sich hier ein heiliges Kruzifix befindet. Dieser Unfug muß abgestellt werden und das erreicht man am Leichtesten dadurch, wenn Du diesen Bolzen nimmst und ihn mit der Hand in das Kruzifix eindrückst.

Die Gärtnerstochter sagte ferner aus, daß sie sich geweigert habe, dem Pater Kunzian zu gehorchen. Als dieser aber hierauf zu ihr gesagt, daß er wohl wisse, was er als ihr Beichtvater anordne, so habe sie seinem Befehl gehorcht.

Das Mädchen versprach, auf Pater Kunzian nicht wieder zu hören und der Vater bat die Hofherren es zu vermitteln, daß er nicht durch die Thorheit seines Kindes den Dienst verliere.

Als dies dem Kaiser hinterbracht wurde, ließ er dem Gärtner sagen, daß er seine Tochter mit einem „Partus" abstrafen solle, unter welchem Ausdruck ein „Schilling" verstanden wurde. Er aber begab sich mit Perlas und Stella zu der Kaiserin-Mutter, nachdem er erfahren, daß eben Pater Kunzian sich dort befinde. Wirklich fand er bei der hohen Frau den Jesuiten mit der gebissenen Wange und sagte vor Entrüstung zu ihm: Hebe Dich hinweg, Du Elender, und kehre in Dein Kloster zurück, um es Deinem Oberen zu melden, daß Du es selbst gewesen bist, der das heilige Kruzifix im Garten-Pavillon verletzte. Fliehst Du nicht eilig, so wird Dir die Gelegenheit zur Flucht benommen werden.

Pater Kunzian fand es auch für gut sich aus dem Staube zu machen.

Als die Kaiserin-Mutter hörte, was da vorgefallen sei, so sank sie halb ohnmächtig auf den Stuhl nieder und setzte dadurch den Kaiser so sehr in Bestürzung, daß er sogleich die Frauen der Kaiserin und die Leibärzte rufen ließ.

Ein heftiger Sturm der Entrüstung schallte durch das ganze Haus.

Alle Jesuiten daselbst kamen zum Vorschein und zeigten sich höchst bestürzt über die Gottlosigkeit des Mitbruders in Christo.

Wenn dies wirklich so sich verhält, als man hier hört, rief Pater Knofel, dann muß der Unwürdige aus dem Orden gestoßen und dem hochnothpeinlichen Gerichte übergeben werden. Ihr anderen aber mögt es wohl bedenken, ob ihr die Lämmer schmähen sollt, wenn ein Wolf im Schaffelle sich unter dieselben eingeschlichen.

Schon am folgenden Morgen erschien der Ordens-Provinzial mit dem Rektor der Jesuiten in der kaiserlichen Burg und bat um ein allergnädigstes Gehör bei dem Kaiser.

Karl VI. bewilligte ihm dieses und zwar in Gegenwart der Kaiserin-Witwe und seiner Gemalin der regierenden Kaiserin Elisabeth.

Die Kaiserin-Witwe sollte es erfahren, wem sie ihr unbedingtes Vertrauen geschenkt habe und als Heiligen verehrt wissen wollte.

Der Provinzial aber bewahrte eine meisterhafte Haltung. In seiner Aussage war er nicht gekommen, um einen Mohren weiß zu waschen, und nachdem er dem Kaiser freudig dafür gedankt, daß er einen unwürdigen Priester entlarvt habe, so betheuerte er, daß Pater Kunzian schon längst seinen Oberen mißfällig geworden sei, und daß ihn nichts aufrechterhalte, als die hohe Gunst und Gnade der Kaiserin-Mutter, welche ihm weit mehr als allen anderen ihr Vertrauen geschenkt habe.

Nach der Aussage des Provinzials befand sich Pater Kunzian bereits im Kerker und hat die strengste Untersuchung zu erwarten. Ferner bat der Provinzial den Kaiser, es ihm allergnädigst mitzutheilen, ob die Aufführung der anderen Hofjesuiten eine entsprechende sei, und ob er nicht wünsche, daß dieselben durch andere Väter aus der Gesellschaft Jesu ersetzt werden sollen.

Ich habe mir niemals angemaßt, sagte der Kaiser, das Gewissen der Beichtväter an meinem Hofe überwachen zu wollen und kenne sie auch gewiß minder gut, als ihre Oberen sie kennen müssen.

Uebrigens ist es ja noch nicht bekannt, ob Pater Kunzian von Euch wirklich für schuldig befunden wird und ob derselbe Mitschuldige habe. Lassen wir vorerst die Untersuchung gegen ihn zu

Ende kommen. Bis dahin wird man es auch wissen, ob sich auch wirklich Mitglieder Eures Ordens jener gottlosen Handlungen schuldig gemacht, deren sie mit Bezugnahme auf die Prozesse der Kreuzbrecherinnen angeklagt worden sind. Die hochwürdigen Herren werden aber wohl daran thun, Alles abzustellen, was dem Ansehen des Ordens nachtheilig werden könnte. Die Patres sollen künftighin ihre Nase weit mehr in das Brevier als in gerichtliche und politische Händel stecken, und nicht hoch zu Rosse durch die Straßen herumtraben, wie dies bisher nicht selten geschehen sein soll.

Ferner wünsche ich von Euch zu wissen, ob es wahr sei, daß viele von meinen Beamten, darunter sämmtliche Räthe des Stadtgerichtes, geheime Jesuiten sind, und ob Ihr es für möglich haltet, daß man zwei Herren dienen könne. Ihr werdet mir die Namen der geheimen Jesuiten, welche ein weltliches Amt bekleiden, auf einen Zettel schreiben und mir denselben unter Siegel zuschicken. Sonst verlange ich nichts von Euch. Ich kenne Eueren frommen Eifer, Euere Loyalität und Euere großen Tugenden. Und deßhalb will ich Euch gerne behilflich sein, Euch von den Wölfen im Schafspelz zu befreien, welche sich in Euere fromme Heerde eingeschlichen, Euch Betrübniß bereiten und Euer gutes Renommée gefährden. Zeigt Euch auch hierin thätig, denn wir müssen Hand in Hand gehen, um das Gute zu fördern und Mißbräuche auszurotten. Wir bleiben Euch wie bisher in Gnaden gewogen.

Mit welchen Gefühlen mochten die Obern der Jesuiten aus der kaiserlichen Burg in ihr Kloster zurückgekehrt sein! Seit Jahrhunderten gewohnt, die Zuchtruthe über Fürsten und Völker zu schwingen, mußten sie es nun sehen, daß diese ihnen aus der Hand genommen, um sie selbst ihnen fühlen zu lassen.

Ihre Herrschaft war zu Ende. Von dem Zenithe ihres Glanzes waren sie plötzlich in Unbedeutsamkeit herabgesunken.

Doch gibt es für sie keine Hoffnung mehr, sich wieder zu erheben? Eine schwache Frauenhand ist es nur gewesen, welche sie gestürzt. Der Kaiser selbst hätte sie wahrlich nicht sinken lassen. Die Zurückkunft der Kaiserin Elisabeth war für sie verhängnißvoll. Diese stille Frau, welche sich niemals selbst hervorhebt und keine ehrgeizigen Pläne verfolgen mag, hat ihre Autorität, durch Jahr-

hunderte geheiliget, vernichtet, und es ist noch nicht abzusehen, wie weit die Siegerin ihre Herrschaft auszudehnen versuchen wird.

Sollen nun die Jesuiten in stummer Resignation das Schicksal ihrer Vernichtung über sich ergehen lassen?

Sollen sie sich damit begnügen, mit krampfhaft geballter Faust auf die Brust zu schlagen, mit den Zähnen zu knirschen und sich in stiller Zelle den Kopf an die Wand zu schlagen?

Tönt nicht schon längst der Nothschrei von Rom, daß das Schifflein Petri in wild aufgeregter See einen Balken nach dem anderen verliert und schier zu Grunde zu gehen meint, wenn der Sturm nicht bald beschworen wird.

Die Reformation hat vergebens an dem kunstsinnigen Bau des Schiffleins mit Ingrimm ihre Kraft versucht. Aber nun regen sich die Geister in der Welt — man nennt sie die philosophischen — welche mit Zweifelsucht und Unglauben die Gemüther erfüllen und in der Forschung die Erkenntniß suchen.

Diese Vorahnungen erfüllen den heiligen Mann in Rom, der mit bleicher Furcht auf die Zeichen der Zeit dahinstarrt und das dumpfe Dröhnen im gebärenden Schoße des neuen Jahrhunderts vernimmt.

Die Jesuiten sollen helfen. Alles steht auf dem Spiele. Wenn es ihnen gelänge, nur auf Augenblicke den Geist der Welt festzuhalten, dann könnte vielleicht das ganze Werk in Stillstand gerathen.

Macht die erschlagenen Ketzer wieder lebendig, damit man vom Neuen sich um das Wort streite und schlage.

Laßt Teufel und Geister erscheinen. — Laßt den Antichrist mit seinen Schrecken heranziehen.

Dann gibt's wieder Kampfgeschrei, dann gibt's wieder große Arbeit, und die streitende Kirche wird wie der streitende Soldat gut bezahlt und gut gehalten werden.

Aber mit den wesenlosen Lichtgeistern kämpfen, das heißt die Luft mit dem Schwerte zertheilen, das heißt sich die Lunge zerbersten und vom eigenen Echo ausgespottet zu werden.

Die Jesuiten sollen helfen, und zwar durch ein scharfes Regiment. Sie sollen das Wort erfinden, das die dräuenden Gewitterstürme vom Vatikan ablenkt, aber sie können sich selbst nicht ihrer

Feinde erwehren. Man kocht sie wie die Krebse ab, wie der Rektor sich geäußert, und dort, wo sie immer Schutz und Hilfe fanden, ist man gegen sie, weist man sie trotzig ab und unter dem Deckmantel, gegen den Mißbrauch zu Felde zu ziehen, sucht man ihre Institutionen im Innersten zu schädigen. Man verleugnet die Vergangenheit und hat sie vom Throne hinabgestoßen, auf welchem sie sich mit dem weltlichen Fürsten in der Herrschaft getheilt.

Vermag dies ein Jesuit zu vertragen? Wenn man ihn mit Schimpf und Schande fortjagen würde, gäbe es dennoch immer eine frische eifrige Aktion, wie sie einem Jesuiten zusagt. Aber sie ganz im Stillen matt zu machen, von ihnen zu verlangen, daß sie künftighin ihre Nase in's Brevier stecken, das ist ungeheuerlich und fordert die baldigste Abwehr.

Und sie können nicht sagen, daß die kaiserlichen Majestäten gegen das göttliche Wort fehlen, sie können den Fanatismus nicht entflammen und die blöde Menge mit dem Schlachtgeschrei für die bedrohte Kirche in das Treffen führen.

Und dennoch muß es anders werden. Ein Jesuit stirbt auf seinem Posten, aber er ergibt sich nicht.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Pest in Wien.

Aber Hilfe kam endlich doch und die gedrückten Gemüther der Jesuiten erhielten wunderbare Stärkung.

Kein Engel des Lichts war zu ihrem Heile erschienen, wohl aber der Engel der Pest.

Durch einige Jahre bereits hatte dieser Siebenbürgen und Ungarn durchzogen und allenthalben schaudervolle Leichenfelder zurückgelassen.

Kaiserin Eleonore selbst hatte ihren Unterthanen im verflossenen Jahre strenge Religionsübungen auftragen lassen, am durch Reue und Buße den Himmel zur Abwendung des Pestübels zu bewegen.

Es zeigten sich bereits auch einzelne verdächtige Fälle in Wien und in der nahen Umgebung; aber durch vermehrte kirchliche Andacht und durch Prozessionen wurde der Pest durch längere Zeit wirksam entgegengetreten.

Minderfromme sagten zwar, daß die von der Sanitätskommission getroffenen Anordnungen sich mehr als dieses nützlich bewährt hätten.

Man hatte nämlich an den Grenzen Niederösterreichs Kontumaz-Anstalten errichtet, die Einfuhr beschränkt, und dieser nur einige Hauptstraßen zugewiesen.

Diejenigen Personen, welche nicht Gesundheitspässe erlangen konnten, durften nach Wien nicht kommen.

Eine große Anzahl von Bettlern, welche nach Wien nicht zuständig waren, hatte man abgeschickt.

Da aber die Pest längere Zeit nicht weiter vorschritt, so ging man allmälig wieder von den Sanitätsmaßregeln ab.

Plötzlich aber ertönte der Schreckensruf in Wien: Die Pest ist da!

In der Roßau war sie zuerst zum Ausbruche gekommen. Ein aus Schwaben stammendes Weib, welches von Totis nach Wien gekommen war, soll dieselbe mitgebracht haben.

In einer einzigen Nacht starben 400 Personen und die Erkrankungen an dem darauffolgenden Tage waren noch zahlreicher.

Schrecken und Entsetzen ergriff Alle.

Die Jesuiten sahen sich genöthigt, auf öffentlichen Plätzen zu predigen, unter großem Zulauf schaarte sich das Volk auf dem Burgplatze zusammen und verlangte unter lautem Geschrei die Austreibung der Juden.

Da in diesen Ruf auch die geängstigten Höflinge einstimmten, so befahl der Kaiser, daß alle Juden, welche nicht mit Hofpässen oder Freiheitsbriefen versehen wären, binnen drei Tagen Wien und Oesterreich verlassen und auf die Zurückgebliebenen ein scharfes Auge gelenkt werde, damit sie die Sanitätsmaßregeln beobachten.

Durch diese Maßregel jedoch wurden wenige Juden betroffen, denn es durften ohnehin keine anderen, als die mit Freibriefen versehenen anstandslos sich in Wien aufhalten. Die wenigen anderen aber, die sich ohne Freibrief umhertrieben, wurden ohnehin zusammengefangen und abgestraft, wenn man ihrer habhaft werden konnte.

Durch diesen Erlaß hatte der Kaiser die Aufregung der Gemüther jedoch nicht beschwichtigt; denn nach der Aussage der

Frommen war eigentlich nicht die Unreinigkeit, sondern die Vergiftung der Brunnen durch die Juden schuld, welche die große Menge von Todesfällen nach sich zieht. Um diese vor der Wuth des Pöbels zu schützen, mußten neuerliche Befehle erlassen werden und größere Abtheilungen von Soldaten und Rumorwächtern durchzogen bei Tag und Nacht die Stadt. Aber nach den Versicherungen der Jesuiten und ihrer Bußprediger waren es weit weniger Juden, welche das Unglück verschuldeten, sondern die Gleichgiltigkeit der Großen und Mächtigen des Reiches für die genaue Beobachtung der Religionsvorschriften, welche endlich dahin ausgeartet sei, daß man die ruchlosesten Lästerer gar nicht mehr zur Verantwortung ziehen wolle. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Sekte der Kreuzbrecherinnen völlig ungestraft nun ihr Unwesen treibe und daß schon deßhalb die gottlose Stadt völlig aussterben müsse.

Die Jesuiten schienen auch Recht zu behalten; denn mit jedem neuen Tag trat die Pest verheerender in Wien auf. Leichenwagen und Infektionsdiener zogen unaufhörlich durch die Gässen. Die Bewohner des Zuchthauses in der Leopoldstadt wurden entlassen, weil man diese Räume zur Unterbringung der Pestkranken benöthigte; denn das Lazareth und sogenannte Bäckenhäusl reichte nicht mehr hin für die Unterbringung der Unglücklichen. Alle armen Leute wurden aufgefordert, sogleich Wien zu verlassen und sich in die Spittelau zu begeben. Die nicht freiwillig gingen, wurden gewaltsam dahin gebracht. Der Stadt Wien aber wurde aufgetragen für die gute Verpflegung dieser Leute zu sorgen. Und in der ersten Zeit wurden sie auch nothdürftig verpflegt; später aber vergaß man auf sie und die nicht entlaufen konnten, um sich vor dem Hungertodte zu retten, gingen dort elend zu Grunde.

Die Sanitätskommission des Stadtrathes blieb im bürgerlichen Zeughaus versammelt und schrie durch die Fenster ihre Befehle den Kontumaznechten hinaus, um nicht mit diesen in Berührung zu kommen. Jeder nahm sich wohl in Acht, einen Andern zu berühren.

Geld lag zerstreut in den Straßen herum und wurde nicht aufgehoben, da dieses, wie es hieß, Pestkranken entfallen war. Wer sich mit Lebensmitteln zu versehen hatte, der setzte sie erst dem Rauche von Wachholder aus, goß dann Essig darüber und besprengte dieselben außerdem mit Weihwasser. Das in Umlauf kommende

Geld wurde gleichfalls in Essig geworfen. Allenthalben auf den Gässen und Plätzen brannten Scheiterhaufen.

Die Kirchen wurden gesperrt, und die geistlichen Funktionen nur auf freien Plätzen vorgenommen. Auf dem Graben und auf dem Hof hatten sich die Jesuiten etablirt, und andere Mönche auf den ihren Kirchen zunächstgelegenen Plätzen.

Unaufhörlich wurde gepredigt und gebetet, denn die geängstigten Gemüther suchten nur noch Hilfe bei Gott.

Zugleich wurde aber wieder mit größtem Eifer auf die Kreuzbrecherinnen Jagd gemacht, und die Kerker des Stadtgerichtes füllten sich wieder mit diesen. Niemand hemmte die Frommen in ihrem Eifer.

Der Kaiser hatte seine Gemalin gedrängt, für einige Zeit Wien zu verlassen, und führte sie auch heimlich, trotz ihres Widerstrebens, aus der Stadt hinweg.

Die Kaiserin-Witwe verließ gleichfalls Wien; aber die Kaiserin-Mutter blieb und ordnete eine Prozession nach Hernals an.

Die Jesuiten befanden sich wieder an ihrer Seite. Wegen eines Sünders konnte sie doch nicht Alle verdammen.

Die hohe unglückliche Frau war in großer Noth. Seit sie gehört hatte, daß Pater Kunzian einen falschen Zeugen gegen die Perlfasserinnen gedungen, so wähnte sie, daß ihre Hand, welche die Bluturtheile unterzeichnete, vom Blute bedeckt sei.

Vor einiger Zeit, wo sie gleichfalls an dieser Vision litt, hatte sie sich davon glücklich befreit, indem sie ihre Rechte wiederholt in Weihwasser eintauchte. Jetzt aber half dieses nichts mehr.

Ihre Kammermagd hatte ihr gerathen, die Jesuiten deshalb herbeizurufen, was sie auch, da kein anderes Mittel helfen wollte, wirklich that.

Die Jesuiten beschworen den bösen Feind, der den Blick der hohen Frau täuschte, sie nahmen die feierlichsten Zeremonien vor, aber die Kaiserin-Mutter klagte dennoch.

Ach, meine Hand ist blutig! O, daß ich Euch jemals geglaubt und die Todesurtheile, die ich aus Euerer Hand erhielt, unterzeichnet habe!

Da antwortete der Rektor:

Nicht das Unterzeichnen der Todesurtheile, Ihre Majestät, trägt an diesem Unheil schuld, sondern der Umstand, daß seit

jener Zeit gar kein Urtheil mehr unterzeichnet wurde und daß das über die gottlose Frevlerin Weber gefällte Urtheil gar noch nicht in Ausführung gekommen ist. Gott im Himmel zürnt und die Heiligen verhüllen weinend ihr Haupt.

Nun, so sagt es dem Kaiser, sagte Eleonore mit gepreßter Stimme. Ich habe kein Todesurtheil mehr zu bestätigen. Ich wollte, daß ich diese Macht nie gehabt hätte. Ihr sagt, daß mein Auge sich täusche. O, da müßte ja nicht allein meine Rechte, sondern auch die Linke blutgeröthet sich mir zeigen. O, seht doch! seht! ich halte beide Hände über einander. Tretet ein wenig bei Seite, damit Ihr den Strahl des Lichtes nicht hindert, auf meine Hände zu fallen. — Seht! o seht! Ist meine Linke nicht so weiß wie Wachs? Schimmert nicht durch die Haut jedes Aederchen? Vergleicht sie mit der Rechten, hat die nicht das Aussehen, als wäre sie aus einer Koralle geschnitten? Nicht ein weißes Mal kann man an ihr entdecken, die Nägel sind eben so roth wie die Finger. — Und diese Farbe trocknet nicht und fühlt sich immer feucht an. — Da hilft keine Seife und kein scharfer Geist, und das heilige Wasser gleitet davon ebenso ab, wie von einem ölgetränkten Stoff.

Ich habe gesunde und helle Augen im Kopfe, sagte der Rektor, und dennoch sehe ich keine rothe Farbe an der Hand.

Das sagt Ihr Alle, aber ich kann Euch nicht Glauben schenken. Ihr belügt mich.

Ihre Majestät, ein Jesuit hat noch nie gelogen.

Nicht? Ist denn Pater Kunzian nicht auch ein Jesuit?

Ihre Majestät, wir finden keine Schuld an diesem Manne. Man hat ihn arg verleumdet.

Aber meine Hand bleibt doch roth, und ich sage Euch, es ist unschuldiges Blut, das dieselbe bedeckt. Jesuiten, was habt Ihr mir angethan!

Nicht wir, hohe Frau. Der böse Feind ist es, welcher unsichtbar ein rothes Glas über jene Hand vor den Augen Ihrer Majestät hinhält.

Und Ihr könnt den bösen Feind nicht bezwingen? Das ist ein schlechtes Zeugniß für Euch.

Euere Majestät, selbst der Sohn Gottes wurde vom Teufel versucht. Ihn begünstigt der Aether der Gottlosigkeit, welchen

Ihre Majestät athmet. Dort, woselbst das Zerbrechen des heiligen Kruzifixes nicht gestraft wird, da sinkt freilich der Glaube und mit ihm zugleich unsere Macht. Das Strafgericht hat begonnen. Die Pest füllt mit Leichen die Stadt. Und dennoch rührt sich Niemand, um das Laster auszurotten. Die Sünde der Welt ist über Euere Majestät gekommen und die Gnade des Himmels von Wien gewichen. Wie können wir da dem Teufel etwas anhaben.

Wenn Ihr den Pater Kunzian vertheidigt, dann glaube ich Euch nicht.

Seine Unschuld wird zu Tage kommen, antwortete der Rektor. Seine Feinde werden fallen, er aber wird als lichter Stern am Himmel glänzen, wenn das Sünden-Wien in Trümmern gefallen sein wird.

Mein Gott, wo finde ich Heil und Gnade!

In dem festen Glauben an Gott und an die Gesellschaft Jesu. Die Könige aber besitzen ein stolzes Herz, das sich vor dem Allerhöchsten nicht beugen will. Wie ist da Buße möglich? Und nur die Buße ist die Arznei gegen das Pestübel und das Waschwasser für die blutige Hand.

Ach, was wollt Ihr denn von mir? Bete ich nicht ohne Unterlaß? Kasteie ich nicht meinen Leib nach Eueren Vorschriften?

Ihre Majestät sollen sich demüthigen vor Gott, demüthigen vor dem Auge des Volkes, barfuß soll Euer Majestät pilgern in feierlicher Prozession nach Hernals hinaus. Barfuß den Kreuzweg emporklimmen. Das gesalbte Haupt aber sei mit Asche bestreut. Das wird Gottes Zorn vielleicht besänftigen. Dieses Beispiel der erhabenen Mutter wird vielleicht die Herzen Ihrer Majestäten, die da im Lande regieren, der Gnade des Allerbarmers öffnen. O, das Uebel fließt aus gar hoher Quelle!

Ihr klagt wieder meinen Sohn und meine Schwiegertochter an, sagte die Kaiserin-Mutter.

Ich klage Niemanden an, antwortete der Rektor, aber wenn blutige Zeichen selbst die hohe Frau erschrecken, die sonst im heiligen Frieden mit dem Himmel gelebt, da greift man nach den heiligen Büchern und sucht das Uebel durch Gleiches zu erforschen. Wer hat den die egyptischen Plagen verschuldet? Wer entfesselte damals schon den Würgengel der Pest? Es war der Trotz und der Hoch-

muth des Königs Pharao. Ich beschuldige Niemanden, aber ich suchte nach einem Gleichnisse.

Und deshalb habe ich eine blutige Hand? fragte die Kaiserin-Mutter. Nicht deshalb, weil ich unschuldiges Blut vergossen habe?

Ja deshalb, deshalb. Der Kaiser hat, von eitler Herrschsucht entzündet, uns abgeschafft. Wir sind abgeschafft aus dem Rathe, aus seiner guten Meinung, aus seinem Gewissen, aus seinen Hoffnungen. Er dünkt sich ein allgewaltiger Riese, der Himmel sein Hut, die Erde sein Schuh. Aber der Himmel ist nicht sein Hut und die Erde nicht sein Schuh; denn es lebt ein Gott, und die sein Fuß zu Boden tritt, wird Gott wieder aufrichten. Kaiserliche Majestät, vernimmst Du die Todesglocken, welche dumpf die Stadt durchschallen? Der Grimm des Ewigen sendet seine giftigen Pfeile aus, die Kinder büßen ob der Schuld ihrer Väter, die Väter ob der Schuld ihrer Söhne, die Mütter sehen ihr mit Pestbeulen bedecktes Kind und verzweifeln. Die Vasallen und Knechte sterben ob des Hochmuthes ihrer Fürsten. Wohin ist der Glaube gewichen? Die Welt verwandelt sich in ein weites Grab, die Hölle speit all' ihren Schrecken aus, die Fürsten aber sehen es und glauben es nicht. In den Staub mit Euch, Ihr gekrönten Häupter, denn Euer Machtgebot wird zum Fluche. Habt doch Erbarmen mit den Unglücklichen!

O schont, o schont meiner, wehklagte die bebende Mutter. Ich will mich ja beugen, tief in den Staub hinab. Ich will mein Haupt mit Asche bestreuen und barfuß von meinem Hause bis nach Hernals wandern. Ich will für Alle dulden und leiden. Ordnet die Prozession.

Ich will es, antwortete der Jesuit. Der Herr erbarme sich Deiner und Deines Hauses. Der Herr erbarme sich Deines Volkes und seiner demüthigen Diener, die man in den Staub getreten und verstoßen hat. Und vierzehn Mal, Tag für Tag, sollst Du, unglückseligste Mutter und Frau, gleich der ärmsten Bettlerin, mit entblößten Füßen nach Hernals hinauspilgern und dort Deine Andacht verrichten. Hilft Dir das nicht, dann wird in alle Ewigkeit Deine Hand blutig sein.

Ich will es, sprach die Kaiserin-Mutter zerknirscht. Herr erbarme Dich meiner, Christi erbarme Dich unser.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Marie von Dillingen.

Der Kaiser ist fort, die Kaiserin ist fort. Zu Tausenden sind die Reichen aus Wien enteilt. Niemand besucht mehr die Theater, kein Richter läßt vor die Schranken die Gefangenen rufen, kein Exekutor treibt die Steuern ein.

Wer von den Amtspersonen in Wien zurückgeblieben ist, der schließt sich in sein Haus ein und der Freund der sich ihm naht, wird von ihm nicht eingelassen.

Ein alter Baron hat auf seinen eigenen Sohn aus dem Fenster geschossen und ihn tödlich verwundet, weil sich dieser gewaltsam den Eingang zu ihm erzwingen wollte.

Jetzt in der allgemeinen Rathlosigkeit und Bestürzung ist der Zeitpunkt gekommen, wo der Jesuit wieder sein Haupt erheben kann. Wer kann ihn hindern nun nach dem Szepter zu greifen und die gestörte Ordnung wieder herzustellen?

Der Jesuit verpaßt seine Zeit nicht. Dem erzürnten Himmel muß ein Sühnopfer dargebracht werden, und Marie von Dillingen soll als Sühnopfer fallen.

Die Sache eilt. Vorgestern ist bereits der Kaiser abgereist, um seine Gemalin in die steierischen Gebirge zu bringen und hat es versprochen, dann wieder eiligst zurückzukehren. Er könnte vielleicht Wort halten.

Der Kaiser trägt noch immer stolz das Haupt. Er will es verheimlichen, daß die Furcht sein theueres Weib zu verlieren, ihn zur Abreise bewogen habe.

Es hat geheißen, daß er mit der Kaiserin nach Mariazell gepilgert sei, um die Gnadenmutter um Hilfe und Rettung anzuflehen.

Er wird auch wirklich den Wallfahrtsort besuchen; aber das Wichtigste für ihn ist doch immerhin seine irdische Wallfahrt, das Heil seiner Gemalin.

Denn das Frauenzimmer der Kaiserin weiß es, daß ihre Gebieterin erst dann nach Wien zurückkehren werde, wenn die Todesglocken verstummt sein werden.

Auch Gräfin Fuchs ist fort und mit ihr noch zwei Palastdamen der Kaiserin.

Vieles werthvolle Gepäck folgt ihnen nach, ein sicherer Beweis, daß man für längere Zeit ausbleiben wird; aber der Kaiser wird es nicht.

Er hat seine Kanzlei zurückgelassen und keine interimistische Regierung eingesetzt.

Er ging fort, ohne auch nur die geringsten Anordnungen für die nächste Zukunft zu treffen.

Nur den Vizekanzler, Grafen Schönborn, und den Grafen Gallas hatte er mit sich genommen.

Das deutet auf eine rasche Rückkehr und deshalb muß man unverweilt handeln.

Die Verhältnisse sind überaus günstig.

Der Stadtkommandant, Graf Bucqoi, hat aus Angst um sein Leben, sich bei der ersten Nachricht, daß die Pest in Wien ausgebrochen sei, davongemacht und eigenmächtig einen Stellvertreter aufgestellt. Und als die Spanier hörten, daß der Kaiser Wien verlassen wollte, so flohen auch sie.

Die beiden Grafen von Starhemberg haben längst vor dem Ausbruche der Pest Wien verlassen.

Kurz, es ist Niemand da, der den Jesuiten die Herrschaft streitig machen könnte. Aber auch in militärischen Angelegenheiten herrscht die größte Konfussion.

Oberst Ritter von Springhas, welchem Bucqoi das schriftliche Mandat bezüglich der Uebernahme des Wiener Stadtkommandos zurückgelassen, hat die Offiziere zusammenberufen und erklärt, daß er das Mandat ohne Zustimmung des Kaisers nicht annehmen könne.

Eine Deputation der Offiziere begibt sich nach der kaiserlichen Burg.

Die Kaiserin-Mutter ordnete an, daß Ritter von Palm bis zur Rückkehr des Kaisers die Truppen kommandire.

Es ist nicht schwer zu errathen, wer der Kaiserin diesen Rath ertheilte. Himmel und Hölle wurden in Bewegung gesetzt, damit Marie von Dillingen ihnen ausgeliefert werde.

Die Jesuiten in ihrem Grimme wähnen, daß durch die Hinrichtung der zum Tode verurtheilten Herzogsbraut Alles erreicht

sei. Sie hatten es sich in den Kopf gesetzt, daß der Kaiser und die Kaiserin nur deßhalb keine Kreuzbrecherinnen tödten lassen wollten, um die Herzogsbraut zu retten. Sie legten der harmlosen Person eine um so größere Wichtigkeit bei, da es für sie kein Geheimniß geblieben war, daß die Kaiserin selbst die Weber in Schönbrunn besucht habe.

Durch die Unvorsichtigkeit des Grafen von Walderskirchen war das Geheimniß, wo sich die Weber aufhalte, in den Besitz Vieler gelangt, und der alte Augustiner hatte sich nicht getäuscht, als er damals bereits sich darüber beklagte, daß Ahremberg von seinen eigenen Freunden verrathen werde.

An dem Vorabende der anberaumten großen Prozession nach Hernals drangen Schergen und Rumorwachen in das geheiligte Asyl der Weber ein und rissen sie von der Brust ihres Vaters hinweg, welcher sie entsetzensvoll bei dem Anblicke der Häscher in seine Arme geschlossen.

Der Schloßkaplan, welcher hilfesuchend zum Schloßhauptmann eilen wollte, wurde von den Schergen zurückgehalten und ihm angekündigt, daß er gleichfalls verhaftet sei.

Man schleppte ihn und den Schultheiß von Dillingen, als man Marie gewaltsam fortführte, bis nach Gaudenzdorf. Dort jedoch gab man diese beiden frei und begnügte sich damit, die zum Tode verurtheilte Delinquentin in Sicherheit gebracht zu haben: denn daselbst harrte ihrer schon Palm mit einer Kompagnie Kroaten, und es mochte diesem Dummkopf eine besondere Lust gewährt haben, als er der Weber zurief:

Noch wird der Schimpf gerochen, der mir um Deinetwillen zugefügt wurde.

Dieser Mann prozessirte mit Bucqoi, der ihn, wie bekannt, auf seine sauberen Enthüllungen aus der Familiengeschichte Palm's hart angelassen, und in Folge des dadurch erregten Streites für infam erklärt hatte. Oberstlieutenant Palm hatte jedoch bisher vergeblich die Jesuiten zu seiner Hilfe angerufen.

Der Kaiser übertrug die Austragung dieses Prozesses dem Hofkriegsrathe und jener Palm hätte sicherlich nicht den kaiserlichen Degen mehr getragen, wenn nicht der Monarch nach seiner gewohnten

Weise im geheimen den Auftrag ertheilt, daß man diese militärischen Zwistigkeiten nach Möglichkeit gütlich austragen solle.

Der Kaiser, welcher dem Bucqoi im geheimen freundlich zulächelte, wollte es auch im geheimen mit den Feinden desselben nicht gänzlich verderben. Und so war es gekommen, daß Palm noch immer als Oberstlieutenant bei seiner Truppe fungirt.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Der Henker von Wien saß im dunkeln Brüten in seinem Hause und haderte mit seinem Geschicke.

Alle seine schönen Träume von der Zukunft waren bereits vernichtet. Schon einen vollen Monat ist die Weber fort und war noch immer nicht festgenommen worden.

Der alte Herzog von Ahremberg hatte ihm fünfhundert Dukaten gesendet und ihm sagen lassen, daß er nichts wisse und wissen wolle.

Seine Mutter hat Voigt nicht wieder gesehen und sich auch lange um sie nicht bekümmert.

In seiner Thätigkeit als Nachrichter ist eine große Pause eingetreten. Man hat ihn seit längerer Zeit gar nicht wieder zum Stadtgerichte gerufen.

Wie es heißt, sollen dort große Veränderungen vorgenommen werden, und ehe diese nicht durchgeführt sind, sollen die Folterwerkzeuge und das Richtschwert ruhen.

Das verdrießt den Henker. Er hätte mit Lust gefoltert und geköpft.

Die Pest war in Wien eingezogen und man hat ihm anbefohlen, seine Knechte den Kontumaznechten beizugesellen. Der Scharfrichter jedoch antwortete: Laßt mich in Ruhe mit solchen Aufträgen, wenn Inquisiten sterben, werde ich kommen, um ihre Leichen abzuholen und zu verscharren, aber mit ehrlichen Leuten habe ich mich nicht zu befassen. Möchte ihnen auch gar nicht den Schur anthun.

Dennoch bekam Voigt gar bald zu thun.

Die Zuchthäusler, welche man in Freiheit gesetzt, dergleichen anderes Gesindel, vazirende Lakaien und abgedankte Soldaten, schlechte, liederliche Weiber, die zu alt und zu häßlich waren, um

sich durch Buhlerei zu erhalten, hatten sich vor dem Stubenthore zusammengethan und zogen von dort in die Leopoldstadt, wo sie in die Häuser einbrachen und zu plündern begannen.

Von den Soldaten wurde lange keine Ordnung gemacht, die Führer derselben waren uneinig und wollten ihren Kommandanten nicht gehorchen.

Auch die Bande der Disziplin waren zerrissen.

Die Kroaten, welche ausgesendet wurden, um die Häuser der Bürger vor Plünderung zu schützen, stahlen und raubten selbst und schädigten Frauen und Jungfrauen an ihrer Ehre.

Da kam mit aufgehobenen Händen der Bürgermeister von Wien zu dem Scharfrichter und bat ihn um Gotteswillen, in die Leopoldstadt zu ziehen und auf eigene Faust die Schurken zu fassen, da Niemand seine Schuldigkeit mehr thun wolle.

Das ließ sich Voigt nicht zweimal schaffen.

Er zog mit seinen Freiknechten, Hinzl und Kunz, in die Leopoldstadt hinüber und verschaffte den Rumorknechten, welche dort in den Gassen nichts ausrichten konnten, das verlorene Ansehen wieder.

Da gab es keinen langen Disput mehr!

Voigt, in seinem Henkerornate, ging auf das Raubgesindel los und faßte den ersten Besten, den er erreichen konnte, bei der Kehle und schon schleiften denselben seine Knechte zu dem errichteten Schnellgalgen, auf welchem er schon im nächsten Augenblicke baumelte.

Das gute Beispiel wirkte und die Ordnung wurde hergestellt.

Dafür wurde Voigt auch von dem Bürgermeister und dem Stadtkämmerer versprochen, daß man auf seine guten Dienste nicht vergessen werde, wenn er mit Gotteshilfe die schreckliche Zeit überstehe.

Ja, die Zeit war schrecklich, das Entsetzen stieg von Tag zu Tag.

Die Zahl der Erkrankungen und Sterbefälle mehrte sich noch immer und schon waren in größerer Zahl die Kontumaznechte von der Pest selbst dahingerafft worden, die noch übrigen wurden mit den abgeurtheilten Verbrechern, welche man aus den Gefängnissen hervorholte, verstärkt, und mit den Waffen in der Hand gezwungen, die Todten aus den Häusern herauszuschaffen und auf den Karren nach den Pestgruben zu führen.

Da man diesen Leuten, um sie bei guter Lust zu erhalten, übermäßig Wein zu trinken gab, so geschah es, daß die Kontumaz-knechte in ihrer Trunkenheit sich arge Exzesse erlaubten, die Todten auf der Straße verloren und dagegen kranke und sieche Personen als pestkrank in die Spitäler schafften.

Der Henker wurde neuerlich aufgefordert, sich nun selbst mit seinen Leuten der Kontumaz anzunehmen und dieselbe zu leiten; da er abermals mit Nein antwortete, drohte man ihm sogar mit Exekution.

Voigt ließ dem Stadtrath sagen, daß man nur kommen möge, um ihn abzuholen, aber der da komme, möge sich wohl in Acht nehmen, daß er mit geraden Gliedern von ihm weg komme. Er werde sich schon in seinem Hause zu vertheidigen wissen.

Voigt ließ von seinen Knechten die Thüre seines Gehöftes verrammeln und versah jene mit guten Waffen; denn er zweifelte nicht daran, daß die Städtischen in ihrer Noth zur Gewalt greifen werden.

Da kam der Oberscherge zu Pferde herangesprengt, schlug an die Gehöftthüre und schrie mit lauter Stimme:

Gevatter Voigt, öffnet schnell!

Der Freimann stieg auf die Mauer und sagte dem Oberschergen: Ich scheere mich nicht um Eure Gevatterschaft, und lasse Euch eben so wenig wie jeden andern zu mir herein, denn Ihr seid ein Schuft, so wie die andern; und wenn man Euch den Finger zeigt, wollt Ihr die ganze Hand. Ich habe gute Ordnung in der Leopoldstadt gemacht, und statt dafür einen Lohn zu erhalten, will man mich zum Leichenfuhrmanne pressen.

Lieber Gevatter, sagte der Oberscherge, davon ist keine Rede mehr, aber soeben hat man die Weber gefangen eingebracht, und ich soll Euch sagen, daß Ihr mit Euren Leuten schnell zum Stadtgerichte kommen sollet, um die Weber anzugehen. Ihr sollt auf Eurem Karren kommen, und das Richtschwert mitbringen und auch auf Eure Schrift nicht vergessen, wenn Ihr darauf besteht, sie zu heiraten.

Da machte Voigt große Augen und sagte: Gevatter, Ihr seid ein Schuft! Denn Ihr wollt mich nur mit meinen Leuten zum Stadtgerichte locken, damit ich die Kontumaz übernehme. Ihr habt

die Weber so wenig, als den König Wenzel, der seinerzeit dem Stadtgerichte entlaufen ist und noch immer nicht zurückgebracht wurde.

Gevatter, wenn ich Dir eine Lüge gesagt, betheuerte der Oberscherge, so sollst Du mir die lügenhafte Zunge mit einer glühenden Zange aus dem Munde reißen und zehn Ellen Riemen mir vom Leibe schneiden. So wahr ich ein Christmensch bin und die Pest für eine Strafe Gottes betrachte, so wahr ist es, daß wir die Weber haben. Ich habe sie selbst gesehen und sie angeredet. Sie ist im oberen Gewölbe, umgeben von meinen Leuten und Rumorknechten. — Man will es kurz mit ihr abthun und sie nicht erst in das Gefängniß hinunter schicken.

Wenn es wahr ist, daß die Marie von Dillingen da ist, rief der Henker, dann will ich Euch, Gevatter, mit einer Handvoll Goldes den Botenritt bezahlen.

So wahr mir Jesus Christus helfe, sie ist da, und Ihr könnt es Euch denken, bei dem schrecklichen Sterben da nimmt man sich wohl in Acht, Gott zur falschen Zeugenschaft anzurufen.

Nun, wir wollen sehen, sagte der Henker; wartet, ich komme heraus.

Voigt hielt Wort; er spannte sein gutes Laufpferd vor den Karren, legte die schöne rothe Decke hinein, um mit derselben seiner Braut den Sitz zu bereiten, steckte seine Schrift zu sich, hüllte sich in einen rothen Mantel und sagte zu Kunz: Komm, wir wollen sehen, ob man mich nicht in den April schickt. Ziehe schnell Deine neue Jacke an und stecke Dir ein paar Rosen auf den Hut, die draußen im Garten auf dem Strauche blühen. — Ob wir die Braut heimbringen werden? Ich glaube es nicht eher, bevor ich sie nicht sehe. — Spute Dich, Kunz!

Den Hinzl ließ der Freimann zu Hause und auch sein Richtschwert. Er fürchtete, daß Marie vielleicht in der letzten Stunde sich weigern würde, ihm ihre Hand zu reichen, und man ihn hierauf anheben würde, sie ohne Weiteres zu köpfen.

Wenn sie ihn auch verschmähen sollte und den festen Willen hätte, ihre Liebe auch im Tode dem Herzog von Ahremberg zu bewahren, ihr würde er doch nichts zu Leide thun. Er will sich lieber in das Richtschwert stürzen, als es in dem Blute der Weber zu baden.

Aber wenn sie sich in der Gewalt des Stadtgerichtes wirklich befindet, warum soll er nicht an ein gutes Ende glauben, warum soll die Marie ihr gegebenes Wort zurücknehmen, und wie die anderen thörichten Mägde lieber den Tod als den Henker wählen?

War sie ihm doch wohlgeneigt gewesen, als er als Offizier ihr freundlich genaht, und wenn der Herzog sie wirklich abgeredet hätte, warum sollte es ihm nicht gelingen, sie in der schweren Stunde der Todesangst dennoch wieder an seine Seite zu bringen.

So spricht der Henker zu sich und besteigt seinen Karren.

Hinzl öffnet ihm die Thüre, wünscht ihm glückliche Brautfahrt und schönes Wetter.

Voigt fährt auf seinem Karren mit Kunz nach der Stadt, gefolgt von dem Oberschergen, der sich nicht gut mit seinem Pferde verträgt und von Zeit zu Zeit seine Steigbügel verliert.

Sie gelangen zum Stadtthore.

Seitwärts von diesem saß auf der Stufe der daselbst befindlichen alten steinernen Bildsäule — die Mutter des Henkers; sie hielt den Rosenkranz in der Hand und stieß mit dem Kopf an die Säule, wobei sie ein Schmerzensgeheul vernehmen ließ, das höchst widerlich anzuhören war.

He, Mutter, was treibt Ihr denn? fragte der Henker, seinen Karren in ihrer Nähe anhaltend.

O ich büße für die Sünden der Welt! rief die Alte jammernd. Die Schale des göttlichen Zornes läuft über und ergießt die Pest über Stadt und Land, Gott möge sich Erbarmen! Wir haben zu viele Sünden in die Schale geworfen, und davon ist das Unglück gekommen.

Laß' das Jammern! rief der Henker, geh' zu mir nach Hause und bereite mir den Hochzeitsschmaus. Alle Wehklagen verstummen! — Denn ich hole Marie von Dillingen bei dem Stadtgerichte ab, um sie als mein Weib heimzuführen.

Da erheiterte sich der Blick der Alten und sie rief mit lauter Stimme:

Bist Du mir gut, mein Sohn, dann will ich nicht verzweifeln und mich und Dich nicht verfluchen.

Ich bin Dir gut, sagte der Henker, denn Du hast mich glücklich gemacht. — Harre hier auf meine Rückkehr, denn ich

kann' Dich doch nicht im Hause bei mir brauchen, da die junge Frau dort einzieht; aber Dein Auge soll sich an meinem Glücke weiden, mit Marie werde ich hier vorüberzieh'n.

Voigt fuhr durch das Thor, das man bei seiner Annäherung ihm geöffnet hatte.

Am hohen Markt gab es viele hundert Leute, welche, auf den Knieen liegend die Bußpredigt eines Mönches anhörten, der in ihrer Mitte auf einer umgestürtzten Tonne stand.

Platz gemacht, rief Voigt, der Freimann ist da! Seine Worte öffneten ihm schnell eine Gasse. Man fürchtete ihn mehr als die Pest.

Der Henker warf vor dem Gerichtshause seinem Knechte die Zügel des Pferdes zu und begab sich in dasselbe.

Der Oberscherge war an seine Seite getreten, und Beide gingen miteinander nach dem gewölbten oberen Korridor, wo sich die zu den Gerichtszimmern befindlichen Thüren befanden. Dort, zwischen Gruppen von Rumorknechten sah er Marie in geblümtem dunklen Kleide auf der Bank sitzen. Eine Fessel mit Schellen belastete ihre Hände, — ihr Blick war nach einem Offizier gerichtet, welcher unter heftigen Gestikulationen mit dem Stadtrichter sprach, an dessen Seite die Jesuiten Patres Ascalo und Kunzian standen.

Der Henker vernahm, wie der Offizier — es war der Graf von Walderskirchen — mit großer Lebhaftigkeit ausrief: Das Todesurtheil hat seine Giltigkeit verloren! Der Kaiser ist der oberste Gerichtsherr und Dieser muß es vorerst bestätigen!

Mit Nichten, antwortete ihm Pater Ascalo, — die Kaiserin hat es bereits bestätigt, es bleibt daher in Kraft und gelangt zur Ausführung.

Darüber wird der Kaiser entscheiden! rief Walderskirchen, ich verlange Aufschub der Exekution.

Wird nicht zugestanden! entgegnete ihm der Jesuit mit der gebissenen Wange, — der Zorn Gottes lastet mit ungeheuerer Wucht auf dieser unglücklichen Stadt, und das Haupt dieser Gottlosen muß als Sühnopfer fallen.

Der Zorn Gottes lastet auf dieser Stadt! schrie Walderskirchen zornig, weil er über jene Gottlosigkeiten empört ist, die in seinem Namen hier von Euch vollführt werden! Ihr Bösewichter,

wagt es nicht, dies engelreine Weib dahinzuschlachten. — Die Weber steht unter dem Schutze Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth; Ihr dürft sie nicht zum Schaffote schleppen. Ihr vergossenes Blut würde furchtbar an Euch gerächt werden!

Wir thun unsere Pflicht! rief der Stadtrichter, wir fürchten Gott und scheuen Niemand.

Und nun habt Ihr's gehört! rief Ascalo, flieht, oder wir lassen Euch in Ketten werfen.

Ja, flieht, setzte der Stadtrichter hinzu, sonst lassen wir Euch in Ketten werfen. Der Henker ist schon da, um die Exekution vorzunehmen.

Da trat der Freimann näher und sagte:

Mit Vergunst Ihr Herren! der Henker ist schon da, nicht aber um der Delinquentin den Kopf abzuschlagen, sondern sie bei der Hand zu nehmen, sie als seine Braut zum Altare zu führen und sie dann zu sich heimzuführen. Herr Stadtrichter, hier ist mein Konsens!

Voigt zog die Schrift aus seinem Gürtel und reichte sie dem Stadtrichter hin, der sie auch in seine Hände nahm.

Der Freimann wendete sich hierauf zu Marie von Dillingen, die bei dem Anblicke des Henkers entsetzt von ihrem Sitze auffuhr, aber auch schon im nächsten Augenblicke kraftlos auf denselben niedersank.

Marie, mein süßes Bräutchen! rief der Henker, vor ihr fassungslos niederstürzend. Dein Leben ist nicht mehr in Gefahr. Ich entreiße Dich Deinem finsteren Geschicke und gebe Dich, Du Himmelsblume, dem Lenz zurück! Ermuthige Dich, Marie, mein süßes Lieb!

Der Henker bedeckte mit Küssen die gefesselten weißen Hände der Schwabenjungfer.

Da übergoß eine glühende Röthe das blaße Antlitz der Weber, ihre Augen gewannen Glanz und Lebhaftigkeit, und sie rief dem Stadtrichter und den Jesuiten zu:

Ich bin die Braut des Henkers — was nun, was nun, Ihr Herren!

Was nun! rief der Hof- und Gerichtskommissär Pater Ascalo, Du bist die Braut des Henkers, dem sein Privilegium muß respek-

tirt werden! Es wurde ihm die Erlaubniß bereits zu Theil, Dich zu Gottes Altar zu führen und ein Priester wird Euch Beide miteinander kopuliren.

He, Oberscherge! geht in die Kapelle hinab und zündet dort die Lichter an, ruft den Pater herbei; der draußen auf dem Platze predigt — ich befehle ihm an, ohne Aufschub die Trauung vorzunehmen, geht, geht! Du aber Voigt, halte Dein Richtschwert in Bereitschaft, denn ist die Trauung zu Ende, so wirst Du Dein Weib auf den Karren setzen, nicht aber um sie nach Hause zu bringen, sondern auf das Hochgericht, und ihr dort Hand und Haupt abschlagen.

Eine lange Pause erfolgte; der Henker warf einen wüthenden Blick auf Pater Ascalo und fragte:

Seid Ihr der Stadtrichter? Mit welchem Rechte maßt Ihr Euch an, eine Sentenz zu sprechen? Euch mag es wohl nicht recht sein, daß mein Privilegium vor Gott und der Welt gilt, aber Ihr habt nicht die Macht, dasselbe zu vernichten. — Das hohe Gericht hat mir die Erlaubniß zu einer Ehe mit der Delinquentin Weber ertheilt, und hohen Ortes wurde die Sentenz bestätigt. — So ist es, und daß es sich so verhält, wird Euch auch der Herr Stadtrichter sagen.

Ihr überhebt Euch, Nachrichter Voigt, antwortete der Stadtrichter; was der hochwürdige Herr Hofkommissär gesprochen, das ist gesprochen. Euer Bescheid lautet nur dahin, daß die Weber mit Euch kopulirt werden soll, nicht aber in einer Sündenehe mit ihr zu leben. Wäre auch ein großes Unglück, wenn diese gottlose Person, diese Hexe und Zauberin, noch Kinder in die Welt setzen würde. — Geht mit ihr nur in die Kapelle hinab! Es wird der Segen über Euch Beide gesprochen werden. — Wenn es dem lieben Gott gefällt, könnt Ihr dann im künftigen Leben mit der Weber die Ehe eingehen, aber hier wird mit ihr so verfahren werden, wie es ihr Urtheil besagt, und daran läßt sich nichts deuteln und ändern.

Nimmermehr! schrie der Henker, das ist eine Vexation, die ich mir nicht gefallen lasse. Ich appellire an den Kaiser!

Appellire wie Du willst, aber widersetze Dich nicht unserem

strengen Befehl, Du heirateſt die Weber und führſt ſie dann zum Schaffote!

Das werde ich bleiben laſſen, antwortete Voigt.

Dann biſt Du kein Freimann mehr! rief der Jeſuit mit der gebiſſen Wange; ſchon längſt hat uns einer Deiner Knechte angegangen, ihm die Nachrichterſchaft zuzuwenden. — Weigerſt Du Dich zu gehorchen, ſo wird ein Anderer das Todesurtheil vollſtrecken.

Ich rufe den Kaiſer an und fordere Aufſchub, ſagte Voigt.

Es kann kein Aufſchub ſtattfinden, Gotteszorn muß beſänftigt werden.

Nachrichter, beſteh' auf Deinem Recht! rief Graf Walderskirchen, denn es ſpricht unzweideutig für Dich. Wenn Du die Weber heirateſt, ſo hat ſie aufgehört die Weber zu ſein und führt fortan Deinen Namen Voigt; aber da das Todesurtheil auf den Namen Weber, nicht den der Voigt lautet, ſo kann man auch Deiner Braut nichts mehr anhaben. — Fragt darüber alle Doktoren und Profeſſoren der Univerſität, und ich bin davon überzeugt, daß ſie meiner Meinung beiſtimmen werden.

Nicht der Name entſcheidet hier, antwortete Pater Ascalo kalt, ſondern die Perſon, und es iſt Euch nicht gelungen, uns zu Euerer Meinung zu bekehren. An Dich aber, Voigt, richte ich zum letzten Male die Frage: Willſt Du dem hochnothpeinlichen Gerichte gehorchen oder nicht? — Weigerſt Du Dich, ſo ſchicken wir um den Andern.

Voigt beſann ſich lange, und ſagte dann gelaſſen:

Ich konnte nicht vermuthen, daß man meinen Beſcheid nicht gelten laſſen wird, und habe daher das Richtſchwert nicht mitgenommen. Wenn die hohen geſtrengen Herren aber darauf beſtehen, nun denn ſo will ich es holen, aber meine Knechte muß ich herbeirufen, damit die Hinrichtung ordnungsgemäß vor ſich gehen könne.

Die Jeſuiten beriethen ſich leiſe mit dem Stadtrichter, worauf dieſer den Befehl ertheilte, die Delinquentin in ein unterirdiſches Gefängniß zu führen.

Als Marie von der Wache ergriffen wurde, warf ſie flehende Blicke auf den Grafen und den Henker und rief in höchſter Angſt: O, verlaßt mich nicht!

Aber sowohl der Graf als der Henker ließen sie, ohne die Hand oder die Zunge zu rühren, nach dem Kerker schaffen.

Graf Walderskirchen entfernte sich auch aus der Halle, der Henker aber blieb gesenkten Hauptes vor dem Stadtrichter stehen und auf einen Bescheid harrend.

Und wieder sprach Ascalo zu ihm, und zwar eben so sanft, als der gekränkte Vater mit dem unfolgsamen Kinde.

Oeffnet Eure Seele dem Lichte der göttlichen Gnade, sagte der Jesuit, und erfüllt Euere Pflicht, wenn sie Euch noch so schwer ankommen sollte. Es war Aberwitz von Euch, eine Kreuzbrecherin und Zauberin zum Weibe zu verlangen; Ihr hättet sie nicht auf gute Wege gebracht, wohl aber Euer Seelenheil verloren. Wenn wir Euch die Kopulation mit ihr bewilligten, so geschah dies nur, um Euch zu zeigen, daß wir jedes alte Herkommen und Privilegium nach Möglichkeit achten. Aber über die Trauung hinaus, kann sich die Begünstigung nicht erstrecken. — Die Weber hat längst aufgehört, eine christliche Person zu sein, daher konnte es auch nicht zugestanden werden, daß sie eine christliche Ehe eingehe. — Verzagt nicht, Ihr werdet ein Eheweib hier finden, daß sich noch auf gute Wege bringen läßt. Erst vor Kurzem wurde eine Kindesmörderin hieher eingeliefert. Sie ist jung und hübsch und hat über ihre Unthat bittere Reue erweckt. — Die sollt ihr haben! Denn was ist denn Kindesmord gegen das Zerbrechen des heiligen Kruzifixes? — Hört Ihr mich denn an, Voigt?

O, gewiß! antwortete der Freimann, sein Auge zu Ascalo erhebend, — die hochwürdige Geistlichkeit weiß es genau, welche Sünde mit Blut ausgetilgt werden muß. Aber ist es denn so klar erwiesen, daß die Weber eine Kreuzbrecherin und Teufelsperson ist? — Es hat sich ein Weib gefunden, welches vor Verzweiflung sich den Kopf auf den Stein schlägt und spricht, daß sie die Weber falsch angeklagt habe. Es wäre vielleicht von hoher Wichtigkeit, wenn das löbliche Stadtgericht und die hochwürdigen Herren Gottesrichter diesen Fall untersuchen würden. Auf hohen Befehl würde ich dieses Weib zur Stelle schaffen.

Thut das, aber nicht jetzt, sondern nach der Exekution, antwortete Pater Ascalo. Es ist uns schon bekannt, wer dieses Weib ist. Es ist selbst zu uns gekommen, um Euch sowohl als sich anzuklagen.

Wir sahen eine Teufelsbesessene vor uns, nicht ein wahres Wort kam von ihren Lippen. Aber es freut uns, daß ihr ein regsames Gewissen habt. Man wird jenes Weib in Verwahrung nehmen und es versuchen, mit Gottes Hilfe den Teufel ihr auszutreiben. Es ist nichts Neues für uns, daß bei Aburtheilungen von zauberischem Gesindel der böse Feind alle Minen springen läßt, um seine Kreatur vom Schaffote zu retten. Es würde uns gar nicht wundern, wenn sich noch mehrere Personen fänden, welche sich selbst beschuldigen und anklagen, um die Weber zu retten. Aber sie werden dies ebensowenig vermögen, als die Sterne vom Himmel herabstürzen. Denn die göttliche Wahrheit ist unerschütterlich, — was Euch zur Beruhigung dienen möge.

Voigt, welcher mit Staunen erfahren, daß der wahre Sachverhalt den Jesuiten bereits bekannt sei, schwieg betroffen.

Pater Ascalo fuhr aber fort:

Holt nun Euer Richtschwert und Eure Knechte, keine weiteren Vorkehrungen habt Ihr zu treffen. Das Blutgerüste wird bereits von den Schergen aufgerichtet und ich erwarte die Nachricht, daß man damit fertig sei. Es ist erst eilf Uhr Morgens; da die Hinrichtung erst um zwei Uhr Nachmittags vorgenommen wird, so habt Ihr wohl auch Zeit, Eure Geschäfte zu besorgen — faßt ein Herz, schwört Eure sündhafte Liebe für jene Weber ab und gebt uns auch ferner keinen Anlaß zur Unzufriedenheit. O, Ihr ahnt es gar nicht wie gut Ihr bei uns angeschrieben seid.

Deshalb hat der Herr Stadtrichter bereits die Aufbesserung Eures Lohnes beschlossen, und wird es wohl auch bei dem Rathe durchsetzen, daß Ihr von nun an besser gestellt werdet. Auch der Fluch der Ehrlosigkeit soll von Euch genommen werden. Denn es ist ein ungerechtes Vorurtheil, das gegen den Nachrichter im Schwunge ist, und damit Ihr seht, daß ich dasselbe nicht theile so reiche ich Euch vor Allen hier freundlich meine Hand.

Wie gütig, wie unendlich gnadenreich, sagte der Henker, die gebotene Hand ergreifend, und drückte diese mit solcher Heftigkeit, daß Ascalo vor Schmerz laut ausrief:

Ach, Ihr seid zu zärtlich! Laßt mich nur wieder los.

Der Henker that es und verbeugte sich tief.

Nun geht, sagte Ascalo, und thut Eure Pflicht.

Abermals verbeugte sich Voigt und ging.

Als er hinaus zu seinem Karren trat, da sagte Kunz zu ihm: Da seht die Tuchlauben hinab, sie ist ja fast ganz mit Soldaten angefüllt; ob die mit uns ziehen werden, wenn Ihr die Braut nach Hause schafft.

Voigt antwortete nicht, er setzte sich auf den Karren und befahl Kunz, mit ihm nach Hause zu fahren.

Nun hatten sie freie Wege über den hohen Markt, nur eine Gruppe von Kontumazknechten stand dort beim Brunnen unfern der aufgestellten großen Tonne. Mit Schaufeln und Hacken suchten sie einen auf dem Pflaster liegenden Mann emporzuheben und auf den zweirädrigen Handkarren zu laden.

Es war der Mönch im Priesterrocke und Roquette gekleidet, der noch vor wenigen Augenblicken dem Volke von der Tonne herab kundgegeben, daß Gott den Pestengel gesendet habe, um sie ihrer Sünden wegen zu züchtigen.

Da ergriff ihn der Pestengel selbst und warf ihn von der Tonne hinab.

Entsetzt floh das Volk.

Auf dem Lichtensteg fiel ein Offizier in die Zügel des Pferdes, das den Karren des Freimannes zog.

Es war Graf Walderskirchen, der unglückselige Freund des Herzogs von Ahremberg.

Ich beschwöre Euch um Himmelswillen, rief er dem Henker zu, verzögert die Hinrichtung! Wenn die Weber nicht heute stirbt, dann ist sie gerettet!

Sie wird nicht heute sterben, antwortete Voigt mit dumpf vibrirender Stimme. Meinen Kopf zum Pfande!

Dank! rief der Offizier, einen Freudenblick dem Freimanne zuwerfend, und ließ das Pferd los.

Der Karren rollte weiter.

Außer dem Stadtthore, bei der Dreifaltigkeitssäule, stieg Voigt vom Karren herab und warf spähende Blicke nach allen Seiten hin.

Er suchte die Mutter.

Da er sie bei der Säule nicht fand, ging er gegen den Stadtgraben hinab, wo er einige Weiber sitzen sah.

Seine Mutter befand sich nicht unter ihnen.

Wenn er sie gefunden hätte, würde er sie nicht wieder losgelassen haben.

Wieder ging er zu seinem Karren, schwang sich auf denselben und nahm Kunz Zügel und Peitsche ab.

Er jagte das Pferd, daß es im wilden Galopp dahinraste und Kunz besorgt ausrief:

Aber wir werden stürzen und uns übel zurichten!

Voigt antwortete nicht, sondern schlug das Pferd von Neuem.

Auf dem unebenen und ungepflasterten Wege der Landstraße schwankte der Wagen hin und her und es mochte die Meinung des Freiknechtes eine richtige sein, als dieser zu seinem Meister sagte:

Es scheint, Ihr habt Lust, Euch Hals und Beine zu brechen.

Dennoch gelangten die Beiden wohlerhalten an das Ziel.

Hinzl öffnete das Thor dem heimkehrenden Meister und richtete an ihn spöttisch die Frage: Ei, ei, wo habt ihr die Braut gelassen?

Glaubst Du, sie kommt nicht, antwortete ihm Voigt, o, da irrst Du Dich groß! — Sie kommt, aber als Leiche, ich muß ihr vorerst den Kopf abschlagen.

Hinzl lachte boshaft und sagte: Ich hab' es mir gleich gedacht, daß ihr der Geäffte seid! Und Ihr wollt das wirklich thun? — was seid Ihr für ein Bräutigam! Ich sage Euch, das Herz wird Euch im Leibe wackeln, wenn Ihr Eurer Schönen den Kopf abschlagen sollt. Ihr werdet sie gräßlich massakriren.

Nun, wenn ich es nicht zusammenbringe, sagte Voigt, so wirst Du es wohl.

Warum nicht, lautete die Entgegnung des Bucklichen, wenn ich Euch einen Gefallen damit erweisen kann, dann zählt auf mich. — An Eurer Stelle würde ich das Geschäft längst an den Nagel hängen, Ihr seid ein recht lieber Herr, denn ich mir ganz gut vorstellen kann, an der Spitze der Soldaten zu marschiren, aber ein echtes Freimannsblut seid Ihr doch nicht, und da ich dies weiß, möchte ich Euch gerne aus der Klemme ziehen. — Köpft nicht die Weber, sondern dankt zu meinen Gunsten ab. Ich will es Euch schriftlich geben, zehn Jahre hindurch meinen Lohn mit Euch zu theilen.

Das hört sich ganz gut an, sagte der Henker seltsam lächelnd,

doch daraus kann nichts werden. — Euer Auswuchs hindert Euch daran, den langen Streich zu führen und gut zu treffen.

Oho! antwortete Hinzl, laßt es nur auf eine Probe ankommen, mein Auswuchs vergrößert nur die Wucht des Schlages, und dazu habe ich ein angeborenes Talent. Ich sage Euch, ich treffe mit dem Richtschwert die Fliege, die hier am Thürstocke sitzt.

Das mußt Du mir zeigen, sagte Voigt, hole das Richtschwert, und beweise Deine erstaunliche Kunstfertigkeit.

Hinzl grinste gar freundlich und lief um das Richtschwert.

Schon kam er mit demselben zurück und näherte sich, das Schwert hoch emporhaltend, der Thüre des Gehöftes.

Gebt Raum, sagte er, damit ich zum langen Schlage ausholen kann.

Voigt trat bei Seite und Hinzl führte den Streich nach der Fliege.

Er hieb in den Thürstock mit solcher Kraft, daß das Schwert im Holze stecken blieb.

Nun, hast Du die Fliege getroffen? fragte Voigt.

O gewiß hätt' ich sie getroffen, antwortete Jener, aber sie blieb nicht sitzen wie ein Delinquent. Ueberzeugt Euch nur selbst, daß ich das Ziel nicht verfehlt habe.

Du bist ein elender Stümper! sagte der Freimann, das Richtschwert aus dem Holze reißend. — Nun gib Acht, ich werde Dir zeigen, wie ich es kann. — He! suche nach einer sitzenden Fliege, dort sieh' hin!

Der Henker wies mit dem Richtschwerte nach dem Baumstamme neben der Thüre des Gehöftes.

Bemerkst Du dort keine Fliege?

Wahrlich nein! antwortete Hinzl, vor dem Meister stehend und forschende Blicke nach dem alten knorrigen Hollunderstamme sendend.

Dort bei dem Astloch, weiter unten, sag' ich. —

Ich sehe die Fliege noch immer nicht, antwortete Hinzl.

So bücke Dich mehr, dann wirst Du sie sehen.

Der Freiknecht that es.

Und in demselben Augenblicke fuhr das Schwert des Henkers wie ein Blitzstrahl gegen den Nacken des Knechtes hinab.

Der konnte keine Fliege mehr sehen, denn schon fiel sein Kopf vom Rumpfe herab und kollerte im strömenden Blute auf dem Boden dahin.

Kunz trat eben aus dem Stalle, wohin er das Pferd geführt hatte und als er das Schreckliche sah, so dachte er sich, daß der Meister rasend geworden sei, und daß es ihm nicht besser ergehen werde, als wie Hinzl, wenn er sich nicht salvire. Er lief hinter das Haus und wollte dort über die Planke klettern, welche das Gehöfte umschloß.

Aber der Scharfrichter hatte es gesehen, wie Kunz hinter das Haus geflohen, und jener eilte nun durch die nahe Thüre aus dem Gehöfte, um sich dem Fliehenden in den Weg zu werfen.

Als der Freiknecht seinen Kopf über die Planke in die Höhe brachte, da traf ihn bereits das Richtschwert und mit gespaltetem Schädel fiel er in den Hof zurück.

Noch gab es aber eine Menschenseele in dem Henkerhause, nach welchem Voigt nun wieder seine Schritte lenkte. — Ein Mägdlein von kaum zwölf Jahren — echtes Freiblut und elternlose Waise; sie war überaus verständig und fleißig, sie sorgte für das Mahl der Freileute und für alle häuslichen Bedürfnisse derselben, und war mit ihnen auch stets gut ausgekommen. Voigt war ihr gewogen und nannte sie immer seine kleine Frau.

Diese — Käthe hieß sie — hatte es vom Küchenfenster aus gesehen, als der Herr den Hinzl köpfte und als sie in den Hof hinaus lief, da sank eben Kunz in seinem Blute von der Bretterwand hinab. Dennoch beschlich sie keine Furcht vor dem mörderischen Ungethüm.

Was habt Ihr gethan? fragte sie, den Herankommenden mit festem Auge anblickend. Unglückseliger! was wird nun mit Euch geschehen.

Ha ha! lachte Voigt wild, sich auf das blutige Richtschwert stützend, — sie sollen den Henker richten, ich aber thue nicht mit — und ohne mich werden sie es kaum richten können.

Glaubt Ihr denn, Ihr seid der einzige Freimann auf der Welt, sagte Käthe, kehr um die Hand wird ein Anderer da sein, der mit Euch ebenso verfahren wird, wie Ihr mit Hinzl.

Gar so bald nicht, antwortete Voigt, kein Scharfrichter wohnt

in der Nähe, sie müssen erst den von Preßburg oder Linz herbeiholen, und darüber vergeht eine lange Zeit. Hab ich nicht recht, Käthe? — Du staunst und siehst mich so furchtbar an, als wenn ich das Blut Deiner Brüder vergossen hätte, — ich sage Dir, ich habe recht gethan. Der Schurke Hinzl wollte mir meine Braut köpfen, und das habe ich ihm verwehrt.

Herrgott! was hat Euch Kunz gethan, der doch stets zu Euch gehalten wie das Huhn zum Truthahn.

Voigt ging zu Kunz.

Er wünscht es wohl, daß er ihn nur verwundet habe; doch für diesen gibt es keine Hilfe mehr, die Schneide des Richtschwertes war tief in den Gehirnschädel eingedrungen und Kunz athmete seinen letzten Seufzer aus.

Betrübt sah das Mädchen auf ihn und sagte zu Voigt: Das habt Ihr schlecht gemacht.

Nur seine Schuld, sagte Voigt, warum reizte er mich durch seine Flucht. — Auch meine Tage sind gezählt. Ich fühle es klar, daß ich untergehen muß, denn meine Händel mit den Pfaffen und dem Stadtrichter können kein gutes Ende nehmen.

Der Freimann schleppte die Leichen seiner erschlagenen Freiknechte zu dem Ziehbrunnen und warf sie in denselben hinab, dann nahm er Käthe zu sich in seine Stube, forderte sie auf, die Schürze aufzuhalten und warf dann eine Hand voll Gold- und Silbermünzen in dieselbe.

Nun bist Du abgelohnt, zieh' in die Fremde und verdinge Dich bei ehrlichen Leuten.

Das steht mir nicht zu, antwortete Käthe, ich liebe die ehrlichen Leute nicht, ich will eine Freimagd sein, so lange ich lebe, aber bei Euch bleibe ich nicht. Ihr seid wie der böse Feind unter uns Freileute gefahren und habt großes Unglück angerichtet. Ich werde es nicht verschweigen, was ich eben gesehen habe, denn Ihr sollt' fortan das Richtschwert nicht mehr führen.

Ich bitte Dich, hör' mich an, sagte der Freimann, damit Du nicht wähnst, daß ich aus böser Lust meinen Knechten das Leben genommen habe. Eben der Hinzl wollte mir in das Handwerk pfuschen, und auch Kunz hätt' es gethan, wenn ihm die Pfaffen zugesprochen.

Drinnen beim Stadtgerichte hat man mich überlistet. Du weißt es, man hat mir die Weber als meine Braut zugesprochen, man will mich mit ihr kopuliren, aber vom Altar hinweg soll ich die Weber zum Hochgerichte führen, ihr die Rechte und dann den Kopf abschlagen. Das vermag ich nicht, aber Hinzl hat sich bereits erboten, für mich das zu thun, und wenn ich den Kunz geschont hätte, hätte ich um das Leben meiner theueren Braut zittern müssen — sie wird aber gerettet sein, wenn sie bis Morgen lebt — nur so hab' ich das größere Unglück vermieden.

Ihr könnt nicht rechnen, Meister, antwortete das Mädel, zwei Menschenleben wiegen mehr als eines und Kunz war ein braver Mann. — Doch nun geh' ich fort, denn ich kann länger nicht bei Euch weilen.

Du wirst das Haus für heute nicht verlassen.

Ich will nicht hier bleiben.

Ich werde Dich in den Keller einsperren.

Versucht es, aber das sag' ich Euch, wenn ich entwischen kann, so werde ich es thun und Euch bei Gerichte anzeigen.

Mädel, reize mich nicht, sagte der Henker, — Dein Leben ist in meiner Hand; wenn Du nicht zu mir hältst, dann drück' ich Dir die Kehle zu und werfe Dich in den Brunnen zu den andern.

Damit spielt ihr mir keinen Possen, ich komme dann in den Himmel zu meiner Mutter und werde es dann weit besser haben, als hier bei Euch. — Kunz war mein Liebster und ich könnte vor Jammer laut aufschreien, weil Ihr ihn ermordet.

Dann sei Dir Gott gnädig! schrie der Henker ergrimmt und faßte das Mädchen bei der Brust an. Im nächsten Augenblicke sagte er dann:

Du bist ein armes Kind und hast recht, wenn Du sagst, daß ich ein Wütherich bin.

Du kannst mir nicht schaden, ich werde mich ohnehin selbst zu dem Morde meiner beiden Freiknechte bekennen, — lebe und werde glücklich — aber für jetzt gehst Du nicht fort.

Voigt führte Käthe in den Hausgang hinaus, öffnete dort eine Fallthüre, welche in den Keller führte, und stieß sie in denselben hinab; dann versperrte er den Keller und nahm den Schlüssel zu sich.

Voigt steckte sein baares Geld zu sich, legte das blutbeklebte Richtschwert in den Karren, spannte dann wieder sein Pferd an denselben und nachdem er die Thüre des Gehöftes versperrt hatte, kehrte er wieder auf seinem Karren nach der Stadt zurück.

Vor dem Gerichtshause standen nun im Quarré die Kroaten aufgestellt.

Die Glieder der Soldaten öffneten sich und ließen den Henker passiren.

Dort sah er den neuen Stadtkommandanten Palm zu Pferde, umgeben von den schwarzen, verkappten Mitgliedern der Todtenbruderschaft, mit welchen er sprach.

Sonst zählte die Todtenbruderschaft wohl an sechzig Köpfen, jetzt aber sieht Voigt nur ein kleines Häuflein von denselben. Es sind ja meistens lauter Leute von hohen Aemtern und Würden, welche nur aus Lustbarkeit sich zur Aufgabe gemacht hatten, bei allen Hinrichtungen zugegen zu sein und die Leichen der Delinquenten zu beerdigen.

Das Wüthen der Pest mochte die Meisten jedoch von dieser Unterhaltung abgeschreckt haben. Zu wundern war es, daß sie nicht sammt und sonders Reißaus genommen.

Der Henker stieg vom Karren ab und ging in das Haus. —

In der großen Halle fand er Niemanden als den Stadtrichter und Pater Ascalo, sie gingen miteinander im eifrigen Gespräche auf und ab.

Seid Ihr schon da? fragte Ascalo den Henker, wir haben noch ein Stündchen Zeit.

Ich mußte wohl früher kommen, antwortete Voigt, damit endlich Anstalten zu meiner Trauung getroffen werden.

Besteht Ihr den wirklich darauf, die Delinquentin noch vor ihrer Exekution zu heiraten.

Natürlich, Herr! ich besteh' auf meinem Rechte.

Seht Euch doch lieber die Kindesmörderin an, die ich für Euch bestimmt habe.

Ich will sie nicht sehen, — ich glaube, es wäre das Beste, meine Herren, wenn Ihr die Braut mir ausfolgt und die Soldaten heimschickt. Ich habe mit einem sehr gelehrten Herrn gesprochen und der hat gesagt, daß Ihr Euch durch Eueren Bescheid die

Hände gebunden habt, Ihr müßt mir die Weber zur Frau geben und mich ruhig mit ihr fortziehen lassen.

Nein, sie stirbt! entgegnete Ascalo, kommt mir nicht wieder mit solchen kecken Aeußerungen, — geht in die Schergenstube und wartet bis man Euch ruft!

Ich will meine Braut besuchen, antwortete der Henker.

Geht in die Schergenstube und wartet bis man Euch ruft, wiederholte der Stadtrichter die Worte des Pater Ascalo.

Der Henker gehorchte. Er setzte sich auf einem Schemel, stützte sein Haupt in die Hände und dachte der Dinge, die da kommen sollen.

Es waren der Schergen gar viele beisammen.

Der Stadtsyndikus stand bei ihnen und vertheilte unter sie Geld.

Ihr sollt guten Muthes sein, sagte er zu ihnen, und Euch an gutem Wein erquicken. — Die Pest wird wohl bald erlöschen und Meister Voigt uns von ihr befreien. Die gottlose Kreuzbrecherin hat sie verschuldet und wenn sie in die Hölle hinabfahren wird, so nimmt sie gewiß den Pestengel mit. — Nicht wahr, Voigt, so ist es?

Ich glaube nicht! antwortete dieser. Es wäre schade, wenn die Pest weichen würde, denn das ist der schönste Weg, die Welt von aller Sünd' und allem Laster zu befreien. Sie wird doch endlich so klug sein und die Schurken beim Kopfe fassen, denen der Henker nicht zu kann.

Ihr seid ein Murrkopf! antwortete der Syndikus, habt Ihr schon die Weber frisirt?

Was frisirt? schrie der Henker, den Syndikus finster anblickend, macht Euch nicht lustig über mich, sonst frisire ich Euch!

Nur gemach, mein Bester, antwortete der Syndikus betroffen, ich wollte Euch nur fragen, ob Ihr der Delinquentin schon die Haare abgeschnitten habt.

Die werden ihr nicht abgeschnitten, denn sie soll mit ihrem Haarschmuck vor den Altar treten, wenn sie mit mir kopulirt wird. Geht doch hinauf zum Stadtrichter und sagt ihm, daß ich schon ungeduldig warte, weil man die Trauung so lange hinausschiebt.

Ich glaubte es wäre schon abgekommen, daß Ihr die Weber heiraten werdet.

Zum Teufel nein! sie muß mein Weib werden und meinen Namen führen.

Gut, ich will es sagen, antwortete Syndikus und ging.

Es währte nicht lange, wurde dem Freimanne anbefohlen, vor dem Stadtrathe zu erscheinen.

In den Gerichtszimmern jedoch war nur ein einziger Stadt- und Gerichtsrath anwesend, ein dürres Männchen, das aus seiner großen Allongeperrücke kaum herausblicken konnte, und in seinen knöchernen Händen den Rosenkranz hielt; an den andern Sitzen jedoch, wo sonst bei Gerichtsverhandlungen die andern Räthe ihre Plätze hatten, saß Niemand als Jesuiten.

Auch der Stadtrichter fehlte.

Was soll ich hier? fragte Voigt.

Mir habt Ihr Rede und Antwort zu stellen, sagte der Stadtrath. Wir haben es mit größter Betrübniß vernommen, daß Ihr in diesen schweren Zeiten an das Heiraten denkt. — He, Voigt! sagt mir doch, habt Ihr den kein Gewissen?

Ich habe kein Eheweib, Herr, antwortete Voigt, und das ist für mich wichtiger. Ein Freimann ohne Weib kann keine Lust und Liebe für sein Geschäft haben.

O, glaubt das nicht! antwortete der Stadtrath, mit dem Weibe kommt der Zank in das Haus.

Umsomehr Lust hat man dann zum Köpfen und zum Schinden.

Nun, ich hab' Euch abgeredet, wenn Ihr aber darauf besteht, so unterschreibt den Revers.

Was für einen Revers?

Der Jesuit, welcher an der Seite des Rathes saß, ergriff eine Schrift und sagte in dieselbe blickend:

Daß Ihr mit dem heutigen Tage in Folge Eures bittlichen Ansuchens und Kraft Eures Privilegiums eine Delinquentin von dem Hoch- und Nothpeinlichen Gerichte als Euer Leibeigending für immer und in Recht und Ehrbarkeit übernehmt; daß Ihr Euch nicht weigert, noch hier im Hause die Kopulation mit derselben vollziehen zu lassen und bei der Trauung mit gebührlicher Achtung und Erfurcht Euch benimmt. Item sollt Ihr Euch durch eigene Angelobung vor Gott und der Welt, insbesondere aber vor dem kaiserlichen Stadtrath und den außerordentlichen hochwürdigen Beisitzern, bei schwerer Pein und sonstiger unvermeidlicher Justifizirung strengstens verbindlich machen und für verbunden halten,

mit der übernommenen und Euch angetrauten Delinquentin in ordentlicher und christlicher Ehe zu leben, sie in guter und scharfer Zucht zu halten, und Euere Kinder, so aus dieser Ehe hervorgehen sollten, weder den ehemaligen Schimpf der Mutter fühlen zu lassen, noch es zuzugeben, daß sie durch schlechtes Beispiel oder auch sündhafter Neigung auf gottlose Irrpfade und Abwege gerathen, daß der Kirchengang, die Beichte und die Kommunion von Euch und Eueren Angehörigen nach den Lehren der heiligen römisch-katholischen Kirche stets pünktlich und mit Andacht, mit besonderer Rücksichtnahme auf jede heilige Zeit genau vollzogen werde, und daß Ihr unter Anrufung Gottes und der heiligen Marie und Aller Heiligen schließlich noch angelobt, Alles Ungebührliche und Gottlose, — so Ihr an Eu'rer Ehegesponsin zu bemerken glaubt — unverzüglich dem kaiserlichen Stadtgerichte und bei den Dienern Gottes und der Kirche zur Anzeige bringt, und Euch überhaupt in Eurem neuen Stande so gut, anständig, getreu und pflichteifrig betragen werdet, daß es dem hohen Gerichte niemals gereuen möge, Euch diese besondere Lizenzia zu Euerer Kopulation mit einer Malefizperson, in guter und richtiger Meinung und aus Wohlgeneigtheit für Eure bisherigen guten Dienste, freimüthigst ertheilt zu haben.

Der Jesuit schwieg und richtete einen fragenden Blick auf den Freimann.

So ist's mir recht, sagte dieser, ich will mich zu Allem verbindlich machen und es heilig angeloben, was das Wohlgericht von mir verlangt.

Nun denn, so unterschreibt den Revers, sagte der Rathsherr, die Schrift ihm vorlegend.

Voigt tauchte eine Feder in die Tinte und unterzeichnete.

Das Auge des Henkers lachte.

Nun habt Ihr es gehört, daß man nicht mehr auf die Hinrichtung der Weber bestehe, er darf sie in sein Haus einführen und mit ihr die Ehe eingehen. Auch schon auf die Kinder dieser Ehe hat man in dem Reverse Bedacht genommen, — was soll er sich mehr wünschen?

Wohl fährt ihm ein finsterer und unheilsvoller Gedanke durch den Kopf, die Ermordung seiner Freiknechte, aber dieser Gedanke

verdirbt ihm die Freude nicht. — Wer weiß davon, außer der Freitochter, und diese kann er leicht zum Schweigen bringen.

Das Kruzifix auf dem Tische wird vorgerückt, zwei Lichter bei demselben angezündet und der Henker leistet das feierliche Gelübde.

Als er jedoch von der Gerichtstafel hinwegtretend einen Blick durch das große, bis auf den Boden hinabreichende Fenster wirft, da bemerkt er unten Züge der Bettelmönche und sieht es, wie sich ein Kroate ein schwarzes Tuch über seine Trommel zieht.

Das erschreckte ihn, seine frohe Zuversicht ist plötzlich dahingeschwunden, und mit finsterem Antlitze wendete er sich zu dem Rathsherrn, die Worte ihm zurufend:

He, will man mich äffen? Was da unten vorgeht, das deutet auf die Vornahme der Exekution hin.

Kümmere Dich nicht um das, was da unten geschieht, antwortete der Rathsherr, sondern halte es Dir in Erinnerung, was Du durch Deine Unterschrift bestätigt und durch Deinen heiligen Eid angelobt hast.

Wir ziehen nun nach der Kapelle. Doch noch eine wichtige Frage habe ich an Dich zu richten, die Du mir offen und ehrlich beanworten mußt.

Fragt, gestrenger Herr, sagte der Henker ängstlich und ungeduldig, denn er befürchtete, daß man nun der Sache eine andere Wendung geben wolle.

Du gehst zum Traualtar, hast Du denn aber auch schon gebeichtet und kommunizirt?

O ja, entgegnete Voigt, mein Herz ist so rein, wie das eines neugebornen Kindes.

Nun, das ist eben nicht rein, bemerkte der Jesuit lächelnd, denn das gehört noch dem Teufel an.

Du hättest sagen sollen, eines neugebornen und getauften Kindes.

Ja, so hätte ich sagen sollen.

Und nun kommt, wiederholte der Rathsherr, und schritt mit dem Jesuiten der Thüre zu.

Der Henker folgte ihnen nach.

Der Stadtrichter wandelte wieder an der Seite des Pater Ascalo den Korridor entlang, als die Personen aus der Gerichtsstube heraustraten.

Nun, ist Alles in Ordnung? fragte er den Rathsherrn.

Alles, antwortete Dieser. Voigt hat unterschrieben und geschworen.

Möge Euch der heutige Tag ein Glück bringen, sagte Ascalo, und Euerer Ehe ein starkes Geschlecht entsprießen, unverzagt und getreu im Dienste der irdischen Gerechtigkeit.

Geht nur weiter, sagte der Stadtrichter, die Braut wird Euch schon folgen.

Voigt wandelte mit den Anderen weiter dahin.

Durch einen engen düsteren Gang gelangte er in den Hofraum hinab, wo sich im Mittelgrunde als Anbau an den Hintertrakt die kleine Kapelle befand.

Bei gottesdienstlichen Handlungen wurden die Gefangenen in den Hof hinabgeführt und die Thüren der Kapelle geöffnet, wo sie dann auf den Altar sehen konnten.

Voigt setzte sich dort auf die Bank seitwärts dem Altare und harrte auf die Ankunft seiner Braut; er war nicht gut gelaunt, ängstlich klopfte ihm das Herz, denn er befürchtete noch immer, daß man ihn überlisten werde; welchen Vorwand könnte man aber gegen ihn gebrauchen, um die Erlaubniß zu seiner Trauung und Ehe null und nichtig zu machen.

Draußen trommelt man, Voigt springt auf und stellt sich in den Kapelleneingang.

Was hat das zu bedeuten? fragte er den herankommenden Syndikus.

Was weiß ich, antwortete Dieser.

Unruhig ist es draußen, sagte der Oberscherge, welcher dem Syndikus nachfolgte, verdächtiges Volk läßt sich sehen, aber es ist schon dafür gesorgt, daß sie nichts ausrichten können, die Kroaten haben schon ihre Gewehre geladen.

Mach' keine Flausen, Gevatter, sagte Voigt es ordnet sich der Exekutionszug, aber das sag' ich Euch, man wird sich groß verrechnen, es wird heute nicht geköpft.

Nichts geköpft? fragte Dieser verwundert, wie so, Gevatter?

Laßt ihn in Ruhe, sagte der Rathsherr, hinzutretend, Ihr habt es schwarz auf weiß, Voigt, die Kerzen am Altare werden

schon angezündet, daß Ihr ein getreuer Dienstmann seid ist uns ohnehin schon bekannt, Ihr habt es auch im Revers bestätigt.

Warum erinnert Ihr mich an meine Treue? rief der Scharfrichter gereizt, es wäre passender, mich darüber zu beruhigen, daß man nicht die Absicht habe, eine Exekution vorzunehmen.

Ei warum soll man den keine Exekution vornehmen, antwortete der Rathsherr, es ist eine so lange Zeit verstrichen, ohne daß Ihr beschäftigt gewesen seid, Ihr werdet doch nicht für's Faulenzen bezahlt.

Höll' und Teufel! schrie der Freimann, wird man mir meine Braut herausgeben oder nicht.

Artet nicht aus, entgegnete der Rathsherr, sonst könnte es wirklich geschehen, daß man Euch die Braut nicht ausfolgt.

Aber man will's von mir haben, daß ich nach der Kopulation meinem Weibe den Kopf abschlage.

Wer könnte das vernünftiger Weise von Euch verlangen, heißt Euer Eheweib dann nicht Frau Voigt und ist über eine Frau Voigt etwas Nachtheiliges in unsern Akten aufgezeichnet? Nachrichter! Ihr macht Euch Sorgen ohne Noth.

Es kömmt schon der Brautzug, sagte der Oberscherge, seinen Blick nach dem Eingang zur Seitenstiege werfend.

Voigt sah von dort paarweise Rumorknechte mit der Hellebarde in der Hand daherkommen. Diesen folgten die Schergen, wie gewöhnlich den hohen Stock in der Hand, an der Seite den kurzen Säbel, hierauf zeigten sich im Zuge Frauenzimmer, zwei Weiber nach der gewöhnlichen Sitte in Gugeln gekleidet, und diesen folgte eine gefesselte Frauensperson, deren Haupt und Brust mit einem schwarzen Schleier verhüllt waren; sie ging barfuß und trug den kurzen Sträflingsrock aus ungebleichter Leinwand. Ihr zur Linken schritt eine junge Magd in Sonntagskleidern, welche auf dem Kopfe einen Blumenkranz und in der Hand einen großen blühenden Strauß hielt.

Der Henker kannte die Magd, sie war die Tochter des Oberschergen und mochte sich hier im Zuge als Kranzeljungfer befinden.

Mit fieberhafter Gluth ruhte der Blick des Henkers nun an dem gefesseltem Weibe, welche im Zuge mit den Andern langsam

herankam; — wilder pochte seine Brust, die Muskeln in seinem Gesichte zuckten, das eine flammende Röthe gewann.

Während die Schergen und Rumorknechte sich zu beiden Seiten der Kapelle aufstellten, wurde das gefesselte und dicht verschleierte Weib in dieselbe zu dem Altare geführt und Pater Ascalo, der nun mit dem Stadtrichter herbeikam, ließ sich von einem Schergen die Stola reichen, worauf er zu Voigt sagte:

Es widerfährt Dir und Deiner Braut die Ehre, von mir, kopulirt zu werden.

Pater Ascalo trat an den Altar, und der Schließer mit dem Oberschergen nahmen auf einen Wink des Stadtrichters dem verschleierten Weib die Fesseln ab.

Stellt Euch nun zusammen, Ihr Brautleute, sagte der Stadtrichter, und reicht Euch die Hände.

Das barfüßige Weib näherte sich dem Henker und reichte ihm ihre Hand hin.

Dieser trat einen Schritt zurück und rief hitzig:

Wen will man narrir'n, glaubt Ihr, weil Ihr dieser Person das Gesicht verhängt habt, daß ich sie für die Weber halten werde! Ei, warum habt Ihr denn nicht auch die plumpen Füße und diese derben Hände verhüllt, damit ich den Spaß nicht merke!

Sprecht nicht so laut an einem Gottesorte, sagte Pater Ascalo, denn dadurch beweist Ihr Mangel an Religion.

Was ist Euch nicht recht? fragte der Rathsherr den Henker, man hat Euch die Delinquentin als Eure Braut ausgeliefert und es ist nun an Euch, ihr mit gutem Vorsatze die Hand zu reichen.

Voigt streckte die Hand nach jenem Weibe aus, das man ihm zugeführt, faßte sie am Schleier, und warf ihr denselben über das Haupt zurück.

Er hatte sich nicht getäuscht, fremde und gemeine Züge waren es, welche er vor sich sah, aber Gesundheit und Jugend lachte ihm aus ihrem Antlitz entgegen, ihr offener Mund wies ihre breiten Zähne — ihre kleinen grauen Augen glühten voll Wonne und Zärtlichkeit.

Ja, ich nehme Dich, Henker, sagte sie, damit ich meinen Kopf behalte und will Dir ein gutes Eheweib abgeben, ich finde auch Gefallen an Dir und werde es in Deinen Armen vergessen,

was mir Schlechtes widerfahren ist. — Was zauderst Du, schlag nur ein in meine Hand, ich will es treu mit Dir halten, und nicht wieder meinen Fuß in das Frauenhaus setzen, nur Dir will ich ergeben sein und Dir allerlei Kurzweil und Freude bereiten, nimm mich, Henker, und mache mit mir, was Dir beliebt.

Dich nehm' ich nicht, antwortete der Henker zornig, und ich würde Dich auch nicht nehmen, wenn Du in einem Kloster und nicht in einem — — Hause gelebt hättest.

Wo ist Marie von Dillingen? die muß zur Stell' herbei, denn sie ist es, um die ich geworben und die mir zugesprochen wurde, was auch meine Schrift besagt.

Was schreist Du da wie besessen! rief der Rathsherr, ich habe Deinen Revers in der Hand und darin ist nichts von der Weber enthalten, und eine Delinquentin haben wir Dir ausgeliefert und Du hast es in dem Reverse bestätigt, daß Du Dich mit der Delinquentin kopuliren lassen wirst. Außerdem hast Du Dich verbunden, bei der Kopulation Dich geziemlich zu betragen und wir können Dich schon jetzt strafen, da Du als wüster Geselle hier aufbegehrst.

Sagt was Ihr wollt, Ihr schlauen Herren, antwortete Voigt, doch Ihr irrt Euch groß, wenn Ihr wähnt, daß ich mich narriren lasse. Die nehm' ich nicht zum Weibe, führt sie nur wieder fort.

Besinne Dich eines Besseren, sagte Ascalo, Du willst die Weber zum Weibe haben, eine gottlose Hexe und Kreuzbrecherin, wahrlich ein Narr könnte kein solches Verlangen tragen, Du willst das Seelenheil, um der Sinneslust zu fröhnen, frech verscherzen, wer könnte das zugeben? Wenn Du auch ein Freimann bist, so dürfen wir Dich dennoch nicht in den Abgrund der Hölle sinken lassen und was hast Du denn bei dem Tausche verloren? Du erhältst eine bußfertige Maria Magdalena für eine Unbußfertige, sie hat dem Teufel widersagt, der sie zum Morde ihres unehelichen Kindes verleitet, während die Weber trotzig in ihrem Laster beharrt. Und wo liegt denn der Unterschied zwischen diesen beiden Personen?

Die Güte Gottes hat diese Magd minniglich ausgestattet, sie ist von Gestalt der Weber fast ähnlich und hat wie sie ein reiches blondes Haar. Nimm sie nur hin und sei glücklich mit ihr.

Behaltet sie, antwortete der Henker, gebt mir die Marie

heraus oder zittert vor mir, ich kenne Eure Schliche und Praktiken; wenn Ihr mich toll macht, so geh' ich zu dem Kaiser und zeuge gegen Euch.

Genug des Haders! rief Ascalo, während er die Stola von seiner Schulter nahm und auf den Altar legte, man führe die Delinquentin wieder in ihr Gefängniß zurück; Euch aber, Voigt, befehle ich strenge an, die Exekution der Weber vorzunehmen, es ist keine Zeit mehr zu verlieren.

Nun, wenn Ihr es befehlt, so soll es auch geschehen.

Nun denn, so thut, was Eure Sache ist, befahl der Stadtrichter. — Auf zum Richtplatze!

Wo habt Ihr Euer Richtschwert? fragte Ascalo, während sich der Zug der Schergen und Rumorknechte in Bewegung setzte.

In meinem Karren vor dem Hause, antwortete Voigt, während er den Jesuiten finster anstarrte.

Ich rathe Euch, denkt an nichts Arges, sprach der Hofkommissär mit erzwungener Kälte. Ihr könntet Euch verrechnen.

Der Henker folgte im Zuge den Anderen, in der Thorhalle hielt er jedoch an und sagte zu dem Stadtrichter, der an seiner Seite dahinging:

Die Gerichtsleute ziehen zum Thore auf den Hohen Markt hinaus, man hat aber in der Eile auf das Wichtigste vergessen — auf die Delinquentin. Ich habe sie noch immer nicht in ihrem Gefängnisse übernommen.

Folgt nur den Anderen, sagte der Stadtrichter, es ist nicht von Wichtigkeit, wo Ihr die Delinquentin übernehmt.

Voigt folgte ihnen weiter und kam auf den Hohen Markt htnaus, dort zuckte er bestürzt zusammen.

Während er sich im Gerichtshause befand, hatte man vor demselben das Schaffot ausgestellt, und mit einem rothen Tuche überdeckt.

In früheren Zeiten pflegten alle Hinrichtungen durch den Schwertschlag vor der Schranne stattzufinden. Als Knabe hatte Voigt dies hier auch gesehen, aber späterhin war die Richtstätte für Enthauptungen und Verstümmlungen vor das Schottenthor verlegt worden, die Diebe und Ausreißer jedoch führte man zur Spinnerin am Kreuz hinaus, um sie dort aufzuknüpfen.

Es gab noch eine dritte Exekutionsstätte und zwar unter den Weißgärbern in der Nähe des Donaukanals, der sogenannten Gänseweide, wohin man jene Malefizpersonen brachte, welche zum Feuertodte verurtheilt wurden, dort wurden aber nur Hexen, Zauberer und besonders arge Ketzer auf den Scheiterhaufen in Asche verwandelt; aber seit dem Regierungsantritte Kaiser Josef I. wurde diese Todesart nicht mehr in Anwendung gebracht; es hatte auch geheißen, daß Hinrichtungen vor der Schranne nicht mehr stattfinden dürfen, aber dennoch war nun das Blutgerüste dort errichtet worden, und zwar nach alter Art mit einer Brücke, welche von dem Balkon des Gerichtshauses auf das eine Schaffot gelegt war und aus einigen Pfosten bestand, die man mit einem schwarzen Tuche bedeckte.

Warum sollte die Hinrichtung der Weber nicht vor dem Schottenthore draußen, sondern gleich vor dem Gerichtshause vorgenommen werden.

Befürchtete man einen Ueberfall?

Sollten wirklich die Freunde des Herzogs von Ahremberg sich zu einer kühnen That entschlossen haben, und dieses den Machthabern bekannt sein? — Nun, dieser Plan mag wohl so gut wie vereitelt sein. Drei Gitter hoch umgibt das kroatische Fußvolk eng aneinander geschlossen den Hinrichtungsplatz, in welchem außer der Klerisei und den Todtenbrüdern eine Anzahl von Rumorknechten sich befinden, die als der innere Ring das hohe Schaffot umschließen.

Oben auf dem Schaffote steht ein verkappter Todtenbruder, wie die andern in schwarzer Kutte und Kapuze gekleidet, mit einer schwarzen Tuchmaske vor seinem Antlitz; er stützt sich auf den Kreuzgriff eines hohen Schwertes.

Der Henker rief bei seinem Anblick voll Wuth und Schrecken:

Wer hat dem Kerl erlaubt, sich eines Richtschwertes zu bemächtigen?

Gemach — spricht der Hofkommissär zu ihm, wir kennen Dein böses Herz und daher auch Deinen Vorsatz und haben uns vorgesorgt, damit Du die Hinrichtung nicht hintertreiben kannst; Dein Stellvertreter steht schon oben, und es soll Dir vergönnt sein, Dich an seiner Kunst zu weiden.

Der Hund muß hinab! schrie der Henker und wollte auf das Schaffot eilen.

Aber man hatte auch da Vorsorge getroffen, dies zu verhindern. Schon hingen ein halbes Dutzend Schergen an ihm, wie die Ameisen an der Mücke, und die Rumorknechte vor dem Schaffote streckten ihm ihre Partisanen entgegen.

Voigt, welcher die Unmöglichkeit einsah, die Kraft so Vieler zu überwältigen, war schlau genug, nun umzustecken.

Was wollt Ihr von mir? rief er mit eben so lauter als dumpfer Stimme, — was könnt Ihr gegen mich vorbringen? — Ich bin der Freimann, der andere ist es nicht — ich werde die Exekution vollführen!

He, wo hast Du denn Deine Knechte gelassen? fragte der Stadtrichter.

Entflohen sind sie, um nicht bei der Kontumaz dienen zu müssen, antwortete der Scharfrichter — doch das ändert die Sache nicht, ich kann auf ihren Beistand Verzicht leisten.

Elender, Du lügst! nahm Ascalo das Wort; Du hast Deine Knechte in den Brunnen gestürzt — sieh' dort hin und wage es noch zu leugnen.

Ascalo zeigte auf die freie Treppe, welche nach beiden Seiten hin zum Platze auf den Balkon des Gerichtshofes führte.

Dort an der rechten Seite bei dem Stadtschreiber stand Käthe, die Freitochter.

Es war ihr gelungen aus dem Keller zu entfliehen, und während der Henker in der Schergenstube auf die Kopulation wartete, war sie bereits auf dem Stadtgerichte, um ihren Meister anzuklagen.

Dennoch wollte man ihn mit der Kindesmörderin kopuliren und dann hinausschicken, die Weber zu richten; weshalb dies geschah, läßt sich nicht genau bestimmen — vielleicht nur deshalb, damit die Freunde des Herzogs von Ahremberg nicht darauf hinweisen können, daß selbst der Henker sich geweigert habe, Marie von Dillingen zu köpfen.

Droben auf dem Balkone erscheint der neue Rottmeister mit dem blanken Säbel in der Hand und hinter ihm kommen zwei seiner Leute; auf diese folgen sechs kroatische Soldaten, dann einige

Schergen, gleichfalls mit gezogener Waffe. Sie kommen durch die Balkonthüre aus dem Innern des Hauses und schon weiß man, daß dies der Exekutionszug sei, denn die Wachen nehmen zu beiden Seiten der Schaffotbrücke ihre Aufstellung.

Nach einer kurzen Unterbrechung bringt man endlich die Weber.

An ihrer rechten Seite schreitet der Franziskanermönch — welcher auch Schön Lieschen zum Tode geleitete — zu ihrer Linken ein Scherge.

Mariens Hände sind an dem Rücken ihr zusammengebunden, der Scherge hinter ihr hält den Strick, der Scherge an der Seite zieht sie mit sich fort. Grauen und Entsetzen zeigt die Miene der leichenblaßen Delinquentin. Daß es mit ihr ein so schreckliches Ende nehmen werde, hätte sie nicht geglaubt; hatte doch die Kaiserin selbst sie ihrer Gunst und Gnade versichert.

Noch trägt sie das Hauskleid, in welchem sie gekleidet war, als man sie von der Seite ihres Vaters hinweggerissen, aber ihre seidenblonden Haare sind bereits gekürzt.

Jener Mann, im Gewande der Todtenbrüder, der mit dem Richtschwerte in der Hand auf dem Schaffote stand und den Henker substituirte, war es gewesen, der ihr langes schönes Haar abschnitt.

Die beiden Schergen führen sie über die Brücke auf das Schaffot.

Sie wirft einen langen ängstlichen Blick auf die geringe Menge hinab, die hinter dem Quarré der Soldaten sich zusammengefunden hat.

O, Niemand rührt sich, um ihr Hilfe zu bringen.

Die Soldaten stehen in festgeschlossenen Gliedern, unbeweglich wie eine Mauer da.

Der Kommandant Palm, welcher zu Pferde sitzt, hat nun ein Reitergefolge um sich.

Es sind Jesuiten, darunter der Rektor, welche sich eingefunden hatten, um der Hinrichtung beizuwohnen.

Sie hatten es gehört, daß der Kaiser sich mißfällig darüber ausgesprochen, daß sie auf hohem Rosse sich zeigen und dennoch thaten sie es wieder. Nicht in der kleinsten Sache wollten sie nachgeben und eben durch diese eiserne Konsequenz die Herrschaft sich ertrotzen.

Das Haupt der Weber sollte fallen, um es der Welt zu beweisen, daß ihre Macht unerschüttert und daß der Wille und das Gnadenwort der Kaiserin ein leerer Schall gegen ihre Majestät sei.

Der Henker tobt, während er sich mit den Männern hin und her wirft, welche ihn festhalten, seine Stimme vernimmt man auf dem Platze. Sie schallt wie ein rollender Donner, aber es ist eben nur Donner, den kein Blitz erzeugt.

Die Schergen, welche statt den Freiknechten Marie zum Blocke schleppten, kümmerten sich wenig um seine eitlen Drohungen und Verwünschungen, sie lösen die Bande der Weber, und während der Eine sie am Nacken festhält, streift der Andere ihr den Aermel von dem weißen Arme zurück und zieht ihn gegen den Block, damit der schwarze Mann mit dem Richtschwerte ihr die Hand abschlagen könne.

Ihr Hunde, ihr Hunde! brüllte der Freimann ohnmächtigen Grimmes, während der Scherge oben Mariens Hand bereits auf den Block niederdrückt.

Marie stößt einen entsetzlichen Schrei aus, als wenn schon das Schwert ihr die Hand getrennt hätte.

Der Todtenbruder mit halb erhobenem Schwerte tritt zur rechten und dann zur linken Seite hin.

Man merkt es ihm an, daß er sich bei seinem Geschäfte nicht zurechtfinden könne; der Scherge, der die Hand der Schwabenjungfer auf den Block niederhält, steht ihm überall im Wege.

Aber dennoch wird er sein Geschäft zu Ende bringen. Was liegt daran, ob es besser oder schlechter ausfallen mag.

O, kommt den kein Kourier vom Kaiser, welcher die Hinrichtung abstellt, jetzt wär' es noch Zeit.

Nein — nichts deutet darauf hin, daß ein Retter sich nahe!

Die zornige Stimme des Henkers war verhallt und eine lautlose Stille herrschte auf dem Exekutionsplatze. Die Augen Aller sind auf das Schaffot gerichtet; Niemand hat aber Erbarmen mit der Unglückseligen, welche man gottlos den Mörderhänden überlieferte.

Ein zweiter Todtenbruder ist einige Sprossen der Leiter emporgestiegen, welche an dem Schaffote lehnt. Er spricht mit dem frei-

willigen Henker und ertheilt ihm guten Rath — da krachen und knattern Flintenschüsse und der Todtenbruder mit dem Richtschwerte, der sich dem Rande des Schaffotes genähert, stürzt von demselben auf das Pflaster hinab.

Nun erhebt sich plötzlich ein wilder Sturm.

Verrath! Verrath! schallte es von allen Seiten.

Bewaffnete Reiter in kaiserlichen Uniformen sprengen aus der Thorhalle von dem der Schranne gegenüber liegenden Hause und suchen in das Quarrè der Kroaten einzubrechen.

Bei den oberen Fenstern jenes Hauses erhebt sich eine weiße Rauchwolke — von dort her hatte man auf den Henker-Todtenbruder geschossen.

Palm mochte auf einen Angriff gefaßt sein, denn er wich nicht vom Platze weg und kommandirte seinen Soldaten.

Schon begannen die Kroaten mit den Reitern zu scharmutziren; allenthalben gab es Geschrei und Getümmel — die Reiter, welche ihre Säbel gegen die standhaltende Fußtruppe gebrauchten, riefen unaufhörlich: Marie! Marie! und aus den Fenstern des Hauses gegenüber der Schranne fiel eine neue Salve.

Es mochten aber nur Schreckschüsse sein, denn man sah Niemand mehr fallen.

Die Klerisei auf dem Richtplatze warf sich auf ihre Knie nieder und betete laut, damit Gott die dräuende Hölle zu Schanden werden lasse und es den stürmenden Bösewichtern nicht gelinge, die Kreuzbrecherin dem Henkertode zu entreißen.

Die Jesuiten ritten auf dem Platze hin und her, während Pater Ascalo den Schergen vom Balkon aus befahl, die Delinquentin in das Gerichtshaus zurückzuschaffen.

In der Verwirrung gelang es nun dem Scharfrichter, sich von den zaghaften Schergen loszureißen und das Schaffot zu erreichen. Er hatte sich des Richtschwertes bemächtigt, das neben dem Todtenbruder, der sich in seinem Blute wälzte, auf dem Boden lag, und mit dem Geschrei: Her zu mir, meine Braut! verfolgte er die Schergen, welche die arme Sünderin von dem Blutgerüste nach der Altane brachten.

Da sprengte Palm zu Pferde heran und stach den Henker, als er eben über die Brücke lief, mit seinem Degen in die Seite.

Das hemmte den Siegeslauf des wilden Voigt.

Er sank auf die Brücke und fiel dann im nächsten Augenblicke in die Tiefe hinab.

Die Kroaten zogen sich Schritt für Schritt in das Gerichtshaus zurück, sie besetzten das Schaffot und schossen hinab auf die Reiter, von dort jedoch retirirten sie in das Gerichtshaus, wohin auch schon Marie von Dillingen gebracht worden war.

Unter lautem Geschrei suchte die Klerisei und mit ihr die Schaar der Todtenbrüder zu entweichen.

Die Sache hatte auch einen furchtbaren Ernst. Der hohe Markt hatte sich in ein Schlachtfeld verwandelt, auf welchem Todte und Verwundete lagen.

Die Reiter, deren Anzahl kaum mehr als vierzig betrug, konnten sich nicht auf dem Platze behaupten, sie zogen sich in die Wipplingerstraße zurück, um sich nicht länger den Kugeln der Kroaten auszusetzen, es waren Kürassiere vom Regimente Boucqoi.

Nun aber erhielten sie eine Unterstützung; von der Hauptwache sowohl, als auch aus der Salzgrieskaserne kamen Musketiere vom Regimente Waldeck, welche den Platz besetzten und gegen die Schranne Front machten. Ebenso erschienen auch Soldaten vom Regimente Althan, welche die Burgbesatzung bildeten, und durch den Tumult und das Schießen herbeigelockt wurden.

Man rief den Frieden aus und viele Hauptleute der Wiener Garnison traten mitten auf dem Platze zusammen, um sich zu berathen und Abhilfe zu treffen; der Kampf ruhte.

Die Kroaten hielten die Schranne besetzt, in welche sich auch der Stadtkommandant geflüchtet.

Bei der Hauptmannschaft fand sich auch Graf Hamilton, der Kommandant der Burgwache ein, ein Oberst Flemming und außerdem noch andere Herren, welche in Hof- und Kriegsdiensten standen.

Doch alle diese waren nicht durch ihre Stellung berechtigt, hier ein entscheidendes Wort zu führen, denn kaum hatte sich der Kaiser aus Wien entfernt, so waren auch alle Generäle schon von dort verschwunden.

Nichtsdestoweniger wurde die gestörte Ordnung schnell wieder hergestellt.

Man hatte einstimmig den Grafen Hamilton zum Kommandanten ausgerufen, dem man sich unbedingt unterordnen wolle.

Dieser ließ den Obersten Palm auffordern, das übernommene Kommando freiwillig niederzulegen und sich zu einer Besprechung zu ihm zu begeben.

Oberst Palm jedoch fertigte den zu ihm gesendeten Parlamentär mit den Worten ab:

Er habe von Niemandem als von den kaiserlichen Majestäten Befehle anzunehmen und will sie alle als Rebellen und Widersacher des Kaisers ansehen, weil sie sich den Meuterern angeschlossen und ihn und die Stadt drangsaliren.

Graf Walderskirchen und mit ihm noch andere Hauptleute verlangten hierauf, daß Graf Hamilton dem Obersten Palm die Auslieferung der Marie Weber anbefehle, indem gegen dieselbe kein richtiges Urtheil vorliege, da es vom Kaiser nicht bestätigt worden war, und da der Weber ausdrücklich von der Kaiserin Schutz und Gnade zugetheilt worden sei.

Graf Hamilton begab sich nun selbst mit einigen Offizieren zur Schranne und verlangte daselbst Einlaß.

Er wurde ihm nicht gewährt, — dagegen erschien Oberst Palm hinter einem vergitterten Fenster neben der Hausthür und überhäufte den Grafen mit Vorwürfen.

Ich stehe für Gott und den Kaiser! rief er, und werde daher das Gerichtshaus und ebenso auch die geistliche und weltliche Obrigkeit, die sich in demselben befindet, bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Das Todesurtheil der Weber ist von der Kaiserin-Mutter bestätigt. Es ist kein Allerhöchstes Reskript erflossen, daß dasselbe aufgehoben sei.

Wozu der Streit, sagte Graf Hamilton, ich fordere Euch im Namen des Kaisers auf, die schwebende Angelegenheit von der Entscheidung Seiner Majestät des Kaisers abhängig zu machen, welcher in kürzester Frist zurück erwartet wird. Die größte Erbitterung herrscht unter den Soldaten, denn es heißt allgemein, daß man die Abwesenheit des Kaisers benützt habe, um die Weber, die erklärte Braut des Herzogs von Ahremberg, zu justifiziren. Beladet Euch nicht mit einer furchtbaren Verantwortung, und verhindert eine ebenso furchtbare als unglückselige That.

Darauf habe ich nichts zu antworten, als daß Gottesgebot über das Herrengebot gehe, und anderswo steht es geschrieben: „Fürchte Gott und scheue Niemand".

Warum bezieht Ihr Euch auf Gott? fragte Hamilton. — Habe ich Euch denn gefragt, wie Ihr Euch zu Gott stellen sollt? — Ihr steht in Diensten seiner Majestät des Kaisers, und da Ihr nicht wissen könnt, was Gott von Euch will, so habt Ihr vor Allem zu trachten, dem Kaiser nicht entgegen zu handeln, denn Alle behaupten es, daß der Kaiser die Hinrichtung der Weber nicht haben will.

Sehr schön gesagt, erwiderte Palm, aber eben nicht richtig, wenn ich Euch sage, daß der Kaiser deshalb von Wien abgereist sei, damit man ihn wegen Begnadigung der Weber nicht angehen könne.

Ich sage Euch, man hat Euch hierüber getäuscht, entgegnete Hamilton, es sind die Feinde des Kaisers und des Rechtes, welche der Weber nach dem Leben streben — der nächste Morgen wird wohl hierüber Aufklärung schaffen. Ich will Euch nicht zwingen, die Waffen niederzulegen, und wünsche jedes weitere Blutvergießen zu vermeiden. — Haltet die Schranne besetzt, bis zur Ankunft des Kaisers, aber verbürgt es mir mit Eurem Ehrenworte, daß der Weber bis dahin kein Leid widerfahre.

Nun gut, sagte Palm, ich will als guter Christ den Streit nicht weiter entflammen und den Ahrembergischen keine Gelegenheiten bieten, mir Schlechtes nachzusagen; es soll kein Blut in der Straße mehr fließen und keine Patrone mehr verschossen werden. Ich verbürge mich mit meinem Worte, daß bis zur Ankunft Seiner Majestät des Kaisers der Weber kein Leid widerfahren solle; obwohl ich mich dagegen verwahre, Euerer Auffassung zuzustimmen, daß das gegen dieselbe erflossene Todesurtheil nicht zur Vollstreckung reif sei.

Nun, so reicht mit Eure Hand! antwortete Graf Hamilton, und ich verbürge Euch Eure Sicherheit und den Frieden.

Es sei, sagte Palm, aber ich reiche Niemandem meine Hand, so lange die Pest in dieser Stadt wüthet. Ich glaube Euch auf das Wort und das sollt Ihr auch.

Nun gut, sagte Hamilton, Ihr seid Chevalier und Soldat, behaltet die Weber in Eurer Obhut und Gewahrsam bis Seine

Majestät der Kaiser das entscheidende Wort gesprochen hat; und nun Gott befohlen.

Hamilton schritt von der Schranne hinweg und ließ unter Trommelschlag und Trompetenschall verkünden, daß er einen guten Vergleich mit dem provisorischen Stadtkommandanten getroffen habe.

Aber als er die Punkte desselben bekannt gab, da unterbrach ihn Graf Walderskirchen mit den Worten:

Nicht so, nicht so! — die Weber muß augenblicklich in Freiheit gesetzt werden.

Viele von den Hauptleuten stimmten ihm bei, der größere Theil aber erklärte sich für die Meinung des Hamilton und gab sich mit den gegebenen Erklärungen zufrieden.

Graf Walderskirchen jedoch rief von Neuem:

Das Leben der Weber ist in Gefahr, — Palm muß mit den Kroaten abziehen und wir müssen das Stadtgericht besetzen.

Aber mit welchem Rechte könnten wir dies thun? fragte Hamilton. Schlimm genug, daß um das Blut einer Einzigen, das Blut so Vieler vergossen wurde. Ihr wollt den Palm als Kommandanten nicht anerkennen und beziehet Euch darauf, daß er hiezu keine Vollmacht habe; ich sage Euch aber, daß Ihr Euch irrt. Der Befehl der Kaiserin-Mutter hat ihm das Stadt-Kommando übertragen und es steht Niemand zu, dies zu tadeln, denn die Kaiserin-Mutter hat das Recht in Abwesenheit ihres durchlauchtigsten Sohnes das Wort zu führen, welche Entscheidung der kaiserliche geheime Rath gefällt hat, als Se. Majestät der Kaiser sich in Spanien aufhielt. Die neuen Verhältnisse ändern an dieser Sache nichts. Es liegt nicht an mir es zu entscheiden, ob Ihr wohl daran gethan habt ihm den Gehorsam zu versagen und jene Soldaten anzugreifen, welche treu zu ihm hielten.

Ihr behauptet, daß Palm seine Gewalt mißbraucht und dem Kaiser und der Kaiserin entgegengehandelt habe; das ist ein Streitfall, der Euch vielleicht in Gunst setzen, vielleicht aber auch Eure Köpfe kosten kann; nicht deshalb, weil ich Eurer Meinung beiflichte, habe ich das mir von Euch angebotene Kommando angenommen, sondern um größeres Unglück zu verhüten. Die Besorgnisse des Walderskirchen scheinen mir nicht gerechtfertigt, denn Palm hat es mit seinem Worte verbürgt, daß der Weber bis zur

Ankunft des Kaisers kein Leid widerfahren werde. — Wenn ich auch in vieler Hinsicht nicht die beste Meinung von Palm habe, so muß ich es doch anerkennen, daß er, wenn nicht ein guter Soldat und Dienstmann, so doch ein besonders frommer Christ ist, der in all' seinem Thun und Lassen seinen Willen Gott unterordnet; aber ein religiöser Mann hält unter allen Verhältnissen sein Gelöbniß und deshalb fällt jede Ursache weg, weitere Garantien für das Leben und die Sicherheit der Weber zu verlangen; haltet daher Ruhe und Ordnung. Ich will es bewilligen, daß man das Gerichtshaus blockire, um es zu verhindern, daß die Weber fortgeführt wird, mehr als dies verlangt nicht von mir. Ich aber verlange von Euch allen mir als Euren Kommandanten zu gehorchen, damit ich im Stande bin guten Muthes bei der Ankunft Seiner Majestät des Kaisers über mein Walten und zugleich über jene traurigen Verhältnisse, unter welchen ich das Kommando übernommen habe, ehrfurchtsvoll relationiren zu können.

Auf diese Erklärung hin hatte Graf Walderskirchen keine Widerrede mehr.

Die Soldaten wurden wieder in ihre Quartiere zurückgeführt, bis auf eine Kompagnie Waldeck'scher Leute, welche sich nun vor dem Gerichtshause lagerten und um dasselbe ihre Posten aufstellten.

Müssiges Volk wurde vom Platze fortgetrieben und die Todten und Verwundeten von demselben hinweggeschafft.

Der Henker, welcher von dem erhaltenen Stiche schwer verwundet war, hatte gebeten, daß man ihn nach der Zebenyer Lucke tragen solle, wo eine alte Frau wohne, welche ihn pflegen werde. Man willfahrte seinem Wunsche.

Die Leiche jenes Todtenbruders, welcher sich zum Scharfrichter aufgeworfen hatte, wurde von den Reitern des Grafen Bucqoi mit sich fortgenommen und in ihre Kaserne in die Leopoldstadt gebracht. Graf Hamilton hatte dagegen nichts einzuwenden, aber aus Vorsicht gab er doch nicht die Erlaubniß zur Beerdigung hiezu, denn er wußte wohl, daß es wegen dieser Leiche zu großen Verhandlungen kommen werde; es mußte jedenfalls Wichtiges hervorgebracht werden, um den Bucqoi-Reitern, welche die Kroaten angegriffen, einen Generalpardon zu erwirken.

Dies war nur möglich, wenn man auf jene Leiche hinweisen

konnte, denn sie lieferte den Beweis, daß die beabsichtigte Hinrichtung nicht ordnungsgemäß vor sich gehen sollte.

Aber nicht die Ordnungswidrigkeit allein sollte dadurch konstatirt werden. Man hatte eine Entdeckung dabei gemacht, die für die Freunde und Gönner der Marie Weber höchst günstig war, und es unwiderleglich bewies, daß sich die schmählichsten Einflüsse bei ihrer Verurtheilung geltend machten.

Der Todtenbruder, welcher das Amt des Henkers übernommen, Marie von Dillingen die Haare abgeschnitten und gegen sie das Richtschwert erhob, war der Jesuit mit der gebissenen Wange.

Als Graf Walderskirchen dem Todten die Maske abnehmen ließ, erkannte er sogleich, daß es Pater Kunzian sei, den er durch seine Leute hatte erschießen lassen; er gab dies den Hauptleuten bekannt, und unter diesen befanden sich gleichfalls einige, welchen die Züge des Todten wohl bekannt waren. Die Narben an seiner Wange machten jede Täuschung unmöglich, deshalb bestand auch Graf Walderskirchen darauf sich dieser Leiche zu versichern und es anzuordnen, daß sie strengstens zu bewachen sei.

Walderskirchen hat sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht, er hatte seine Soldaten verleitet auf den Henker zu schießen und ihre Kameraden im kaiserlichen Dienste mit bewaffneter Hand anzugreifen; letzteres gelang ihm wohl leicht, da die Bucqoi-Reiter ihre kroatischen Kameraden haßten und ihnen bereits bekannt war, daß man die Braut eines braven kaiserlichen Obersten aus verwerflicher Feindschaft gegen den Willen des Kaisers hinrichten wolle.

Dennoch hatte sich Graf Walderskirchen mit einer schweren Verantwortlichkeit belastet. Den Angriff auf die Kroaten, um die Hinrichtung zu verhindern, hat drei braven Soldaten das Leben gekostet, fünf Andere sind dabei meistens schwer verwundet, von Letzteren werden auch zwei ganz gewiß ihren Wunden erliegen. Schon deshalb wird es dem Grafen Walderskirchen schwer gelingen, straffrei auszugehen, wenn er es auch nachweisen kann, daß er einen guten Zweck dabei im Auge hatte. Mit größter Spannung erwartete er sowohl, als auch seine Freunde die Rückkehr des zum Kaiser nach Lilienfeld abgesendeten Eilboten, denn nach dem Reiseprogramm der kaiserlichen Majestät hatte dieselbe bereits Maria-

zell wieder verlassen und wird von dem Kourier in dem Kloster Lilienfeld getroffen werden.

Es ist wohl ein weiter Weg dahin, aber der Eilbote hat den Auftrag zur größtmöglichsten Eile erhalten und ist hinlänglich mit Geld versehen worden, um in jeder Station sein Pferd wechseln zu können.

Ist die Reise des Kouriers von gutem Glücke begleitet, so ist es möglich, daß derselbe schon am nächstfolgenden Tage, und zwar gegen Mittag zu, in Wien wieder eintreffe.

Daß er eine günstige Entscheidung von dort bringen werde, daran zweifelt Niemand.

Dreißigstes Kapitel.

Die Unterhandlung.

Endlich war es Nacht geworden. Tiefe Stille herrschte auf jenem Platze, wo am verflossenem Tage der Kampf getobt und ein wüstes Geschrei sich erhoben hatte.

Auf dem Platze bei dem Narrenkotterl, unfern dem heutigem Fischhofe, standen die Gewehre der Waldeck'schen Soldaten in Pyramiden aufgestellt, sie selbst lagen unfern derselben auf ihren Mänteln, die sie über das Pflaster gebreitet, denn Stroh wollte man nicht zum Lager verwenden, weil es hieß, daß dies in Pestzeiten gefährlich sei, indem es die Ansteckung verbreite.

Die Wachen umgaben das Gerichtshaus und sie hatten den Auftrag sogleich ihre Kameraden zu rufen, wenn sie etwas Verdächtiges bemerken sollten; man befürchtete einen Angriff der Kroaten.

Auf dem Platze, wie auf den anderen Plätzen in Wien, brannten die Pestfeuer, um dadurch die Luft zu reinigen. Die Kontumaznechte kamen von Zeit zu Zeit mit den Leichenkarren vorüber, was jeden, der sie sah, mit Grauen und Entsetzen erfaßte.

Zum guten Glücke kamen keine Erkrankungen bei der sich lagernden Truppe vor, das hielt sie noch beisammen, denn die Bande der Disziplin waren überaus gelockert und die Offiziere mußten sich von den mißvergnügten Soldaten gar böse Glossen gefallen lassen.

Die Waldeck'schen hatten verlangt, daß man sie aus der Stadt hinauslege. Man hatte es ihnen abgeschlagen, sie erklärten jedoch den Offizieren, nicht länger als bis zum Tagesanbruch in Wien bleiben zu wollen, da sie ohnehin nicht wüßten, wer da Koch oder Kellner sei.

Die Offiziere, welche, von den Freunden des Herzogs von Ahremberg aufgestachelt, gegen den provisorischen Kommandanten aufgetreten waren, hatten auch die Lust verloren in ihrem Widerstande zu beharren, da sie sahen, daß Graf Hamilton sie selbst als Rebellen ansehe.

Graf Walderskirchen sah keine freundlichen Gesichter um sich, und schon riethen einige von den Offizieren mit Palm Unterhandlungen anzuknüpfen, welche dahin führen sollten, ihn unter Bedingungen als Kommandanten anzuerkennen, damit der ganze Vorfall im milderen Lichte zur Darstellung gelange, wenn Seine Majestät, der Kaiser, nach Wien zurückkehren werde.

Die Hauptleute Walderskirchen, Fuchs und Reinbacher erklärten jedoch, daß sie Jeden für einen Pfaffenknecht und schlechten Kameraden ansehen müßten, welcher ferner solche Gedanken aussprechen würde; dadurch ließ sich aber nicht die Verstimmung überbändigen. Graf Walderskirchen war in großer Aufregung, auf ihm ruhte eine furchtbare Verantwortlichkeit, er wird für das vergossene Blut zur Rechenschaft gezogen werden und ist auch gar nicht sicher, um die Früchte seines Sieges noch in derselben Nacht gebracht zu werden.

Wenn Ritter von Palm ein Herz faßt und mit seinen Kroaten ausfällt, wird er kaum einen energischen Widerstand finden; er hat deshalb auch in die Leopoldstadt in die Reiterkaserne hinausgeschickt, damit mindestens 30 Mann dort aufsitzen, in die Stadt hineinreiten und sich in der Nähe des Hohen Marktes — kommender Ereignisse gewärtig — aufstellen.

Der Befehl wurde auch ohne Weiteres in Vollzug gebracht.

Die Bucqoi-Reiter waren froh, aus ihrer Kaserne hinauszukommen, denn die Pest war in derselben auch ausgebrochen und hatte innerhalb einer Stunde zehn Soldaten befallen.

Ein Theil von ihnen — es waren im Ganzen zweihundert Mann — lagerte sich vor der Kaserne, die Anderen aber zogen in die Stadt und stellten sich auf dem Graben auf.

Eine Deputation aus der Mannschaft erschien bei dem Kommandanten der beiden in Wien befindlichen Eskadronen, bei dem Major Baron Feldheim, welcher im Auftrage des Grafen Hamilton die Stadt-Kommandantur bezogen hatte und von dort aus in seinem Namen das Kommando führte — und verlangten von ihm die Erlaubniß zum Ausmarsche aus der Peststadt.

Dieser Major, welchen Graf Walderskirchen völlig für die Braut des Herzogs von Ahremberg dadurch gewonnen hatte, daß er seine Schulden bezahlte, war nicht minder ängstlich, als die Führer der deutschen Musketiere, und hatte längst schon erklärt, daß er unfreiwillig von den Ereignissen überrascht und mitgerissen worden sei. Bei der Ankunft der Deputation schickte er um die Grafen Walderskirchen und Fuchs und forderte sie auf, sich darüber auszusprechen, ob es unter den gegenwärtigen Umständen nicht das Beste sei, die beiden Eskadronen auf den Spitz hinauszuschicken, was sich vor dem Kaiser auch leicht verantworten lasse, da dieselben mit den Kroaten nicht harmoniren und bei einer Begegnung der Beiden neuerlicher Trouble zu erwarten sei.

Das würde man für eine feige Flucht deuten, meinte der junge Rittmeister Fuchs, ein Feuerkopf sondergleichen, vielleicht der Einzige, welcher furchtlos in die Zukunft sah, — soll Jemand von Wien weichen, damit hier Ruhe gehalten wird, so jagen wir die Kroaten hinaus, welche ohnehin sich hier wie in einer feindlichen Stadt betragen. Es gibt eine Menge von Fällen, die für uns günstig sprechen, und was wir einmal begonnen haben, das sollen wir auch zu Ende führen, wir vergrößern das Uebel nicht, wenn wir dies thun.

Graf Walderskirchen hingegen sagte: Gott verhindere es, daß es noch zu einem weiteren Blutvergießen komme, unser Zweck ist erreicht, ich hoffe wenigstens, daß man die Weber nicht heimlich hingerichtet haben wird. Ich meine, daß wir für jetzt Position behaupten müssen, warten wir wenigstens die Ankunft des Kouriers ab.

Darüber können noch wenigstens vierundzwanzig Stunden verrinnen, meinte der Major, und bis dahin bis zum Ersticken eingeschnürt zu sein, ist kaum erträglich; — die Pest wüthet entsetzlich, wir sollten froh sein, wenn wir aus Wien hinaus kommen. — Ich bleibe keines Falls hier, es verursacht mir ein großes Leid, unsere braven

Soldaten, ohne jeden Zweck, dem Wüthen des Todesengels preiszugeben. Ach, wer weiß es, wer den Morgen erlebt, — die Luft ist drückend schwül, man richt die Pest mit jedem Athemzuge.

Wir können nicht den Posten verlassen, meinte Graf Fuchs, und dem Palm das Feld räumen. Draußen vor Wien haust der Todesengel wie hier, nur merkt man es weniger, da hier mehr Volk zusammengedrängt ist.

In diesem Augenblicke that sich die Saalthüre auf und ein Todtenbruder trat durch dieselbe ein und näherte sich den Offizieren.

Der Anblick des schwarzen, verkappten Mannes im weiten Talare mußte in tiefer Nacht gespensterhaft wirken.

Der Major — dem die Furcht vor der Pest in allen Gliedern steckte — erblaßte und konnte kein Wort über seine erstarrte Zunge bringen, der junge Fuchs aber donnerte zornig dem Todtenbruder zu:

Stehengeblieben — was wollt Ihr?

Ich fordere die Auslieferung der Leiche unseres Mitbruders, antwortete der schwarze Mann mit dumpfer Stimme, welche die Bucqoi-Reiter vom Hohen Markte hinweggeschleppt haben.

Ihr seid mit Euerer Forderung abgewiesen, rief Fuchs. Man muß es erfahren, wer unter der Maske eines Todtenbruders sich barg, und wer als Henker sich so bereitwillig aufwarf.

Und was gewinnt Ihr damit? fragte der Todtenbruder. Meine Mitbrüder sind aller Orts als Leute bekannt, die sich finsteren Vorurtheilen entrungen haben; denn wir scheuen uns nicht, die Leichen der Gerichteten zu berühren und zu begraben, obwohl auf dieses Geschäft die Ehrlosigkeit gesetzt ist. Das wurde höchsten Ortes auch für nützlich und gottgefällig erkannt, weshalb man uns das Privilegium verlieh. Ihr verletzt dasselbe, wenn Ihr die Leiche des Todtenbruders uns nicht ausfolgt und werdet Euch deshalb zu verantworten haben.

Das werden wir verantworten! rief Walderskirchen. Wie werdet Ihr Euch aber rechtfertigen? Daß ein Todtenbruder Hinrichtungen vorzunehmen hat, steht wohl nicht in Eurem Privilegium?

Nein, antwortete der schwarze Mann. Aber es ist Sache jedes Guten und Gerechten, den Gerichten es möglich zu machen, daß

ein allerhöchster wohlmeinender und ersprießlicher Befehl vollzogen werde.

Und deshalb hat der Gewissensrath Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter, der sich besonders hervorthat, um die Weber dem Schaffote zu überliefern, das Henkerschwert ergriffen?

Ja, deshalb, antwortete der Todtenbruder. In den ältesten Zeiten haben Priester selbst die Exekution von Missethätern vorgenommen.

Baal's Pfaffen, ja! rief Graf Fuchs, aber keine Diener Gottes und Jünger der christlichen Lehre!

Ereifert Euch nicht, sagte der Todtenbruder, denkt lieber darüber nach, ob Ihr den verübten Mord jenes Todtenbruders vor Gott und der Welt rechtfertigen könnt. Die Renitenz des Henkers gegen das kaiserliche Gericht hat einen frommen Mann mit Entrüstung erfüllt und ihn bestimmt, seine Dienste dem Gerichte anzubieten. Er hat seinen Stand nicht verletzt, da er sein Antlitz in einer Maske barg, Ihr habt ihn ermorden lassen. Sagt selbst, welches Gericht könnte Euch freisprechen?

Das hat Euch nichts zu kümmern, sagte Fuchs. Wir wissen es nur zu gut, daß zu der Hinrichtung der Weber keine kaiserliche Vollmacht ertheilt wurde. Irgend ein Mann, der sich darüber geärgert und auch schwerlich aufgefunden werden kann, suchte den Justizmord dadurch zu hindern, daß er den mit Mordgedanken erfüllten Todtenbruder auf das Korn nahm und dadurch eine himmelschreiende Ungerechtigkeit verhinderte. — Das reine Leben der Marie von Dillingen ist mehr werth, als das jenes blutgierigen Ungeheuers.

Die Weber wurde rechtlich zum Tode verurtheilt. — Niemand kann dies in Abrede stellen.

Wir streiten nicht mit Euch! scherrt Euch zum Teufel! rief Graf Fuchs.

Noch einige Worte erlaubt mir, sagte der Todtenbruder; liefert Ihr mir die Leiche des Ermordeten aus, so werdet Ihr Euch nicht darüber zu verantworten haben, daß dieser Mord von Euch oder Euren Kameraden angestiftet wurde, es wird keine gerichtliche Untersuchung deshalb angeordnet werden. Ich denke, dieser Vorschlag wäre angenehm.

Die Untersuchung könnt Ihr nicht hindern, sagte Graf Walderskirchen.

Ich kann es, sagte der Todtenbruder, und enthüllte sein Antlitz. Ich bin Ascalo und bekleide das Amt eines Hof- und Gerichtskommissärs. — Als Jesuit zähle ich zu den Oberen meiner Ordensbrüder. — Ich will es Euch offen gestehen, daß uns das Treiben jenes Pater Kunzian längst nicht gefallen hat und daß wir es von einem Priester für schmachvoll halten, das Henkerschwert zu ergreifen. — Ich kann es Euch nachweisen, daß dieser Kunzian sich bei uns in strafgerichtlicher Untersuchung befand und daß es ihm nur durch schlaue Ränke gelang, unserem Gefängnisse zu entrinnen. Er mischte sich unter die Todtenbrüder, wie das giftige Mutterkorn unter den Weizen und deshalb hat man dem Jesuitenorden nur einen Gefallen erwiesen, daß man diesen Schändlichen vernichtete. Ihr Herren werdet es auch begreiflich finden, daß es uns nicht gefallen mag, wenn es heißt, ein Jesuit habe sich zum Henker aufgeworfen. Das soll verschwiegen bleiben und deshalb bieten wir Euch einen gewiß günstigen Vergleich.

Ich denke, den könnte man annehmen! sagte der Major.

Ich sehe nicht ein, was man dadurch gewinnen könnte, sagte Graf Fuchs, wenn jener Jesuit ein schlechtes Subjekt war, um so besser ist es für uns.

Für Euch, Ihr Herren, war er kein schlechtes Subjekt. Hat er als Priester gefehlt, habt Ihr den Diener der Gerechtigkeit getödtet. Treibt Ihr die Sache weiter, so stürzt Ihr Euch selbst in's Verderben.

Das ist unsere Sache, sagte der Hauptmann Fuchs, wir können in nichts willigen, was Euch Freude machen kann, so lange wir nicht selbst froh aufathmen können. Die Braut des Herzogs von Ahremberg schwebt noch immer in Todesgefahr, — und während wir so sprechen, ist vielleicht ihr edles Haupt schon gefallen.

Sie lebt noch, antwortete Pater Ascalo, man hat ihr bisher kein Leid zugefügt — ich kann dies Euch verbürgen.

Aber damit habt Ihr nicht gesagt, daß dies nicht später geschehen würde.

Ich will Euch durch Erweiterung meines Vorschlages von

allen Besorgnissen befreien, wenn Ihr die Leiche des Kunzian überliefert und dahin trachtet, daß es verschwiegen bleibe, daß es ein Jesuit gewesen sei, der von dem Schaffote mit dem Richtschwerte in der Hand herabgestürzt; man braucht es auch nicht zu wissen, daß dieser Mann todt ist; ich bürge Euch dann nicht allein dafür, daß von keiner Seite deshalb eine Untersuchung angestrengt wird, sondern Ihr könnt' noch diese Stunde die gefangene Weber gesund und wohlerhalten in der Schranne übernehmen und das Gefängniß auch mit Euren Leuten besetzen.

Das hängt von Euch nicht ab, sondern von Palm.

Palm wird dies zugeben und den Abzug der Kroaten anbefehlen.

Die Kroaten müssen aus der Stadt hinaus verlegt werden, sagte Graf Fuchs.

Auch das wird geschehen.

Und wir wünschen uns außerdem noch mit Palm auf gutem Fuß zu setzen, sagte Graf Walderskirchen.

Ja, das wünschen wir, rief der Major. — Es gab allseitig bedauerliche Mißverständnisse. Die Schrecken der Pest haben alle Leute sinnlos gemacht. — Wollt Ihr auch in dieser Hinsicht die widrige Sache schlichten?

Ich will es, sagte Ascalo, denn wahrlich, es ist auch das Beste, wenn man von allen Seiten sich rührt, um eine günstige Lösung dieser so unglückseligen Wirren herbeizuführen. Der Jesuit ist wahrlich nur in seinem Elemente, wenn er der Milde und Versöhnung das Wort reden kann. Ich erkenne es ganz klar, daß wir Alle in gemeinsamer Noth sind, und sehe die Möglichkeit ein, daß diese durch einmüthiges Handeln zu allseitiger Zufriedenheit — beseitigt werden könne.

Welche Jesuitenlist steckt da dahinter? fragte Fuchs.

Ich wollt', ich hätte ein Glasfenster vor dem Herzen, damit Ihr mir in das Herz blicken könnt.

Nur kein weiterer Streit! rief der Major; wir kapituliren unter den uns bekanntgegebenen Bedingungen und werden, wenn man diese ehrlich uns erfüllt, jede Feindschaft gegen Euch, den Herren Jesuiten und gegen Palm aufgeben. Er soll uns kommandiren und wir werden ihm Gehorsam leisten. Die Leiche des Jesuiten erhaltet Ihr sogleich, wenn wir die Schranne besetzt haben.

Nun, dann ist die Sache geschlichtet, sagte Pater Ascalo, ich gehe um den Abzug der Kroaten aus der Schranne vorzubereiten, noch diese Stunde könnt Ihr daselbst einziehen, und zwar mit der Ermächtigung des Stadtkommandanten Ritter von Palm — lebt wohl, auf baldiges Wiedersehen in der Schranne.

Pater Ascalo verhüllte wieder sein Antlitz und schritt zur Thüre hinaus.

Die Offiziere konnten sich vor Staunen nicht fassen.

Eine zentnerschwere Last war von der Brust des Grafen Walderskirchen sowohl, als des Stellvertreters Grafen Hamilton gefallen. Freude glänzte aus ihren Blicken.

Welch' eine charmante Lösung! rief der Major, wenn nicht die Pest hier hausen würde, möchte ich Euch in die Arme fallen, — wir sind gerettet.

Ich hege keine solchen sanguinischen Hoffnungen, sagte Graf Fuchs. Ich traue einem Jesuiten nicht einmal meine Taschenuhr an.

Ich sehe die Sache anders an, sagte Graf Walderskirchen. Die Jesuiten befinden sich in keiner besseren Lage als wir. Nach den neuesten Vorfällen müssen sie nothwendig eine Schwenkung machen, um sich nicht zu Grunde zu richten, und die Noth schafft treue Bundesgenossen.

Ich sage Euch ganz aufrichtig, meine Herren, ich begreife es nun ganz gut, daß Palm sich mit Leib und Seele den Jesuiten verschrieben hat. Das sind ja die liebenswürdigsten Kumpane, die es geben kann! rief der Major, die retten uns aus der Predil! Und da sie uns noch außerdem den Weg in den Himmel öffnen können, so rufe ich mit dem Vergnügen des Jonas, nachdem ihn der Wallfisch ausgespieen: „Hoch die Jesuiten!"

Der Kourier, welchen die Freunde des Herzogs von Ahremberg nach der Verhaftung der Schwabenjungfer abgesendet — erreichte in acht Stunden das Kloster Lilienfeld. Dort fand er den Kaiser nicht.

Er hatte vier Tage zuvor mit der Kaiserin und ihrem Gefolge in dem Kloster eingesprochen und dortselbst auch das Mahl eingenommen.

Von dort war er jedoch nach einem dreistündigen Aufenthalte

fortgezogen, ohne etwas erwähnt zu haben, daß er wieder dahin zurückkehren werde.

Es mochte ihm daselbst etwas mißfallen haben, da er sich sonst mit spanischer Gewissenhaftigkeit an die bereits erlassene Hofansage hielt.

Die Lilienfelder zweifelten daran, daß der Kourier die allerhöchsten Herrschaften noch in Mariazell finden werde, da das daselbst befindliche Kloster von geringerer Ausdehnung war und außer diesem sich keine wohleingerichteten Wohnhäuser in Mariazell befanden, in welchen der Hof hätte einsprechen können.

Sie vermutheten, daß die Majestäten nach verrichteter Andacht auf der Gebirgsstraße gegen Mürzzuschlag gezogen seien, in dessen Nähe sich ein kaiserliches Jagdschloß befindet.

Der Kourier, ein Kornett von den Bucqoi-Kürassieren, ritt nun weiter, doch ging die Reise nicht so schnell und nicht so geschwind weiter vorwärts, als er gehofft hatte.

In den wenigen Ortschaften, die er auf der Reise berührte, fand er nur schwerfällige Ackergäule und mußte daher sein bereits abgehetztes Pferd länger behalten. Auf dem Anna-Berge jedoch fiel es hin und erhob sich nicht wieder. Er mußte den Rest des Weges mit einem Bauernfuhrwerk zurücklegen und da es mit diesem gar zu langsam ging, so sprang er endlich aus dem Wagen und lief zu Fuße fort.

Die Vermuthungen der Mönche von Lilienfeld bestätigten sich auch.

Die kaiserlichen Majestäten waren von Mariazell bereits vor sechsunddreißig Stunden abgezogen und hatten ihren Weg über die Wegscheid und über die sogenannte Niedere Alpe genommen, aber der pferdelose Kourier kam dennoch schnell vorwärts.

In Mariazell fand er kaiserliches Gefolge, welches die Gepäckswagen begleitete.

Da er seine Depesche vorzeigte, und von der höchsten Wichtigkeit derselben sprach, so erhielt er von einem kaiserlichen Bereiter ein Sattelpferd auf welches er sich schwang, und seinen Weg weiter fortsetzte.

Todesmüde kam der Kornett in Neuberg an, wo er die frohe Kunde vernahm, daß der Kaiser in dem Schlosse daselbst sich befinde.

Als er zum Schlosse kam — von dessen Zinnen die kaiserliche Fahne wehte — da rief er einem kaiserlichen Domestiken zu, welcher daselbst stand, ihm vom Pferde zu helfen, und als dieser es that hielt sich der Kourier fest an ihn und seufzte: Ich kann nicht weiter.

Der Lakai hatte große Mühe, um ihn bis in den Schloßhof zu bringen.

Dort versammelten sich die Schloßbewohner um ihn und ein Hatschier wollte ihm die Depesche abnehmen.

Ich kenne Euch nicht! sagte der Kornett, wohl aber kenne ich die Muhme meines Rittmeisters, des Grafen Fuchs. Ich habe auch einen Brief für sie, den ich selbst zu übergeben habe. Ich bitte Euch, holt sie herbei.

Gräfin Fuchs erschien, da aber rief der Hatschier:

Um Gotteswillen, Frau Gräfin, nehmt von diesem Manne nichts in Empfang, er ist pestkrank.

Die Gräfin wich betroffen zurück.

Dieser Ruf scheuchte auch die anderen Leute von dem Kornett hinweg, und da auch der Lakai entwich, welcher ihn gestützt hatte, so sank der Arme, seiner Kraft beraubt, auf den Rasen nieder.

Die Kunde, daß ein Pestkranker auf dem Schloßplatze liege, erfuhren die kaiserlichen Majestäten schon in der nächsten Minute, und man bat dieselben unverzüglich weiter zu reisen.

Das ist wahrhaft verhängnißvoll, sagte der Kaiser, ich habe eine so weite Reise mit meiner Gemalin gemacht, um sie als liebstes Gut gegen die Pest zu schützen, und dennoch folgte sie uns auf eiligem Pferde nach.

Der Kaiser trat an ein Fenster, von wo aus man auf den Schloßplatz hinabsehen konnte, wendete sich dann zu seinen Höflingen und sagte:

Nun gut, trefft Anstalten zu unserer Abreise. Meldet den unglückseligen Vorfall mit größter Schonung und Rücksicht Ihrer Majestät der Kaiserin und sagt ihr, daß sie die Fuchs hier zurücklassen müsse, denn ich habe es gesehen, daß sie Papiere aus den Händen des Pestkranken in Empfang nahm. Diese Fuchs ist ein entsetzliches Weib, sie fürchtet Nichts, nicht einmal die Pest, aber da ich für meine Frau und Kaiserin Alles zu fürchten habe, so darf die Fuchs nicht mehr zu uns eingelassen werden. Versperrt mir schnell die Thüren!

Der Befehl des Kaisers wurde in größter Eile ausgeführt.

Gräfin Fuchs hatte trotz jener Schreckensnachricht ein Herz gefaßt und sich sogleich wieder dem Manne genähert, der mit den Briefen in der Hand auf dem Rasen saß und ihr mit derselben zuwinkte.

Sie sprach mit ihm, las sogleich den Brief ihres Neffen und schritt dann, mit der Depesche in der Hand, der Schloßpforte zu.

Sie fand dieselbe versperrt und aus einem Fenster rief man ihr zu, daß sie sogleich das Schloß verlassen solle, und daß sie sich von demselben bis nach der Abreise der kaiserlichen Majestäten ferne zu halten habe.

Der Mann ist nicht pestkrank, sagte sie hierauf, sondern nur von einer ungeheuren Anstrengung erschöpft. Innerhalb fünfzehn Stunden hat er den Weg von Wien hin und her theils zu Pferde und theils zu Fuße zurückgelegt. Er kam als Kourier und es ist eine höchst wichtige Depesche, welche ich in seinem Namen Seiner Majestät zu übergeben habe.

Da erschien auch die Kaiserin an dem Fenster, und als Gräfin Fuchs obige Nachricht nun wiederholte, so sagte sie zu dem kaiserlichen Gefolge:

Laßt doch die Fuchs zu uns herein!

Dennoch geschah dies nicht.

Kaiser Karl kam selbst und bat die Kaiserin Elisabeth, sich in ihre Gemächer wieder zu begeben, welche nach der andern Seite hin die Aussicht hatten.

Der Kaiser wähnte ebenso wie sein Gefolge, daß die Gräfin Fuchs, von jenem Manne getäuscht, eine falsche Aussage gemacht habe, und es kostete der Kaiserin viele Mühe, es zu erlangen, daß die beabsichtigte allsogleiche Abreise verschoben und die Gräfin Fuchs in das Schloß eingelassen wurde.

Man wies ihr jedoch ein eigenes Zimmer an, wo sie mit Niemandem von dem kaiserlichen Hofstaate in Berührung kommen sollte.

Indeß wurden Leute aus dem Orte gepreßt, welche den jungen Reitersmann von dem Schloßplatze hinwegzubringen hatten.

Man trug ihn in den Ort, aber da ihn dort Niemand aufnehmen wollte, so wurde er hinter die Kirchhofmauer an eine schattige Stelle gelegt.

Der Kornet hatte die Augen geschlossen und gab nur einen geringen Grad Lebenszeichen von sich.

Als dies im Schlosse bekannt wurde, da vergrößerte sich daselbst die Bestürzung.

Der kaiserliche Leibarzt, welcher auf den Befehl Karl VI. sich ihm nicht nähern durfte, glaubte von Ferne Symptome an dem Kornet bemerkt zu haben, aus welchem es sich schließen lasse, daß derselbe ein Opfer der Pest geworden sei.

Dennoch wollte die Kaiserin wissen, was für eine Depesche der Kourier von Wien gebracht habe, und verlangte von dem Kaiser, es zu gestatten, daß die Fuchs die Depesche öffne und den Inhalt derselben Ihr bekannt gebe.

Nun zeigte aber Karl VI., daß er Muth besitze.

Das ist meine Sache! sagte er zur Kaiserin Elisabeth, und ging trotz der Abmahnung seiner Höflinge zur Gräfin Fuchs, welche ihm die angekommene Depesche vorlesen mußte.

Hierauf kehrte der Kaiser zu seiner Gemalin zurück und sagte zu ihr:

Es ist keine Sache von besonderer Wichtigkeit, die ich erfahren habe. Das Wiener Stadtgericht hat sich Uebergriffe erlaubt. — Die zum Tode verurtheilte Weber wurde in Schönbrunn aufgegriffen und in die Schranne gebracht. Man spricht die Besorgnisse aus, daß man unsere Abwesenheit dazu benützen wolle, um die Weber zu justifiziren. — Die Depesche rührt von den Offizieren des Regimentes Grafen Bucqoi her. Hamilton hat sie bestätigt. Man meldet mir noch außerdem, daß der Stadtkommandant Bucqoi sich aus Wien entfernt, und das Kommando einem Anderen und dieser Andere einem Dritten übergeben habe. — Jetzt soll es Palm sein, ein Mann von wenig Verstand und vielen Prätensionen, der sich bei den Truppen kein Ansehen verschaffen könne und in jeder Sache sich auf die Jesuiten stütze. — Nun, deshalb fällt die Welt nicht ein! Kein feindliches Kriegsherr bedroht Wien und in der schweren Zeit der Pestilenz denkt sicher Niemand dort auf Rebellion.

Die unglückliche Weber! sprach die Kaiserin, welche ihre Bestürzung nicht verbergen konnte. Ich habe ihr Schutz und Gnade verheißen und ihr erlaubt, in unserem Hause sich aufzuhalten. Wenn der Mörder sich in ein Kloster flüchtet, so ist er dadurch

gegen die Verfolgung geschützt. Das Lustschloß des Kaisers darf jedoch keine Asylstätte sein.

Es ist es aber doch, antwortete der Kaiser. Die Weber muß mit Zustimmung des Schloßhauptmannes von Schönbrunn ausgeliefert worden sein.

Das ist zu bezweifeln, sagte die Kaiserin. Ich habe dem Schloßhauptmann bezüglich der Weber bestimmte Weisungen ertheilt. Es ist ein frecher Gewaltstreich, vielleicht auch ein unerhörter!

Während man darauf bedacht ist, die Schuldlosigkeit der Weber nachzuweisen, unterbricht man den Lauf der Untersuchung, und schleppt sie zum Schaffote. Würden sich die Feinde der Weber sicher fühlen, hätten sie gewiß das Ende der Untersuchung abgewartet. Man benützte die herrschende Verwirrung und vielleicht in dieser Stunde schon, wurde ihr unschuldiges Blut vergossen.

Den Streich haben die Jesuiten uns gespielt! sagte der Kaiser, das sollen sie bitter bereuen; sie wollen mir beweisen, daß ihre Gewalt der meinigen weit überlegen sei. Ich habe sie vergeblich von ihrem gesetzlosen Treiben abgemahnt, nun bleibt mir nichts anderes übrig, als sie aus dem Lande zu verbannen.

Vielleicht ist die Weber noch zu retten, sagte die Kaiserin, vielleicht respektirt man doch den kaiserlichen Befehl, wenn derselbe noch rechtzeitig nach Wien gelangt.

Ich werde sogleich einen Kourier absenden, sagte der Kaiser und entfernte sich aus dem Gemache der Kaiserin.

Noch dieselbe Stunde ging ein Kourier von Neuberg ab.

Wieder erschien der Monarch bei der Kaiserin Elisabeth, und gab ihr bekannt, daß er nun nach Wien zurückkehren werde.

Ich muß dem neuen Regimente rasch ein Ende machen, sagte er, das dort gegen unseren Willen Platz gegriffen hat. Man soll von mir nicht sagen, daß ich aus Furcht vor der Pest von meinem Regierungssitz gewichen sei, und vor dem Erlöschen gar nicht wage, dahin zurückzukehren.

Wenn in solchen schweren Zeiten der Kaiser auf seine Pflicht vergißt, dann ist das schlechteste Beispiel gegeben, und Niemand von allen denen, welche in meinem Namen zu gebieten haben, werden auf ihren Posten ausharren. Ich finde es auch natürlich. — Ich bin der Herr, dem Land und Volk angehört, was scheren

sich Fremde um dasselbe. Der Pestilenz kann man eben so wenig entlaufen, als dem Blitz und ich glaube an eine ewige Vorsehung.

Während der Kaiser sprach, war die Kaiserin-Witwe bei Karl's VI. Schwägerin eingetreten und hatte ihn mit gespannter Aufmerksamkeit angehört.

Gottes Wille geschehe! sagte sie. Kein Sperling fällt ohne seinen Willen vom Dach. Auch ich will in das schwer heimgesuchte Wien zurückkehren, unsere Rückkehr wird Tausenden Trost und Hoffnung verleihen und die Zaghaftigkeit siegreich bekämpfen. Wir haben die Mutter Gottes in Mariazell inbrünstig angerufen und müssen nun auch beweisen, daß uns die Kraft des Glaubens beseele.

Ja, das wollen wir, sagte die Kaiserin Elisabeth. Ich werde sogleich meinen Frauen anbefehlen, um sich reisefertig zu machen.

Das kann ich nicht zugeben, sagte der Kaiser, ich weiß es, was ich im Stillen gelitten habe, als die Kaiserin, meine liebe Hausfrau, von mir getrennt im spanischen Kriegslager sich aufhielt, ich könnte wahrlich meine Ruhe und Fassung nicht bewahren, Ihre Majestät in Todesgefahr zu wissen, doch es handelt sich hier um weit Wichtigeres. Man hat die frohe Hoffnung in mir erweckt, daß meine heiße Sehnsucht nach einem Thronerben der Verwirklichung nahe sei. Ich kenne den Muth und die Herzhaftigkeit Ihrer Majestät, demnach muß ich darauf bestehen, daß meine liebwertheste Frau hier länger verweile, und sich nicht der Gefahr aussetze, durch ungewöhnliche Aufregungen um das anhoffentliche Mutterglück gebracht zu werden. Doch nicht an die Mutter richte ich meine Bitte, sondern an die Kaiserin, die uns, wenn es Gottes Wille ist, den Thronerben schenken wird. Das einzige Heil meines Hauses und die Wohlfahrt meiner Reiche ist in diesem Augenblicke die Kaiserin Elisabeth allein, und deshalb muß sie hier bleiben. Gefällt es dem Herrn, unsere Hauptstadt von der Pestilenz zu erlösen, dann komme ich selbst, um Ihre Majestät von hier abzuholen. Ich habe mich Euch immer nachgiebig gezeigt, jetzt aber will ich Euch beweisen, daß ich auch einen festen Willen habe. Ihre Majestät darf von hier nicht weichen.

Mit schwerem Herzen fügte sich Kaiserin Elisabeth dem Willen ihres Herrn und Gemals.

Mit Anbruch des neuen Tages war Kaiser Karl VI. und die

Kaiserin-Witwe Amalia mit ihrem Gefolge bereits von Neuberg abgezogen.

Die Kaiserin wanderte nun allein mit Gräfin Fuchs zum Schlosse hinaus, um in den Reizen der freien Natur, die in Neuberg so herrlich sich entfalten, sich zu laben und zu stärken. Sie sprachen von der armen Weber und von ihren erbitterten Feinden den Jesuiten. Wenn die Weber, sagte die Kaiserin zu ihrer Dame, glücklich mit dem Leben davon kommt, so ist dies ein wahres Wunderwerk, denn die Jesuiten werden sich so leicht nicht ihre Beute entreißen lassen.

Mein Vetter hat mir geschrieben, sagte die Gräfin Fuchs, daß die Offiziere vom Regimente Bucqoi wie ein einziger Mann dafür einstehen werden, um die Exekution der Weber zu hintertreiben; doch könne er nicht für ihre Sicherheit bürgen, da der neuernannte Wiener Stadtkommandant völlig den Jesuiten ergeben ist, aber er wird mit seinen Kameraden das Aeußerste wagen.

Nun hoffen wir das Beste, sagte Elisabeth, und der Kaiser wird bei seiner Ankunft in Wien arge Händel zu schlichten haben.

Ich bin höchst beunruhigt, sagte Gräfin Fuchs. Seine Majestät der Kaiser begibt sich mit dem besten Willen nach Wien, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß er die Absicht hat, die Schuldigen schwer zu strafen. Ob er dabei aber auch beharren wird? Ihre Majestät sind nicht an seiner Seite und die Räthe des Kaisers haben ihr Augenmerk stets nur dahin gerichtet, um den Jesuiten gute Dienste erweisen zu können. Die Kaiserin-Mutter ist völlig ihrem Einflusse preisgegeben, und obwohl die Kaiserin-Witwe Ihrer Majestät versprochen hat, sich von den Jesuiten nicht ferner leiten zu lassen, so zweifle ich dennoch daran, daß sie die Kraft besitzen wird, ihnen zu widerstehen; — wie wird dann Seine Majestät, der mit Aengstlichkeit Alles vermeidet, um nicht in den Verdacht der Gottlosigkeit zu gerathen, dem Andringen aller dieser klerikalen Streiter Trotz bieten können? Heißt es doch immer, daß bei Seiner Majestät Derjenige Recht behält, welcher zuletzt spricht, und was immer bisher geschehen ist, bestätigt sich weiter. Dies macht mich besorgt für die Zukunft. An dem Schicksale der Weber hängt wahrscheinlich kein großes Geschick; fällt sie ihren Feinden zum Opfer, so wird dies keine welterschütternden Folgen nach

sich ziehen, der blinde Fanatismus hat noch grausigere Thaten vollbracht. Man zuckt die Achseln, sagt, es ist bedauerlich, aber es ist nicht zu ändern. Die Gottlosigkeit der Massen wächst von Tag zu Tag, und man kann diese nur durch Schrecken im Zaum halten. Ich bin nicht gescheidt genug, um hierüber urtheilen zu können, jedenfalls wäre mein Urtheil ein parteiisches, denn ich halte dasjenige für absolut schlecht, was man nur mit Trug und Gewalt aufrecht erhalten könne; aber es handelt sich hier um weit Höheres, als um die Justifizirung einiger schuldloser Menschen, welche für die Sünden ihrer Zeit zu büßen haben, es handelt sich um große Völkergeschicke. Wenn es den Jesuiten gelingen sollte, ihren Plan durchzusetzen, Seine Majestät von seiner Gemalin zu trennen und zu Gunsten einer italienischen Prinzessin zu entthronen, dann würden die Konsequenzen dieses Schrittes furchtbare Uebel anrichten.

Meine liebe Fuchs, beruhige Dich hierüber, sagte die Kaiserin mit stolzem Bewußtsein.

Die Jesuiten können meinen Gemal vielleicht dazu verleiten, einen Kreuzzug nach Palästina zu unternehmen, sie können ihn vielleicht dazu bestimmen, daß er ihnen die herrlichsten Provinzen als Eigenthum übergebe, aber sein Herz werden sie mir nicht entreißen. Ich bin seiner Liebe gewiß, und der Treue und Standhaftigkeit seiner Liebe sicher.

Wahr! wahr! rief die jugendliche Hofdame, während sie mit wonnigen Blicken die Kaiserin ansah. Ihre Majestät sind die schönste Frau, die je mein Auge gesehen, die gütigste und die verständigste! Ach, wie so thöricht bin ich gewesen, Ihre Majestät zu beunruhigen.

Du sollst immer mir das unverhüllt mittheilen, was Du Dir denkst, sagte die Kaiserin. Ich will es gar nicht haben, daß Du das Wort erst abwiegst, bevor Du es gegen mich aussprichst; frisch und unverhohlen soll es aus Deiner Seele quellen, denn ich habe Dich nicht zu meiner Hofmeisterin, sondern zu meiner Freundin erkoren.

Die Geschichte meldet uns, daß diese Kaiserin wirklich in ihren Blüthetagen eine große, allbewunderte Schönheit war, und obwohl Madame Historia gar oft auf großen Lügen ertappt wird, und es eine ausgemachte Sache ist, daß sie besonders gegen Kaiserinnen und Königinnen eine große Galanterie entwickelt, so hat

sie doch in ihren Berichten über die herrlichen Eigenschaften jener Elisabeth nichts Falsches uns mitgetheilt.

Ueber die körperlichen Reize dieser hohen Frau in ihren früheren Jahren spricht unter andern die berühmte Lady Montague in ihren geistreichen Briefen mit hohem Entzücken und da Elisabeth Christina schon als Mutter der glorreichen Maria Theresia für immer historisch merkwürdig ist, so sei uns erlaubt, einen Theil dieser Schilderung aus einem Briefe vom Jahre 1716 hier einzurücken.

Lady Montague schreibt:

„Ich war von dem Anblicke der Kaiserin wie bezaubert. Zwar kann ich nicht sagen, daß ihre Züge regelmäßig sind, ihre Augen sind nicht groß, haben aber einen lebhaften und dabei äußerst sanften Blick. Ihre Gesichtsfarbe ist die schönste, welche ich je gesehen habe; Nase und Stirne sind höchst wohlgebildet, ihr Mund aber hat tausend Reize, welche die innerste Seele rühren. Wenn sie lächelt, so geschieht es mit einer Anmuth, die zur Verehrung nöthigt. Ihre Haare sind reich, von dem schönsten Blond und der äußersten Feinheit. Man muß jedoch Dichter sein, um den Reizen ihrer Gestalt nur Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Alles was je mit der überspanntesten Phantasie von der majestätischen Miene der Juno, von der sanften reizenden Anmuth der Venus gesagt wurde, bleibt hier hinter der Wahrheit zurück. Die Grazien bewegen sich mit ihr, jede Miene, jeder Schritt entwickelt neue Reize, unnachahmlich schön sind ihr Hals und ihre Hände. Ja, ehe ich sie gesehen habe, glaubte ich nicht, daß so Vollkommenes auf Erden wohne."

Als die Kaiserin mit der Gräfin Fuchs auf ihrem einzelnen Pfade hinter dem Schlosse in die Nähe des Eisenhammers gelangte, dessen lautes Gepoche mit dem lieblichen Alpenthale gar trefflich harmonirte, da hob sich von ferne plötzlich ein verworrenes Geschrei; es kam aus dem Orte und ließ darauf schließen, daß sich dort etwas Ungewöhnliches ereignet habe.

Die Kaiserin horchte auf und sagte zu ihrer Begleiterin: Wir wollen nachsehen, was es dort gibt.

Der Lärm rührt jedenfalls von einer aufgeregten Menge her, sagte die Gräfin, vielleicht ist in dem Orte eine Feuersbrunst aus-

gebrochen. Wenn wir uns dahin begeben, so könnte vielleicht Euer Majestät etwas Unangenehmes erfahren.

Meine liebe Fuchs, erwiderte Elisabeth, ich bin nicht nervenschwach. Wenn die armen Leute ein Unglück getroffen hat, so ist es unsere Pflicht, nach Möglichkeit Abhilfe zu treffen.

Die hohe Frau lenkte mit der Begleiterin ihre Schritte in den Ort.

Dort sah sie wirklich mehr als hundert Bauersleute, Männer, Weiber und Kinder in größeren und kleineren Truppen beisammen stehen und unter heftigen Gestikulationen ihre Sprechwerkzeuge in Bewegung setzten.

Bauern, welche mit Flinten bewaffnet waren, rotteten sich zusammen.

Als die Kaiserin auf diese zukam und einen von ihnen fragte, was denn da vorgefallen sei, so antwortete dieser:

Eine sakrische Geschicht, mein liebes Hoffräulein! Der Pestilenzmann ist beim Krämer Michel eingebrochen und wüthet darinnen grimmig! — Der Michel ist mit allen seinen Leuten ausgelaufen. Wir werden mit Gottes Hilfe trachten, ihn durch die Fenster zu erschießen.

Ein Pestilenzmann ist hier? fragte Elisabeth erstaunt.

Jawohl, rief ein Anderer. Der verfluchte Kerl ist schon bei der Kirchhofsmauer mausetodt gelegen! Wir haben mit einander berathen, wie wir es anstellen müssen, um ihn von dort wegzubringen. — Wir haben auch draußen in der Einschicht für ihn ein tiefes Loch gegraben. Aber da steht der Pestilenzmann wieder auf und geht auf die Leute los, will von uns Traktement und sagt, daß wir ihm geben müssen, was er verlangt, weil er ein kaiserlicher Reitersmann ist.

Mein Himmel! rief Gräfin Fuchs, wie es scheint, sprecht Ihr von dem Kourier, welcher mit Depeschen hier angekommen und auf dem Schloßplatz zusammengesunken ist.

Ja, der wird es schon sein, lautete die Entgegnung, der hat in unseren unglückseligen Ort die Pestilenz gebracht. — Wir sind mit Weiber und Kinder verloren.

Nur todt schießen! nur todt schießen! rief der herbeieilende Pfarrer angstvoll und kläglich, wir sind alle in Lebensgefahr!

Beruhigt Euch, sagte die Kaiserin, und laßt die Waffen ruhen. Wenn jener Mann wirklich pestkrank ist, so habt Ihr ihm Pflege und Hilfe angedeihen zu lassen, nicht aber ihm an das Leben zu gehen.

Nichts da! rief der Pfarrer. Besser es stirbt Einer als Tausend. — Greift nur kouragirt an!

Ich sage Euch aber, nahm die hohe Frau das Wort, daß Ihr Euch ruhig verhalten sollt, Ihr habt mir zu gehorchen, denn ich bin Eure Kaiserin!

Da legte sich plötzlich der Tumult.

Der Pfarrer ließ seinen Hut vom Kopfe und beugte sich tief vor der hohen Frau, und schon im nächsten Augenblicke, da lagen die Bauern alle vor der Kaiserin auf ihren Knieen.

Elisabeth befahl den Leuten sich zu erheben, und näherte sich dann mit ihnen dem Hause, in welchem der Pestkranke eingefallen war.

Gräfin Fuchs sah dort zum Fenster hinein und kehrte dann zu ihrer Gebieterin zurück, an welche sie mit heiterer Miene die Worte richtete:

Ach, die Leute sind von Sinnen! — Der Kourier sitzt drinnen bei der Milchschüssel und läßt es sich trefflich schmecken.

Allmälig klärte sich das Mißverständniß auf.

In Folge der übergroßen Ermüdung war der Kornet in einen tiefen Schlaf verfallen, welcher lange anwährte; und als er dann aufstand, so verspürte er einen großen Appetit, der ihn bestimmte, die Bauersleute anzugehen, damit sie ihm zu essen geben.

Diese flohen jedoch vor ihm und den Hungrigen blieb nichts Anderes übrig, als in ein Haus einzudringen und sich dort selbst nach einer Speise umzusehen.

Auf die Aufforderung der Gräfin Fuchs hatte der Kornet schnell das Haus verlassen und vor der Kaiserin in militärischer Positur sich hingepflanzt.

Aus seinem Munde erfuhr sie sein Mißgeschick und die Art und Weise wie er sich Abhilfe verschafft habe.

Der Mann ist frisch und gesund, sagte Elisabeth zu den Neubergern, begegnet ihm freundlich, was er verzehrt hat, das werde ich bezahlen.

Kindern gleich, welche in einem Athem weinen und lachen,

brachen die guten Neuberger nun in lauten Jubel aus und schwuren, daß sie von nun an ihrem Pfarrer nur dann glauben wollen, wenn er auf der Kanzel stehe und predige.

Die Kaiserin beschenkte den Krämer Michel, der einen so großen Schrecken ausgestanden, auf das reichlichste, bestellte den Kourier zu sich auf das Schloß und kehrte dann wieder, von einer frohlockenden Menge begleitet, nach demselben zurück.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Kornet vor der Kaiserin.

Der junge Reiter, welcher mit erstaunlicher Schnelligkeit die Depesche von Wien gebracht, hatte das Interesse der hohen Frau erregt.

Sie hielt ihn für einen ungewöhnlichen Menschen, da er mit so seltener Ausdauer und Aufopferung sich seines Auftrages entledigt hatte. Sein Abenteuer im Orte amusirte sie.

In Gegenwart der Gräfin Fuchs sprach sie ihn nun und ließ sich von ihm die Einzelnheiten seines Kourierrittes erzählen.

Der Kornet verstand es, sich so gewählt auszudrücken, daß die Kaiserin ihm mit Vergnügen zuhörte, und dann an ihn die Frage richtete:

Welch' einem edlen Geschlechte seid Ihr entsprossen?

Ihre Majestät, antwortete der Kornet, ich stamme aus dem Geschlechte der niedrigsten Knechte. Mein Vater ist ein armer Weinhauer in einem Orte unfern Wien.

Aber Ihr habt doch gute Manieren, welche auf eine gute Erziehung schließen lassen, bemerkte Elisabeth.

Ihre Majestät, entgegnete der Kornet, mein Vater war nicht in der Lage für die Erziehung seiner Kinder Vieles aufwenden zu können, er ist einem Kloster unterthänig, das den Fleiß seiner Hände völlig für sich in Anspruch nimmt, und da er dennoch mit seinen Abgaben im Rückstande blieb, so mußte ich in das Kloster wandern, um dort die Schuld meines Vaters abzudienen; ich bekam Bücher in die Hand, und diese fesselten mich so sehr, daß ich manche Nacht heimlich in die Klosterbibliothek mich einschlich und

dort studierte. Dort wurde ich von einem Pater ertappt, und da er bemerkte, daß ich bildungsfähig sei, so setzte er sich in den Kopf, daß ich ein geistlicher Herr werden müsse. Einige Zeit fügte ich mich in mein Los, aber dann sah ich dazu, um von dort fortzukommen; ich machte allerlei tolle Streiche und wurde endlich aus dem Kloster fortgejagt; ich wurde Schreiber bei einem Advokaten, ließ mich dann an der Universität einschreiben und besuchte bei Tage die Kollegien und befaßte mich bei Nacht mit Schreibgeschäften, bis ich endlich so glücklich war, Instruktor bei dem Söhnchen eines vornehmen Mannes zu werden. In meinem einundzwanzigsten Jahre war ich bereits lizentirt, ich träumte mich schon als Doktor und Professor. Aber es kam anders, die Liebe setzte mir hart zu, ich ließ mich als Reiter anwerben und habe es innerhalb drei Jahren glücklich zum Kornet gebracht.

Ihr sagtet, daß Euere Liebe Euch dazu angetrieben habe, Soldat zu werden, nahm Gräfin Fuchs das Wort, Ihr hättet wohl Euch anders ausdrücken sollen, denn ich vermuthe, daß der Schmerz über den Verlust Eures Liebchens Euch aus der Studierstube vertrieb, und daß die Desperation Euch unter die Soldaten brachte; — ist es nicht so?

O nein, Frau Gräfin, antwortete der junge Kornet, das Mädchen, das ich freite, sagte zu mir:

Was fällt Euch ein, daß ich einen Doktor oder Professor heiraten werde, die Schulfüchse haben die längsten Perrücken und das faulste Blut in ihren Adern; spart Euch Euere süßen Worte, mein Liebster muß ein Reiter sein.

Und darauf seid Ihr Soldat geworden, meinte die Kaiserin, und habt Euere Liebste geheiratet?

Ach, die Heirat, die steht noch im weiten Felde! antwortete der Kornet; meine Schöne ist sehr vorsichtig, sie will sich nur dem ergeben, von dessen wahrer Liebe sie völlig überzeugt ist.

Und das ist Euch noch immer nicht gelungen? fragte die Gräfin.

Leider nein! Obwohl ich so tugendhaft und sittsam wie ein Hoffräulein bin, und mir eher mein Pferd, mein Schwert, ja selbst mein Leben, als einen Kuß von einer Andern rauben lassen würde, und mir als das höchste Glück schon anrechne, wenn ich ihren

Handschuh berühren kann, so hält mich meine Liebste noch immer nicht für genügsam erprobt und zieht das Erlösungswerk in's Weite hinaus.

Es scheint, Ihr habt eine sehr grillenhafte Geliebte, sagte die Kaiserin.

Das weiß ich nicht, antwortete der Kornet, ich gehorche ihr in allen Stücken, und da sie mir nichts befiehlt, was mit meinem geschworenen Eide unverträglich wäre, so kann ich Gottlob noch immer auskommen mit ihr. Aber manchmal schlägt mir das Herz gar schwer, und sie hat mein Auge schon oft naß gesehen.

Sie tyrannisirt Euch also, und Ihr habt nicht die Macht, von Ihr Euch loszureißen.

Der Kornet seufzte und sagte dann: Ich möchte dies auch um alle Schätze der Welt nicht. Was liegt daran, wenn sie mich auch quält, sie thut es nicht aus bösem Herzen, und ich weiß es, daß sie mich unendlich liebt — es wird schon besser werden.

Wie heißt denn Euer Liebchen? fragte Elisabeth, ist sie vom Stande?

O, Ihre Majestät, das darf ich nicht sagen, ich hab' es ihr versprochen.

Dann ist Euch nicht zu helfen.

Seid klug, Kornet, nahm Gräfin Fuchs das Wort, — entdeckt Euer Liebesgeheimniß der durchlauchtigsten Frau, welche Euch so wohlwollend und gnadenreich angeht. Ein Wort aus dem Munde Ihrer Majestät würde genügen, den Sinn und die Kaprize Euerer Herzensdame zu ändern.

Der Kornet kämpfte mit sich, doch bald antwortete er mit fester Stimme:

Ich muß auf ein hohes Glück Verzicht leisten, es darf nicht sein.

Behaltet Euer Geheimniß, sagte die Kaiserin, mir gefällt es gar gut, daß Euch das Wort Euerer Liebsten das höchste Gesetz ist; bestünde noch der Gerichtshof der Minne, so würdet Ihr den ersten Preis erlangen. So mancher Ritter könnte sich an Euch erspiegeln, und wenn ich mich davon überzeuge, daß Ihr ungeachtet Eurer Herzensneigung ein braver Dienstmann bleibt, so sollt Ihr auch zum Ritter geschlagen werden. Von nun an sollt Ihr zu

meinem Hofstaate zählen — gesetzt den Fall, daß es Euch zusagt, mir zu dienen.

Der Kornet sank auf sein Knie und sagte sichtlich erfreut:

Ich gelobe Ihrer Majestät getreu und eifrig zu dienen.

Und nun erhebt Euch und geht, Ihr bleibt im Schlosse, das Weitere wird Euch bekanntgegeben werden — wie heißt Ihr denn?

Michael Knecht.

Das läßt sich leicht behalten, sagte die Kaiserin lächelnd, geht.

Der Kornet verbeugte sich nach Vorschrift vor der hohen Frau und verließ in guter Haltung das kaiserliche Gemach.

Der Mann gefällt mir überaus gut, sagte Gräfin Fuchs, er hat Schliff und dabei eine ungeschminkte Natürlichkeit. Ich hoffe, es wird ihm gelingen, die Gnade Ihrer Majestät durch Eifer und gute Aufführung zu bewahren.

Nun, das wird sich zeigen, antwortete die Kaiserin, jedenfalls ist er kein gewöhnlicher Soldat, und da er es bis zum Lizentiaten gebracht hat, so muß er auch ein großes Wissen besitzen, das man vielleicht gut verwerthen kann; es ist kaum zu fassen, daß dieser Michel sich von der Liebe so sehr verblenden ließ, den Doktorhut abzulehnen und sich als Reiter anwerben zu lassen.

Ach, das finde ich noch begreiflich, — erwiderte die Fuchs, etwas anders aber ist es, das mir völlig unverständig ist? —

Lass' hören, sagte die Kaiserin.

Dieser Michel ist außerordentlich hübsch, seine Züge verleihen ihm eine ungewöhnliche Noblesse, Würde, Anmuth und Männlichkeit, sein Auge blitzt wie das eines Kriegsgottes, und eine bessere Haltung habe ich bei keinem Offizier bemerkt; dazu Verstand, Bildung, Gemüth, und dennoch findet er bei seiner Herzensdame weder Gnade noch Erhörung. Das macht mich überaus neugierig, fuhr die Fuchs plaudernd fort, seine grausame Herrin kennen zu lernen, — und ich werde es mir angelegen sein lassen, ihm das Geheimniß, das er so heilig bewahrt, zu entreißen.

Sprechen wir von etwas Anderem, sagte die Kaiserin, würdigen wir den trüben Ernst der Zeit unserer Beachtung, dem schweren Unglücke, von welchem die österreichischen Völker heimgesucht wurden, und dem rastlosen Treiben finsterer Mächte, welche in jenem Unglücke einen willkommenen Bundesgenossen gewonnen haben. Gedenken

wir der armen Weber, welche, den namenlosen Verfolgungen preisgegeben, nun völlig in die Gewalt ihrer Feinde gefallen ist. Die Gunst, welche wir ihr zuwandten, scheint die Wuth dieser Bösewichter noch heftiger entflammt zu haben — ich bin darauf gefaßt, daß wir von Wien höchst verstimmende Nachrichten erhalten werden.

Hoffen wir, Ihre Majestät, daß es anders kommen werde. Mein Vetter ist ebenso kühn als verständig, und hat eine entsetzliche Aversion vor den Jesuiten. Er hat gewiß sein Versprechen erfüllt und die Weber nicht im Stiche gelassen; er hat einen großen Anhang unter den Offizieren, vielleicht ist heute schon die Weber frei. — Die größere Gefahr liegt jedenfalls darin, daß Sr. Majestät der Kaiser wie der Fels im Meer von der Jesuitenpartei umbraust und bestürmt werden wird, und wir haben keinen Trost und keine Erfahrung, daß Seiner Majestät an Standhaftigkeit dem Felsen im Meere gleichkomme.

Darum sollen wir auch jeden Muthwillen verbannen, sagte die Kaiserin und unsere Gedanken dem Ewigen zuwenden, wir wollen uns in die Kapelle begeben und beten, damit Gott die Seinen nicht verlasse.

Die Kaiserin begab sich wenige Minuten später nach der Kapelle und betete dort inbrünstig; sie war fromm und gläubig und die Jesuiten hatten Falsches behauptet, die das Gerücht verbreitet, daß die Kaiserin gar nicht ein Vaterunser auswendig zu sagen wisse.

Eine solche Frömmigkeit, wie sie den Jesuiten zugesagt hätte, besaß sie freilich nicht.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Bitt- und Bußgang.

Zum dritten Mal zog die Prozession von der Augustinerkirche nach dem Kalvarienberge zu Hernals. Der Zuspruch war ein mäßiger, obwohl die Kaiserin-Mutter mit derselben ging.

Da sah man keine prächtigen Gewänder, weder Karossen mit venetianischen Spiegelglas noch vergoldete Sänften.

Die Kavalkade der frommen Ritter und Rittersfrauen des

kaiserlichen Hoflagers, welche sonst bei jedem Kirchenfeste paradirten, ließ sich heute nicht sehen.

War es die Hoffart, die sie davon abgehalten?

Es gefiel ihnen wohl nicht, daß sie bei dieser Festlichkeit bloßfüßig, wie Gassenjungen und Dorfgesinde, den Weg nach dem Kalvarienberge zurücklegen sollten.

Aber es gab wirklich fromme Leute in Wien, welche, mit Freudigkeit ihres Herzens, dieses Opfer dem Himmel dargebracht, um dadurch der schrecklichen Pestilenz Abbruch zu thun — der gesunde Sinn sträubte sich jedoch dagegen.

Waren nicht alle Straßen mit dem Gifte der Pest getränkt? Nicht einen Pflasterstein gab es mehr, auf dem nicht ein Pestilenzkranker sich dahingeschleppt. Wurden nicht in den Straßen überall Kranke und Todte aufgefunden?

Wohin man sieht, bemerkt man, im Straßenstaub liegend, vornehme Gewänder und Lumpenzeug; auch verschiedenfache Geräthe liegen dort zerbrochen umher, denn hatte irgendwo ein Pestkranker geendet, so warf man Alles zum Fenster hinaus, womit der Kranke in Berührung gekommen ist, und überläßt es dem guten Willen der Kontumaznechte, diesen Trödel fortzuschaffen und zu verbrennen.

Wer das in Betracht zog, der ließ es sich ja nicht einfallen, mit nackten Füßen in die Straße hinauszugehen, und dem Kreuzträger nach Hernals zu folgen; wenn auch eine Majestätsperson es war, die dieser Buße und Beschwerde sich unterzog, so geschah es denn auch, trotz der Aufforderung der Geistlichkeit, daß nur eine geringe Anzahl Volkes Kaiserin Eleonore nach Hernals begleitete, ein Haufe von den vorkommendsten Menschen, der Abschaum des Stadtgesindels, das nur deshalb mitzog, weil es wußte, daß jeder von ihnen in der Kalvarienbergkirche eine Wachskerze und an der fünften Station einen Labetrunk erhalten werde.

Auch die Geistlichkeit und die frommen Bruderschaften waren nur alle spärlich bei jenen Bußprozessionen vertreten.

Die Geladenen kamen nicht und wußten sich nachträglich gut auszureden.

Auch die Veranstalter der Prozession, die Jesuiten, kamen nicht in großer Menge; die aber dabei erschienen, saßen auf Pferden,

und zwar im goldenen Kirchenornate, und bildeten gleichsam die Garde der Kaiserin-Mutter, welche in ihrer Mitte als graue Nonne gekleidet, ihre Rechte auf einen Pilgerstab stützend, langsam des Weges daher kam.

Die Aermste! nicht ein Atom von Ansehen, Macht und Herrlichkeit ist ihr mehr übrig geblieben.

Mit nackten Füßen und bloßem Haupte schwankte die hohe Frau dahin, ihre weißen Haare sind aufgelöst und mit Asche vermengt.

Sie büßt für die Sünden der Welt, für Ihr Verhängniß; sie büßt für alles Unglück, das man über sie und Andere gebracht — für die Laster und Verbrechen einer herrschsüchtigen fanatischen Rotte.

O, es ist ein heißer Tag, an welchem man nun zum dritten Male nach dem Kalvarienberge wallfahrtet.

Unter einem weißglühenden Himmel fliegt die Staubwolke des Barfüßerhaufens dahin, den sie vom Boden aufgewühlt; die Sonne brennt, als wollte sie in Flammen aufgehen.

Ihre Sohlen fliegen hastig über die breiten Plattensteine, womit der Platz vor dem Kalvarienberge belegt ist, um sich nun durch Kies und Gerölle hindurchzukämpfen, denn dort finden die Müden und Erschöpften endlich ein schattiges Plätzchen.

Aber da kommen die Jesuiten zu Pferde herangesprengt, als wollten sie im Sturme die Stiege des Kalvarienberges nehmen, und spornen mit dem Rufe: Kyrie eleyson! Christi eleyson! die stumm gewordenen Beter zu neuem Eifer an.

Dieser Kalvarienberg wurde von der Bruderschaft der zweiundsiebzig Jünger Christi, in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erbaut und im Jahre 1709 renovirt. Eine Inschrift in einer Zinkplatte meldet, daß dies am 19. September desselben Jahres unter der Regierung Papst Klemens XI., des römischen Kaisers Josef I., wie auch Karl III., Königs in Spanien und Indien und Erzherzogs von Oesterreich, dann des Herrn Wiener Bischofs Baron von Rumel — stattgefunden habe.

Es war ein künstlicher Berg, aus Steinen und Ziegeln erbaut und dieser wie die in demselben befindliche Höhle galten in jener

Zeit für ein größeres Kunstwerk als heutzutage der Tunnelbau über den Semmering.

Die Höhle wurde als Kirche benützt; späterhin baute man eine neue Kirche daran und zu beiden Seiten derselben ging man über 72 Staffeln den Kalvarienberg hinauf. Auf dem höchsten Punkt daselbst befand sich die Kreuzstätte, Christus zwischen den beiden Schächern darstellend. An den Absätzen der Staffeln stand eine Kapelle mit vierzehn gemauerten Stationen.

Schon damals befanden sich die steinernen Stufen daselbst in dem schlechtesten Zustand. Die Bauleute hatten es eben nicht verstanden sie ordentlich aneinanderzusetzen, die einzelnen Stücke derselben durch einen guten Zement zu verbinden, weshalb Pater Jahrmann in seiner Beschreibung von Wien schon darüber klagt: „daß bishero kein Mittel erfunden worden sei, der durch die Fugen dringenden und die Kirche ruinirenden Nässe zu steuern. Wäre ein auf ewige Dauer angetragenes Gebäude, sofern es nicht durch das von oben eindringende Gewässer verschändet und fast schon unbrauchbar gemacht worden sei, welche die ganze Fabrik in baufälligen Stande versetzt."

Dennoch mutheten die Jesuiten der Kaiserin-Mutter zu, diese neue Ruine, welche erst in späteren Jahren halbwegs reparirt wurde, zur besseren Bußübung emporzuklettern.

Und wahrlich sie that es, sie allein, den andern Wallfahrern wurde nicht gestattet, ihr nachzufolgen.

Und während die greise Fürstin langsam von Stufe zu Stufe emporklimmte, und bei jeder der Stationen im Angesichte des unten befindlichen Volkes und der Klerisei niederkniete und betete, klang aus der Tiefe das Gebet der Wallfahrer hinauf.

Die fromme Kaiserin that alles, was ihr von ihren geistlichen Rathgebern anempfohlen wurde.

Sie sollte durch ihre Demüthigung und Zerknirschung den erzürnten Himmel versöhnen, welcher als Strafe für die große Gottlosigkeit die Pest über Wien verhängt. Sie sollte dadurch den bösen Geist von ihrer Seite bannen, der ihr tückisch ein rothes Glas vor die Augen hielt, wenn sie ihre Rechte anblickte; obwohl sie auf diesem Kreuz- und Marterweg mit Genauigkeit Alles that,

was ihr die Jesuiten geheißen, so wich dennoch das entsetzliche Gesicht nicht von ihr.

Ihre Hand blieb roth. Man sah es deutlich von unten, wie sie nach jedem gesprochenen Gebete vor den Stationen ihre Rechte vor sich hinhielt, anstarrte und dann traurig gegen den Himmel emporblickte.

Mit fast übermenschlicher Kraft schleppte sich die edle Frau langsam weiter empor, und wenn sie ihre Kraft verließ, da setzte sie sich nieder auf den Staffel und ruhte aus.

Ihre Seelenräthe, die, auf hohem Roße sitzend, zu ihr emporblickten, hatten kein Erbarmen mit ihr.

Sie folgten ihr nicht nach, um ihr zu sagen, daß sie nun genug für sich und das Volk gebüßt hat, sie leiteten und stützten sie nicht auf diesem baufälligen Pyramidenbaue, denn sie sollte das Erlösungswerk allein vollführen.

Höher und immer höher stieg sie empor, sie wankte zwar, aber erhielt sich doch aufrecht und erreichte durch die Kraft ihres Glaubens die Höhe des Kalvarienberges.

Dort, neben der Bank, bei dem linken Schächer, kauerte eine Alte, in elender Hülle, welcher ihr dürftiges weißes Haar verworren und zerzaust in das Gesicht hing.

Die hatte sich lange vorher auf den Kalvarienberg geschlichen, um dort Hilfe und Heil zu suchen.

Als die Kaiserin-Mutter Eleonore sich dort niederkniete, da streifte sich jenes Weib die Haare aus dem Gesichte und rief:

O Majestät, Majestät! Du heilige Frau! wie stellt man es an, um die Gnade des Himmels zu gewinnen?

Die Kaiserin sah der Alten in ihr runzelvolles Gesicht, in ihre halberloschenen, vom Weinen gerötheten Augen und antwortete ihr mitleidsvoll:

Thue Gutes und Gott wird Dir gnädig sein.

Gutes? seufzte die Alte, ach, ich habe im Leben nur Schlechtes gethan — und jetzt ist es zu spät dazu. Mein Sohn liegt schon zwei Tage und Nächte im Todeskampfe. Ach, er kann nicht leben und kann nicht sterben!

Wer bist Du, Unglückliche?

Ach, Ihre Majestät! antwortete die Alte, ich bin die Veronika

Kittler und mein lieber Sohn ist Voigt, der Scharfrichter von Wien, welchen der gottverdammte Stadtkommandant Palm mit seinem Degen in die Seite gestochen hat. Ach, ach, er geht elend zu Grunde, und es nimmt kein Ende mit seinem Leiden. — O Kaiserin-Mutter, Du heilige Frau, hilf mir, hilf mir!

Ich bin keine Heilige, sprach die Kaiserin trübsinnig, sondern eine arme Sünderin, welche für sich selbst nicht die Gnade des Himmels erlangen kann; rufe die Gnade und Barmherzigkeit Gottes für Dich und Deinen Sohn an, er wird vielleicht milde mit Dir zu Gericht gehen und sich Deiner erbarmen.

Ich habe es versucht, seufzte die Kittler, aber Gott erhört mich nicht, denn ich bin verflucht und verworfen! Ich habe einen falschen Eid geschworen und eine Unschuldige dem Blutgerichte überliefert!

Unglückselige! wer hat Dich dazu verleitet! fragte die Kaiserin entsetzt.

Ach, mein Mutterherz! entgegnete Jene. Ich wollte meinen Sohn glücklich machen, damit er das Weib erlange, nach welchem er stets sein heißes Verlangen trug, denn sein Privilegium erlaubt ihm, eine Delinquentin zu heiraten. Aber das Stadtgericht hat sein Privilegium verletzt und verlangte von ihm, daß er seiner Liebsten, der Schwabenjungfer von Dillingen, Hand und Kopf abschlage. Da kam es zum Streite — zum Tumulte — und mein Sohn fiel durch einen Degenstoß.

Unglückselige! Nun erkenne ich Dich! rief die Kaiserin. Du bist jene Bettlerin, welche mir in der Sakristei der Kollegienkirche vorgeführt wurde, um es zu bestätigen, daß die Weber Dein Kruzifix zu Boden geworfen und es zerschmettert hat.

O weh, o weh! so ist es, rief die Alte. Ich habe ein falsches Zeugniß gegeben, ich habe es listig vorbereitet, daß die Weber mein Kruzifix von Kristallglas zerbrechen mußte, denn ich drückte ihr es mit einer Kröte zugleich in die Hand, worüber sie sich so entsetzte, daß sie das Kruzifix fallen ließ, das ich ihr aufgedrungen.

O mein Heiland! rief die Kaiserin in lebhafter Aufregung, während sie ihre Hände zum Himmel emporstreckte, schuldlos hat man diese Weber also so entsetzlich gepeinigt und verfolgt, ich aber wurde dazu gedrängt, das Todesurtheil dieser Unglücklichen zu

bestätigen. O mein Heiland! Ich preise das Walten Deiner Vorsehung. Die Weber ist noch nicht gerichtet, und es ist mir das Schreckliche erspart worden, daß ihr unschuldiges Blut über mich komme. Herr, ich preise Deine Allmacht, — Deine Allwissenheit — Deine Gerechtigkeit — Deine unendliche Gnade!

Das ungewöhnliche Benehmen der Kaiserin-Mutter, mußte auffallen.

Zwei Jesuiten, als Levitten gekleidet, saßen von den Pferden ab und stiegen den Kalvarienberg bis zum Golgatha hinauf.

Sie sprachen mit der Kaiserin-Mutter und jenem Weibe, welches die Kühnheit gehabt hatte, die hohe Büßerin anzureden. Was sie erfuhren, mochte ihnen nicht behagen, denn mit zornigen Geberden wiesen sie die Alte hinweg.

Sie knieten zu beiden Seiten der Kaiserin vor dem Bildniß des Erlösers am Kreuze und begleiteten sie dann auf ihrem Rückwege, den sie nach der anderen Seite hin nahm.

Jetzt erst wurde der Menge erlaubt, den Kalvarienberg zu besuchen, und der hohen Büßerin an Frömmigkeit nachzueifern.

Und wahrlich, das Beispiel hatte auch gezündet.

Ein Augenzeuge berichtet, daß sie unter Geschrei, die Arme zum Himmel emporstreckend, auf ihren Knieen die Staffeln des Gnadenberges hinaufrutschten und eher von dort nicht wichen, bis sie nicht das Kreuzesholz oft und vielmals geküßt hatten.

Die Kaiserin-Mutter aber begab sich mit ihren Begleitern, den Jesuiten, gefolgt von der ganzen Geistlichkeit, in die Kirche innerhalb des Kalvarienberges, und verweilte dort an dem Hochaltare in der Anbetung des allerheiligsten Sakramentes des Altars durch längere Zeit vor dem Bildnisse der heiligen Maria von Einsiedl, an welchem sie auch ein Votivzeichen, bestehend in einer kleinen silbernen Hand, als Opfer aufhing.

Als sie dann von dem Hochaltare zu dem unfern von selbem befindlichen Kerker Christi ging, wo sich die Standbilder des gefesselten Heilandes und der beiden überspottenden Lotterbuben befinden, da rief sie mit freudigem Herzen laut auf:

O göttliche Gnadenmutter! Deine Fürbitte hat mich geheilt und gerettet!

Ein Wunder war geschehen, und die kaiserliche Mutter konnte

nun ohne Grauen auf ihre Rechte blicken, sie sah an derselben keinen Makel mehr, der Himmel hatte sich ihrer erbarmt.

Sie sprach mit Pater Ascalo und gestand ihm, daß sie von jenem Augenblicke an, als die Kittler ihr gestanden, daß sie die Weber fälschlich angeklagt, von der heiligen Ahnung durchdrungen wurde, und daß Gott ihr seine Gnade wieder geschenkt.

Ihre gesunkene Hoffnung hatte sich bei dem Gedanken aufgerichtet, daß die unschuldige Weber, deren Todesurtheil sie unterschrieben, noch nicht justifizirt sei.

O, ich danke meinem Gott! rief Eleonore mit bewegter Stimme, der heiligen Mutter Gottes und allen lieben Heiligen; ich danke auch Euch, hochwürdigem Herrn, durch dessen göttliche Erleuchtung meine Seele und Sinne aus der Macht des Bösen gerettet wurden.

Ascalo hob stolzer sein erleuchtetes Haupt und sprach den Bibeltext:

„Ein eifriger Gott und ein Rächer ist der Ewige — ein Rächer ist der Ewige voll Grimmes — in Sturm und Wetter ist sein Weg und das Gewölk ist seiner Füße Staub. — Der Ewige ist gütig und gewährt Zuflucht am Tage der Noth, er kennt die, die auf ihm trauen!“

Hierauf wurde das ambrosianische Loblied angestimmt, jedoch nur die erste Strophe gesungen.

Für die Kaiserin wurde eine Sänfte herbeigebracht, was auf Pater Askalo's Anregung geschah; denn der Herr hatte sich ihrer erbarmt und sie von ihrer Dulderbahn befreit.

Die Kaiserin-Mutter wurde in dem Tragsessel, von den Jesuiten umgeben, im Triumphzuge nach der Stadt zurückgebracht.

Hosianna, hosianna! sang der Klerus, hosianna, hosianna! rief das Volk.

Kaiser Karl stand mit der Kaiserin-Witwe Amalia an dem Balkon seiner Burg, und sah die mit Kreuzen und Kirchenfahnen heranwogende Menge, welche unermüdlich „Hosianna“ rief, und schon erfuhr er es von seiner armen Mutter, von ihrem Hernalser Bußgange eben heimkehrend.

Kaiser Karl, welcher sich noch in Reisekleidern befand, eilte der Kaiserin-Mutter entgegen, küßte ihr die Hand, als sie die Sänfte verließ und geleitete sie gegen die Hauptstiege.

Da trat Ascalo vor, und bat den Kaiser, mit der Mutter den Weg in die Burg durch die Kapelle zu nehmen.

Was habt Ihr mir vorzuschreiben? fragte der Kaiser erzürnt.

Da rief jedoch die Kaiserin-Mutter in lebhafter Aufregung: O, hören wir auf seine Worte, denn aus seinem Munde spricht der Ewige!

Der Kaiser fügte sich der Anordnung, welche der Jesuit traf und führte die greise Frau in die Burgkapelle, wo sie abermals betete.

Es wurde dort auch sogleich das hochwürdige Gut ausgesetzt und die Anstalten zu einem feierlichen Hochamte getroffen.

Es ist wunderbar, daß die schwache Frau nicht durch alle diese Beschwerden und Anstrengungen völlig erschöpft wurde. Der Kaiser sah erstaunt, daß sie voll Kraft und Eifer zu dem Hochaltar schritt, sich daselbst niederkniete und mit lauter Stimme und beredter Zunge dem Ewigen dankte, der ihr so wunderbar gegen den Trug und die Arglist der Hölle beigestanden und schon erfuhr der Monarch, daß Eleonora endlich von dem entsetzlichen Uebel der Krankheit ihres Sehorgans durch Gottes Gnade glücklich befreit wurde.

Diese Nachricht sowohl, als auch die feierlichen Beweise der gehobenen Stimmung seiner Mutter ergriffen ihn gar mächtig und er beugte gerne sein Knie mit ihr, dem großen und gnadenreichen Gott zu danken, der sich seiner Mutter erbarmte.

Das Wunder war geschehen!

Die greise Fürstin, im Gewande einer Büßerin, noch auf dem weißen Haupte die Spuren der Asche tragend, mit welcher sie sich voll Zerknirschung bestreut, sah nun mit froher Zuversicht zu dem Bilde des Gekreuzigten empor, während Dankesthränen ihr über die höher gefärbten, jedoch tiefgefurchten Wangen rannen.

Das Wunder war geschehen und es manifestirte sich weit erhabener und erfassender, als jenes Wunder, daß vor kurzer Zeit sich in der Burgkapelle ereignet hatte, indem aus einem alten Bilde mit abgeblaßten Farben Wassertropfen herabflossen und diese Erscheinung dadurch erklärt wurde, daß das Bildniß der Muttergottes über die Unbußfertigkeit der Welt helle Zähren vergieße.

Die Kraft des Glaubens hatte von Neuem sich erprobt und

zwar zu einer Zeit, wo durch die Schrecken der Pestilenz die Gemüther aufgeregt und mit dem Drange erfüllt waren, dem Himmel ihr Leid zu klagen und von dort ihr Heil zu erwarten.

Nach der geendigten kirchlichen Feierlichkeit führte der Kaiser die Kaiserin-Witwe Eleonore nach ihren Gemächern und auf den ausdrücklichen Wunsch derselben folge ihr Ascalo nach.

Große Ehren sollen dem Wundermanne zu Theil werden, der Eleonore so trefflichen Rath ertheilt hat.

Kaiser Karl drückte ihm freundlich die Hand, was freilich nur auf die Aufforderung und das Flehen seiner Mutter geschah, welche es wünschte, daß dieser große Tag ein neues Bündniß zwischen Thron und Kirche aufrichte, wie es Gott und den Jesuiten wohlgefällig ist.

Der Kaiser erfuhr nun, was bei dem Prozessionsgange nach Hernals sich weiter zugetragen hatte, und als er hörte, was die Bettlerin auf dem Kalvarienberge ausgesagt, da fragte er mit Aengstlichkeit:

Lebt sie noch, lebt sie noch, diese Weber?

Sie lebt noch, antwortete der Hof- und Gerichtskommissär Ascalo, in der Schranne hält man sie gefangen.

Gottlob! rief Kaiser Karl leichter aufathmend. Man hat mir mit dieser Weber viel Verdruß gemacht, aber mein Gericht soll sich künftighin besser zusammennehmen, damit ich nicht ein zweites Mal noch erfahren muß, man habe eine schuldlose Person zu einer Strafe verurtheilt; denkt Euch nur selbst, welch' eine entsetzliche That müßten wir beklagen, wenn die Schuldlosigkeit der Weber erst nach der Hinrichtung derselben zu Tage gekommen wäre.

Gott schützt die Seinen vor Unglück und Jammer, antwortete der Jesuit; unerforschlich sind seine Rathschlüsse. Jeder irdische Richterspruch ist eitel, wenn sich der Richter nicht vorher mit Gott wohl berieth. Im Prozesse der Weber, Euer Majestät, ist nicht der geringste Fehler gemacht worden, wenn sie ihr Verbrechen nicht selbst einbekannt hätte.

Die Bettlerin auf dem Kalvarienberge hat das Gegentheil ausgesagt, und das Gericht wird nun darüber zu entscheiden haben, welcher von jenen Beiden Glaube beizumessen ist.

Jedenfalls ist die Weber schuldlos! rief der Kaiser. Alles

spricht für sie, — auch der Himmel, welcher noch rechtzeitig sein Veto gegen diesen Justizmord eingelegt. — Das schändliche Weib, das so großes Unheil gestiftet, soll strengstens bestraft werden.

Gott bewahre uns vor einem vorschnellen Urtheil, sagte der Jesuit, man kann die Weber nicht eher in Freiheit setzen, bevor man nicht die Mutter des Henkers als falsche Anklägerin überwiesen hat und kann es leicht der böse Feind gewesen sein, der aus ihrem Munde gesprochen. Wohl ihr, jener Weber, wenn man durch die Wiederaufnahme des Prozesses den Beweis ihrer Unschuld zu liefern im Stande ist, wohl ihnen, jenen Richtern, wenn es ihnen gelingt, die Wahrheit zu ergründen; bauen wir auf den allgerechten Gott, denn sein heiliger Wille ist es, der sich in diesen großen, wundersamen Dingen manifestirt. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich Euer Majestät ehrfurchtsvoll melden kann, daß die Weber rein vor Gott und der Welt dasteht, als strahlende Tugend, welche wie das Gold im scharfen Wasser die Prüfung wohl bestanden. Wenn aber trotz unserer guten Hoffnung und Zuversicht die Weber schuldig befunden werden sollte, wenn es sich bestätigt, daß sie frevelhaft das heilige Kruzifix zerschmettert, wenn es sich bestätigt, daß sie dem Teufel wirklich sich ergeben habe, und dies entsetzliche Unglück der Pest mitverschulde — dann, Euer Majestät, ist sie bereits gerichtet, ehe noch ihr Haupt auf dem Schaffote gefallen.

Der Kaiser antwortete den Jesuiten nicht, sondern sprach mit seiner Mutter und seiner Schwägerin, welche wieder ihr weltliches Kleid mit einem geistlichen vertauscht hatte. Karl VI. sprach sich mit Bitterkeit darüber aus, daß die Edelsten des Reiches, fast alle seine geheimen Räthe und Kämmerer, sich vom Hofe entfernt hatten.

Da hatte Pater Ascalo die Kühnheit, sich in das Gespräch zu mischen und deklamirte:

Einsam bist Du, o Herr, in Deinem stolzen Palaste: Wenn Du Deine goldenen Säle durchschreitest, da begleitet Dich allein der Hall, denn die Großen und Mächtigen, so vor Dir, o Herr, heuchlerisch gekrochen, flogen feige hinweg, weil der Würgengel der Pest Dein Haus in ein Leichenfeld eingeschlossen. Du, o kaiserlicher Herr und die kaiserlichen Frauen sollen aber nicht die Getreuesten vermissen, die Leibwache Deiner glorreichen Vorfahren in der

schweren Zeit der Noth und Prüfung. Nein, Du bist nicht einsam, o Herr! Die Gebete der frommen Frauen rufen die Engel Gottes herbei, die Jesuiten schaaren sich um Dich, ein fester Wall gegen den Trug und die Bosheit der Hölle und gegen den Verrath der Ketzer. Ich verkünde Dir eine himmlische Botschaft, o Herr: Die Pestilenz darf Dir und Deinen Frauen nicht schaden, so ist es der Wille des Ewigen, der Deinen Thron richtet, damit er für ewige Zeiten wäre, ein festes Bollwerk des Glaubens, unbezwinglich und unerschütterlich durch Gott und durch das Gebet seiner Diener und Knechte.

Gelobt sei der Herr! rief die Kaiserin-Mutter, denn was Ascalo prophezeit, das geht in Erfüllung, o, es hat sich an mir erprobt. — O, Ihr frommen Väter, verlaßt uns ferner nicht in diesen schrecklichen Tagen.

Nimmer, nimmer! antwortete der Jesuit, seine Hand zum Schwur erhebend. — Gott erhört mein Flehen, Gott erhört uns Alle....

Kaiser Karl stand schweigsam da. Die Macht des Augenblickes hatte ihn überwältigt. Er war verzagt, bestürzt und kleinmüthig, er war ein wankender Felsen im Meere; es fehlte ihm die Kraft, diesem einzigen Jesuiten zu widerstehen, dem Wundermann, der die Kaiserin-Mutter aus den Banden des bösen Feindes gerettet.

Wohl fühlte sich sein Herz erleichtert, als er den Ascalo nicht mehr vor sich sah; aber er konnte sich nicht selbst wiederfinden.

Er hatte die Frauen verlassen, um die Reste seiner Hofstäbe um sich zu versammeln und ihnen Anordnungen zu ertheilen.

Alle diejenigen Herren, welche er um sich sah, glänzten durch ihren Eifer und ihre Ergebenheit für die Kirche, und der enge kaiserliche Rath sprach sich dahin aus, daß man zur Abwendung der Pestilenz jene Wege sorgsam verfolgen müsse, welche die Kaiserin-Mutter mit großem Nutzen gewandelt.

Es wurden Prozessionen angeordnet, und diese auch schon in den nächsten Tagen in Vollzug gesetzt.

Wohl ging der Kaiser nicht barfuß und mit Asche bestreutem Haupte nach Hernals hinaus, aber er wandelte zu Fuße im schlichten Kleide, selbst ohne Allonge-Perrücke und in der Hand den Rosen-

kranz, nach den geweihten Christus- und Marien-Säulen in der Stadt, gefolgt von seinem Hofstaat und umringt von den Jesuiten.

Ja, die Jesuiten waren wieder zu Macht und Ansehen gelangt, obwohl sie es unterließen, bei diesen Prozessionen sich auf hohem Rosse zu zeigen.

Sorgsam vermieden sie jedes exzentrische Wesen, denn sie kannten Kaiser Karl gar gut, welcher, wenn auch leicht zu gewinnen — doch schwer zu halten war.

Der Kaiser ließ sich die Gesellschaft der Jesuiten wieder gefallen, sie waren in der Hofburg in größerer Anzahl zu finden, als in ihren Klöstern, und was sie anordneten, daß wurde von Karl VI. auch gebilligt, aber sie hüteten sich wohl, Dinge zu verlangen, welche den Unwillen des Kaisers erregt haben würden.

Sie begnügten sich mit der Vorschreibung von Bußübungen, mit Anordnungen bezüglich der Kontumaz, der Pflege der Pestkranken und Beerdigung der Todten.

Es wurde außerdem im Namen des Kaisers dem Volke durch Publikation eingeschärft, Alles zu unterlassen, was dem Himmel mißfällig werden könnte, und es Allen zur Pflicht gemacht, Jeden bei Gericht anzuzeigen, welcher sich gottloser Aeußerungen schuldig mache.

Das mußte der Kaiser bewilligen, da dies seine Mutter dringend wünschte und da alle seine Räthe sich für die Nothwendigkeit solcher Maßregeln erklärten, denn die Pest forderte tagtäglich eine größere Anzahl von Opfern.

In diese Tage fällt es, daß Karl VI. vor der Pestsäule am Graben das feierliche Gelübde ablegte, zur Verehrung des Namens- und Schutzpatrones Karolus Boromäus, eine Basilika zu bauen nach Art der Peterskirche in Rom, und bat dabei Gott, dieses Opfer gnädig aufzunehmen und sich seines Hauses und Volkes zu erbarmen.

Den Amtsleuten, welche sich von Wien nach ihren Gütern entfernt hatten, wurde der Wunsch des Kaisers bekannt gegeben, sich wieder in Wien einzufinden und ihren Obliegenheiten nachzukommen.

Das Beispiel des Kaisers bestimmte auch viele hohe Würdenträger, wieder nach Wien zurückzukehren.

Die Jesuiten, für ihr eigenes Leben zitternd, weigerten sich

nicht, Aerzte zusammen zu rufen, und unter ihrem Vorsitz eine eigene Sanitäts-Kommission aus denselben zu bilden.

Es war den hochwürdigen Herren überaus viel daran gelegen, daß die Prophezeiung des Pater Ascalo — daß der Kaiser und die kaiserlichen Frauen von der Pest nichts zu fürchten haben — in Erfüllung gehe.

Sie überließen es nicht Gott allein, das Kaiserhaus zu schützen, sondern sie drangen darauf, daß die kaiserliche Burg gesperrt und wohl bewacht werde.

Es wurde auch eine Hof-Pestilenzordnung erlassen, mit welcher Folgendes anbefohlen wurde:

Die Sanitätsdirektion hat täglich Erkundigungen einzuziehen, wohin Seine Majestät denselben Tag sich zu begeben gedenke, damit die Straßen, durch welche er ziehe, frei von allen Krankensesseln und Pestwagen gehalten werden.

Hofkavaliere dürfen nur mit einem Pagen und einem Bedienten bei Hof erscheinen.

Kavaliere, welche nicht zum Herrenstande oder Hofdienste gehören, dürfen nicht in den innern Hof der Burg fahren, sondern müssen ihre Wagen auf dem äußern Burgplatz zurücklassen.

Hofpersonen, welche in verdächtigen Häusern ihre Wohnungen haben, dürfen sich unter keinem Vorwand der Burg nähern.

Die Aerzte haben daher, wenn in einem Hause die Zeichen der ansteckenden Seuchen wahrgenommen werden, sogleich Erkundigungen einzuziehen, ob in demselben Hofpersonen wohnen, damit bei Zeiten die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden können.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Marie Weber.

Ascalo hatte Wort gehalten.

Die Bucqoi-Reiter waren, mit dem Säbel in der Faust, in die Schranne eingezogen, und hatten vor der Gefängnißkapelle gelobt, den Ritter von Palm als ihren Kommandanten anzuerkennen und die im Gefängnißhause befindlichen Arrestanten getreulich zu überwachen.

Außerdem hatten die Offiziere, welche die Bucqoi-Reiter in die Schranne eingeführt sich mit ihrem Ehrenworte verbürgt, unter keinem Vorwand die Weber entfliehen zu lassen, um das weitere Schicksal derselben der k. k. Majestät anheim zu stellen.

Walderskirchen und Fuchs hatten in Alles eingewilligt, was man von ihnen verlangte, damit endlich die Weber ihnen überliefert werde.

Noch wußten sie nicht, ob Marie von Dillingen noch am Leben sei, und waren auf das Schlimmste gefaßt.

Fuchs verlangte auch von Palm und dem Hof- und Gerichtskommissär Pater Ascalo, daß die Beiden bei der Uebergabe der Gefangenen anwesend seien, und er sagte auch zu Walderskirchen:

Gott gnade ihnen, wenn sie uns überlisten wollen, ich haue diese Verräther in Stücke!

Aber diese finsteren Ahnungen gingen nicht in Erfüllung.

In der großen Gefängnißhalle wurden im Beisein des Kommandanten Palm und Ascalo die Gefangenen von den Schergen und Rumorknechten vor die Bucqoi-Reiter geführt, ihre Namen genannt und die Ursache ihrer Gefangenschaft ihnen bekannt gegeben.

Noch war die Weber nicht da, und schon konnte der heißblütige Fuchs einen leidenschaftlichen Ausbruch kaum mehr zurückhalten, als er endlich die Weber sah.

Noch war sie in der Toilette einer armen Sünderin.

Sie schleppte eine schwere eiserne Kette nach sich, und ihre Hände waren gleichfalls mit einer Kette belastet. Ihr Antlitz war todtenblaß, — sie war sichtlich sehr ergriffen und konnte nur mit Mühe sich aufrecht erhalten.

Obwohl sie den Grafen Walderskirchen sah und dieser ihr einen frohen Blick zuwarf, so zeigte sich in ihren Zügen keine Veränderung; Schrecken und Entsetzen schienen alles Gefühl in ihr getödtet zu haben.

Sie nahm es ohne jede Regung hin, als Ascalo zu dem Grafen Walderskirchen sagte:

Und schließlich übernehmt noch die Marie Weber in Eure Obhut und Wache. Sie wurde wegen Zerbrechen des heiligen Kruzifixes, wegen Zauberei und wegen ihrer Buhlerei mit dem bösen Feinde zum Tode verurtheilt und ihre Exekution nur wegen

Ermanglung eines Nachrichters verschoben. Ich sage Dir, Weber, es sind nicht Deine Feinde, welche Deinen Leib tödten wollen, um Deine Seele zu retten; benütze Deine Gnadenfrist, um den Himmel mit Dir zu versöhnen, ich will in Dir keine trügerischen Hoffnungen erwecken, und kann Dich nur der ewigen Gnade anempfehlen. — Die Gegenwart ist trügerisch, die Zukunft ungewiß und nur die Ewigkeit wahr. — Gottes Wille geschehe.

Und der Wille Seiner Majestät des Kaisers! setzte Graf Fuchs mit lauter Stimme hinzu. Der Himmel verleihe Dir Kraft und freudige Zuversicht, denn wenn Du gerecht bist, wird Dich Gott und der Kaiser nicht verlassen.

Marie blickte nun auf, aber ihr Blick war der einer Wahnsinnigen.

Sie sah ängstlich und verwirrt um sich, ihre Muskeln zuckten; sie öffnete den Mund, aber kein Laut kam über ihre Zunge.

Und wieder senkte sie ihr Haupt, vor sich auf den Boden hinstarrend.

Die Leuchte ihres Geistes, die noch vor Kurzem hell aufbrannte, schien völlig erloschen zu sein.

Auf einen Wink des Grafen Walderskirchen traten Bucqoi-Reiter an ihre Seite, und führten sie, dem Schließer folgend, nach dem Gefängnisse zurück.

Graf Fuchs weinte aus Schmerz und Grimm, und als die Weber seinen Blicken entschwunden war, so schrie er dem Ascalo zu:

Was habt Ihr aus Marie von Dillingen gemacht! Gott wird mit Euch zu Gerichte gehen!

Vergesset nicht, sagte Ascalo, daß es eine Malefizperson ist, über deren Aussehen Ihr Euch entsetzt; wer wie diese Unglückliche schon dem Tode in's Antlitz gesehen hat, der hat auch sein Glück für das Irdische verloren. Ihr droht mir mit Gottes Gericht, — ich drohe Euch nicht. Einer von uns Beiden ist der Verblendete! Es wird sich beweisen, wer es von uns Beiden ist.

Halten wir Friede, meine Herren, setzte er hierauf mit sanfter Stimme hinzu, es ist nichts Ungewöhnliches, daß zwei Menschen verschiedener Meinung sind — klagen wir uns nicht gegenseitig an. — Wenn der Weber Unrecht geschehen sein sollte, so trage ich wahrlich nicht die Schuld dieses Unrechtes, ich habe die Weber

nicht zum Tode verurtheilt, und auch auf ihre Verurtheilung — Gott sei mein Zeuge — keinen Einfluß genommen; was ich gethan habe, war, die Wogen der Empörung zu besänftigen, Friede und Eintracht wieder herzustellen und die zerschmetternde Wucht des Unglückes von den Häuptern der edelsten Söhne des Reiches und tapferen Soldaten abzuwenden — das halte ich für kein Verbrechen. — Wir leben in schwerer Zeit, wo der Tod in jedem Winkel lauert, und auch die Muthigsten mit eisenumschnürter Brust sicher zu treffen weiß. — Ihr wollt darüber die Welt in Aufruhr setzen, weil Ihr wähnt, daß der Weber zu hart geschehen sei. Wollt ihr auch dem Himmel den Prozeß machen, weil er Tausende und aber Tausende ohne jedes Urtheil dem schrecklichsten Tode überantwortet? — Wer vermag das Geheimniß der Ewigkeit zu ergründen, die Wege der Vorsehung und die Weisheit des Weltenlenkers? — Es gibt für uns nur ein Heil, nur einen Trost und eine Zuversicht, ich spreche ihn aus, den süßen Namen unseres Herrn Jesus Christus! — sonst habe ich nichts zu sagen.

Aber ich muß noch ein Wort mit Euch sprechen, sagte Palm. Ich habe Alles gethan, um Euch zu beweisen, daß ich einen noblen Charakter habe, und daß ich einen großen Werth darauf lege, von meinen Kameraden als Kamerad anerkannt und geschätzt zu werden; Graf Bucqoi hat meine edle Abkunft verdächtigt, und suchte mich mit Euch zu entzweien, aber er soll es erfahren, daß mir seine Verleumdungen gar nichts geschadet haben. Ich bin ein großmüthiger, frommer und tapferer Edelmann, ich bin ein allezeit fertiger Streiter für Gott und den Kaiser, und da Gott sich in der Kirche, und die Kirche sich in ihren Priestern verkörpert, so habe ich auch, ohne lange darüber nachzugrübeln, den Rath des hochwürdigen Herrn Pater Ascalo beherzigt, und Euch Alle pardonirt.

Ich werde Euch auch nicht bei Seiner Majestät dem Kaiser verklagen, und hoffe, in Euch getreue und christliche Waffengefährten, freundliche, aufrichtige Zelt- und Tafelgenossen gefunden zu haben — nur fordere ich von nun an Gehorsam und Subordination, und ich schwöre Euch zu, so wahr ich Ritter von Palm bin, auf Euch wohl zu sehen, damit Ihr gutes Traktement erhaltet und in nichts verkürzt werdet, und daß es so gekommen ist, deßhalb sollt Ihr Euch bei dem hochwürdigen Herrn bedanken.

Palm's Rede wurde von Walderskirchen und Fuchs sowohl, als auch deren Leuten, mit tiefem Schweigen aufgenommen. Dies mochte wohl den Kommandanten frappiren, er sah die Soldaten erstaunt an und richtete an sie die Frage:

He, Kameraden, warum antwortet Ihr mir nicht?

Eure Rede war so wohl gesetzt, daß sich darauf gar nichts erwiedern läßt, antwortete ihm Walderskirchen.

Wer schweigt gibt zu, sagte Ascalo, doch wozu weiterer Worte, denn das Wort ist gründlich erschöpft. Jeder hat geziemlich gesprochen, sein Recht und seinen Charakter gewahrt. Euer gegebenes Ehrenwort ist vollwichtig in die Wagschale gefallen und es wird gelten, so lange es noch ehrenhafte Männer, so lange es Offiziere und Kavaliere gibt, denn die Herren stehen und fallen mit ihrer Ehre.

Ascalo lud mit einem freundlichen Wink den Kommandanten Palm ein, sich mit ihm zu entfernen; dieser nickte ihm auch freundlich lächelnd zu, und verließ hierauf mit ihm die Gerichtshalle und das Schrannengefängniß.

Auf dem hohen Markte standen in einer Kolonne die Kroaten und ihnen gegenüber das Gros der Bucqoi-Kürassiere, beide hatten die Waffen in Händen und schienen mit Ungeduld auf das Zeichen zu warten, um auf einander loszustürzen.

Major Baron Feldheim befand sich dort bei der Truppe, er war kein Freund von extremen Schritten, und obwohl er mit allen jenen Vorgängen sich als völlig einverstanden erklärte, so hielt er sich bei jeder Demonstration derselben so viel wie möglich ferne; mit größtem Vergnügen hörte er, daß Palm die Stipulationen des Pater Ascalo angenommen, und daß die Zwistigkeiten völlig ausgeglichen seien.

Als Palm nun mit dem Jesuiten auf dem Platz erschien und umgeben von Offizieren zwischen die beiden Soldatenlinien trat, da gab der Major den Spielleuten einen Wink, worauf diese in die Trompeten stießen und die Kesselpauken rührten.

Das gefiel dem Ritter von Palm überaus wohl.

Nachdem er sein Pferd bestiegen hatte, ritt er auf Feldheim zu, welcher den Degen vor ihm senkte und rief:

O Bruder und Kriegskamerad! Ich bin mit Dir völlig ausgesöhnt und würde Dir sogar die Hand reichen, wenn nicht die

Pestilenzvorschriften es verbieten würden. Indem ich mit dieser Stunde den Oberbefehl der tapferen Kürassiere übernehme, so erlasse ich die erste Ordre, daß jedem von Euren Leuten eine gute Maß Wein auf meine Kosten zu verabreichen sei, damit sie Seine Heiligkeit den Papst, den Oberherrn aller christlichen Herrschaften, Seine Majestät den Kaiser und auch den Stadtkommandanten Ritter von Palm hoch leben lassen.

Auf diesen Ruf wurde neuerlich ein Tusch ausgebracht und ein kärgliches „Vivat" erscholl.

Die Bucqoi-Reiter waren nicht dazu aufgelegt, den neuen Kommandanten — dem sie erst vor Kurzem auf das Anrathen ihrer Offiziere abgesagt hatten — hoch leben zu lassen.

Nun erhob Ascalo seine Stimme und rief:

Vergeßt in der Erfreulichkeit Eueres Herzens nicht auf Gott, Eueren obersten Herrn, damit die Eintracht feste Wurzel fasse und der Sieg Eueren Fahnen treu bleibe! — Vergeßt nicht auf Gott, damit er Euch in diesen schweren Zeiten gegen die Macht der Hölle und dem verheerenden Pestübel in seinen allergnädigsten Schutz nehme. Betet, betet!

Palm kommandirte zum Gebete, und seinem Kommando wurde Gehorsam geleistet.

Aber kaum war man mit dem Gebet zu Ende, so begab sich eine Reiter-Deputation zu Palm, welche von ihm im Namen Aller verlangte, aus der Stadt hinaus verlegt zu werden.

Davon wollte Palm nichts hören, indem er versicherte, daß bei der geringen Armada in Wien durch den Abzug der Reiter der Stadt- und Festungsdienst Sr. Majestät leiden würde.

Aber da nahm Ascalo von Neuem das Wort und sagte:

Laßt sie nur fort, kein Feind lauert in der Nähe und gegen die Pestilenz kann man nur dadurch am besten wirken, indem man ihr aus dem Wege geht.

Da sagte Palm: Nun, wie Gott will! ich will Eurer Bitte willfahren, Ihr könnt von hier abziehen und auf dem Spitz Euer Quartier nehmen.

Sagt es auch Euren Kameraden in der Schranne! rief Pater Ascalo, wer von ihnen mit Euch gehen will, der soll nicht daran gehindert werden.

Da eilte ein Reiterhaufe nach dem Gerichtshause, rief die dort befindlichen Bucqoi-Reiter heraus und gab ihnen bekannt, daß sie mit ihnen aus Wien abziehen könnten.

Unter diesen gab es auch gar Viele, welche aus Furcht vor der Pestilenz die größte Sehnsucht darnach trugen, aus der Seuchenstadt wegzukommen.

Sie gaben den beiden Rittmeistern Walderskirchen und Fuchs bekannt, daß sie mit ihren Kameraden abziehen werden.

Bestürzt sah Walderskirchen Fuchs an, und dieser rief vor Wuth und Ingrimm:

Ein Hundsfott verläßt seinen Hauptmann in seiner Noth! Man will Euch fortschicken, damit sich die Bösewichter der Weber wieder bemächtigen können, nach deren unschuldigem Blute sie dürsten! Laßt Euch nicht von uns weglocken, sondern haltet treu bei uns aus bis zur Rückkunft des Kaisers, — dafür sollt Ihr auch gutes Traktement erhalten.

Da rief ein Wachtmeister:

Wir halten es mit unsern Hauptleuten als unseren besten Kameraden, wir stehen überall in Gottes Hand und die List der Menschen ist weit mehr zu fürchten, als die Pestilenz.

Die Hauptleute schüttelten dem Wachtmeister die Hand, und schon streckten sich viele andere Hände nach ihnen aus um das Bündniß der Waffenbruderschaft neu zu besiegeln!

Aber dennoch lichteten sich die Schaaren der Bucqoi-Reiter in der Schranne, und die Hauptleute vernahmen gar bald, daß sich ihrer dreißig heimlich davon gemacht haben.

An dem darauffolgenden Morgen hielt der Pestwagen vor der Schranne.

Die Kontumazknechte, mit einer Tragbahre versehen, gingen, von dem Rottmeister der Rumorwache geführt, durch die Gänge nach dem niederen Trakt, um einen Todten aus einem Gefängnisse fortzuschaffen.

Als dies die Bucqoi-Reiter sahen, da geriethen sie in große Aufregung. Ohne sich um ihre Hauptleute zu kümmern, eilten sie zu ihren Pferden in den Hof und führten diese zum Hause hinaus. Ihr panischer Schrecken ließ sich nicht durch die Vorstellung ihrer herbeigeeilten Führer beschwichtigen.

Nur ein kleines Häuflein bewahrte ihre Treue und Herzhaftigkeit.

Die beiden Hauptleute Walderskirchen und Fuchs konnten es nicht verhindern, daß sie Alle bis auf acht Mann abzogen.

Die Früchte unseres Sieges sind uns schnell verloren gegangen, sagte Graf Walderskirchen, wir werden uns schwer behaupten können, wenn man von Neuem gegen die Weber etwas Feindseliges unternimmt, wir haben viel gewagt und Alles war vergebens. Hätten wir doch nur nicht unser Ehrenwort gegeben, die Weber in Haft zu halten.

Was soll diese Jeremiade, sagte Graf Fuchs, mit unseren Leuten halte ich das Nest durch volle zwanzig Stunden, ich zweifle daran, daß man uns zum Aeußersten treiben wird.

Wozu diese Kämpfe, wozu dieser verwegene Trotz? — Wäre es nicht geschehen, was da geschehen ist, heute wahrlich würde ich nicht mehr so auftreten; wir haben uns um ein Häufchen Staub geschlagen, um die verwelkten Reste einer gebrochenen Blume. — Nun wohl ihr, wenn sie nicht mehr zu Verstand kommt, sie wird sich wenigstens nicht darüber grämen, wenn unsere Köpfe springen sollten. — Doch da kommt der Arzt, wir werden nun hören, wie es mit der Weber steht.

Der Arzt, welcher zugleich Oberfeldscheer des Regimentes Bucqoi war und welchem man es aufgetragen, die Weber zu besuchen, und geeignete Mittel zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit anzurathen, kam nun aus dem Kerker derselben, grüßte die Herren und wollte an ihnen vorüberschreiten.

Nun, wie steht's mit der Weber? rief im Fuchs nach.

O, vorzüglich, Herr Rittmeister! antwortete der Arzt; sie macht mir wenig zu schaffen — sie schläft, schläft immer und immer. Ich will sie nicht wecken, um ihr nicht schädlich zu werden, denn der Schlaf ist eine wunderbare Arznei, die immer hilft, — sei es zum Leben oder zum Sterben.

Ihr könnt nicht fortgehen, sagte Walderskirchen zu dem Arzte, Ihr müßt warten, bis die Schläferin erwacht, sie ist sehr krank, an Geist und an Körper, und wir müssen es wissen, was wir zu fürchten oder was wir zu hoffen haben.

Nun, das Werk ist noch im guten Gange, sagte der Feldscheer,

ihr Puls geht wie ein Glöckchen in gutem Schwunge, vielleicht einige Schläge zu schnell, aber es stimmt noch gut, und wenn der Perpendikel in Ordnung ist, da wird der Fehler nicht so groß sein, als daß er sich nicht repariren ließe. Uebrigens weisen ihre Lineamente in der Hand und an der Stirne auf ein langes glückseliges Alter hin, darauf sehe ich immer zuerst, wenn ich zu einem Kranken gerufen werde.

Eure Prophezeiung wird wohl zu Schanden werden, sagte Walderskirchen, denn es ist eine arme Sünderin, von der Ihr sprecht, und wenn ihr Urtheil nicht widerrufen wird, dann wird sie ihr Leben schnell beschließen.

Das ist gar nicht zu fürchten, entgegnete der Arzt, ich glaube der Chiromantie mehr als jedem Gerichte; wenn die junge Frau auf dem Schaffote sterben müßte, würde dies gleichfalls aus ihren Lineamenten zu lesen sein; der schaden keine Metalle und Elemente.

Der Arzt ging.

Lassen wir den Dummkopf seiner Wege gehen, sagte Graf Fuchs ärgerlich, von dem werden wir sicher nicht über die Krankheit der Weber richtige Aufschlüsse erhalten, ich will selbst nachsehen, wie es mit ihr steht.

Marie von Dillingen befand sich damals nicht mehr im unterirdischen Gefängnisse, sondern in der Wohnung des Beschließers und Kerkermeisters.

Die Offiziere hatten ihr die Fesseln abnehmen und sie in eine geräumige und luftige Stube bringen lassen.

Der alte Kerkermeister wurde ausquartirt, er gehorchte auch gerne, denn er war es gewohnt, stets Denjenigen Gehorsam zu leisten, welche ihm zu befehlen hatten, und zeigte sich auch mitleidsvoll gegen die Unglückliche, denn er suchte sein schönstes Linnenzeug hervor, um dasselbe über sein Lager zu breiten, da nun die Weber auf demselben ruhen sollte.

Die Offiziere hatten sie gebeten, sich zu fassen und ihr zugesichert, daß ihrem Leben keine Gefahr mehr drohe und daß sie recht bald mit ihrem Vater und ihrem Hugo vereinigt sein werde.

Nichts machte auf sie einen Eindruck, als der Name ihres Kindes; er war das Zauberwort, welches die von Schrecken gebun-

denen Gefühle endlich löste, und während ihr die Thränen über die Wangen hinabfielen, so klagte sie schmerzlich:

O, mein Kind, mein Kind!

Endlich horchte sie auch auf den Trost, welcher aus dem Munde ihrer Freunde und Schützer kam, aber sie blieb verzagt, kleinmüthig, und die geheuchelte Zuversicht der Offiziere konnte ihr Gemüth nicht aufrichten; ja, es hatten sich bei ihr sogar heftige Konvulsionen eingestellt, welche ihren Beschützern die größten Besorgnisse einflößten.

Sie sendeten nach dem Arzt.

Ehe dieser jedoch kam, war sie ruhiger geworden und aus Erschöpfung in Schlaf verfallen.

Als Graf Fuchs sich in ihre wohlbewachte Stube einschlich, um sich zu überzeugen, wie es mit ihr stünde, da schlief sie in der That noch immer.

Er lauschte auf ihre Athemzüge und rief sie bei ihrem Namen, als er ihr anmerkte, daß sie von ängstlichen Träumen gequält werde.

Sie zuckte auf's Aengstlichste zusammen, und während sie die Augen weit öffnete, stammelte sie entsetzensvoll:

Der schwarze Mann! Der Henker, der Henker!

O, der schadet der Marie von Dillingen nicht mehr, entgegnete ihr Graf Fuchs, man hat die beiden Wichte getödtet, den schwarzen Henker sowohl als den rothen.

Da besänftigte sich Marien's furchtbare Aufregung und sie sprachen dann von ihrem Kinde; ihre Rede bewies, daß sie zu klarem Bewußtsein gelangt war, denn sie sagte:

Ich bitte Euch, sorgt für das Kind besser, als man für mich gesorgt hat, und bringt es ja nicht hieher; Euere Hoffnungen könnten sich nicht erfüllen und das Kind müßte mit der Mutter zugleich sterben.

Marie Weber, sei guten Muthes, entgegnete Rittmeister Fuchs, wir haben es mit Gottes Hilfe erlangt, daß Dich Niemand ferner bedrohen kann. An den Kaiser wurde ein Kourier abgesendet, um es ihm mitzutheilen, wie man während seiner Abwesenheit höchst widerrechtlich und grausam mit Dir vorging. Der Kourier wird mit guten Nachrichten kommen, und bis dahin halten wir mit wackeren Leuten dieses Haus besetzt und werden keiner Gewalt weichen.

Stürzt Euch nicht in Gefahr wegen mir, sagte die Weber mit matter Stimme, ich habe mit meinem Leben schon abgeschlossen und der Tod wird mir willkommen sein, der alle meine Leiden und Kümmernisse zu Ende bringt; — o, ich möchte schon schlafen, immer und immer — und mein Hugo wird leben.

Wieder schlossen sich Marien's Augen, und sie verfiel von Neuem in ihre Schlafsucht.

Fuchs störte sie nicht, — er kehrte zu seinem Kameraden zurück und sagte zu ihm:

Der Wahnsinn ist von ihr glücklich gewichen. Ich hoffe, sie wird gesund.

Graf Walderskirchen, welcher am Fenster stand, hörte mit Freude diese Nachricht und sagte zu Fuchs:

Es zeigen sich draußen keine verdächtigen Bewegungen, hoffen wir, daß der Kourier bald zurückkehre.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der Henker.

Die alte Kittler hatte getreulich ihren verwundeten Sohn gepflegt. Aber ihre Pflege wollte nicht gedeihen, Voigt litt die heftigsten Schmerzen, welche ihn zur Raserei brachten, dann warf er sich aus dem Bette, wälzte sich auf dem Boden und begann in seiner Tobsucht mit schäumendem Munde die fürchterlichsten Flüche auszustoßen.

Die Alte dagegen rief alle Heiligen an und schrie dabei noch lauter als Voigt, damit Gott seine Flüche und Verwünschungen nicht höre.

Wie so oft zündete sie die geweihte Wachskerze an und wollte sie ihrem Sohne in die Hand drücken, denn sie glaubte dann immer, daß schon sein Stündlein gekommen sei; aber der Henker warf dann die Kerze von sich, oder schlug gar mit derselben auf seine Mutter los.

Die Lebenskraft von diesem Manne wollte nicht versiegen; wenn auch seine letzten Stunden nahe waren und er kein Glied mehr rühren konnte, so rollten noch immer seine Augen gar furchtbar, während sich sein Gesicht zur scheußlichsten Fratze verzog.

Das konnte die Mutter nicht ansehen, sie lief nach Hernals hinaus, um dort den Schächer Barnabas anzurufen, damit er durch seine Fürsprache bei Jesus Christus ihren Sohn endlich von seinen Leiden erlöse und ihn in das ewige Leben einführe.

Das galt als das untrüglichste Mittel, wenn ein Sterbender allzulange im Todeskampfe lag.

Dort fand sie die Kaiserin Mutter, welcher sie reumüthig ihre Unthat gestand.

Dieses Bekenntniß war für sie verhängnißvoll geworden.

Kaum war sie vom Kalvarienberge herabgestiegen, so wurde sie festgenommen und zu dem Ortsgerichte geführt, dort im Beisein von Jesuiten verhört und in Ketten geschlagen.

Die Ergreifung dieser Person war ein köstlicher Fang für den Orden der Gesellschaft Jesu.

Die hochwürdigen Herren hörten es überall, daß die Prozesse gegen die Kreuzbrecherinnen ihr schändliches Werk seien, damit es ihnen durch Schrecken und Entsetzen gelinge, ihre gesunkene Herrschaft von Neuem aufzurichten.

Der schweigsame Mund jedes unschuldigen Kindes klagte sie an.

Jetzt aber können sie es beweisen, daß einer dieser Prozesse, und zwar der wichtigste von allen, ohne ihr Zuthun anhängig gemacht worden war, und es erfüllte sie mit unendlicher Wonne, vor dem Kaiser und der Welt es darthun zu können, daß sie schuldlose Lämmer seien, welche die gottlose Verleumdung für reißende Wölfe ausgebe.

Die Kittler kam nicht mehr zu ihrem Sohne nach Hause.

Der aber war nun völlig ruhig geworden. Seine Augen blieben zwar offen, aber sie bewegten sich nicht mehr.

Als die Hausgenossen der Kittler dies sahen, da rief eine Alte, welche jenem Weibe zur Pilgerfahrt nach dem Kalvarienberge gerathen:

Gelobt sei Jesus Christus! Barnabas hat ihn erlöst!

In dem Hause nebenan, in welchem sich nur Lustdirnen aufhielten, da wüthete die Pest mit verheerendem Grimme. Die Kontumazknechte schafften in einem Tage aus demselben sechs Todte hinaus und warfen sie auf den Wagen; da wurden ihnen aus einem Fenster des Nepomukhauses die Worte zugerufen: Habt Ihr

noch Platz für Einen, so kommt hieher, ein todter Mann liegt in der Stube der Kittler!

Die Kontumazknechte hatten noch Platz für Einen auf ihrem Wagen, sie holten den Voigt, warfen ihn auf die Leichen der Dirnen und fort ging es dann nach dem Gottesacker von Klein-Zell, hinter dem Kloster der Schwarzspanier, gegen den Alserbach gelegen, wo sie in den beiden großen Schachten, die man daselbst für die Opfer der Pestilenz geöffnet hatte, zu andern Todten abgeladen wurden.

Dies geschah auf dem eigentlichen Zeller Friedhofe nicht, sondern hinter demselben, an den abgeschlossenen Begräbnißraum für die Raizen und Lutheraner angrenzend, denn nach der Kapelle im Zeller Friedhofe wallfahrte täglich, selbst im frostigsten Winter, in Sturm und im Regen, die fromme Kaiserin-Mutter, und es durfte daher dieser Platz, welcher damals der Haupt-Friedhof von Wien war, nicht zur Beerdigung der Pestleichen verwendet werden.

Während überall in Wien die größte Niedergeschlagenheit herrschte, und Tausende im Gebete allein ihre Zuflucht suchten und man allenthalben die Trauergestalten von verwaisten, hungernden Kindern sah, welche ihre Ernährer verloren hatten, wurden hier bei den Pestgruben von den Kontumazknechten und Begräbnißleuten die abscheulichsten Orgien gefeiert; ganze Fässer von Wein und Branntwein waren da, die unaufhörlich flossen; es wurde gejohlt und gesungen, es wurde gefiedelt und getanzt; trunkene Männer, trunkene Weiber, die Zuchthäusler und Zuchthäuslerinnen und anderes Gefängnißgesindel, welches gewaltsam zu dem Schaudergeschäfte der Beerdigung der Pestleichen gepreßt und mit geistigen Getränken wohl versorgt worden war, damit es nicht entlaufe, wetteiferten mit einander, um es zu beweisen, daß das Vernunftwesen tief unter das Thier herabsinken könne.

In ihrer Trunkenheit reizten sie sich zur Unzucht; sie fingen Kinder auf, welche jammernd dem Leichenwagen nachliefen, auf dem man ihre Mutter als Opfer der Pestilenz fortbrachte, und fanden ihre Wollust daran, diese bis auf das Blut zu mißhandeln, zu zerfleischen und dann in die Pestgruben hinabzustoßen. In ihrer Sinnlosigkeit warfen sie sich auf die mit Pestbeulen bedeckten Todten und trieben mit ihnen grauenhafte Schwänke.

Als sie unter den Leichen auch den Scharfrichter fanden und erkannten, da rief eine Zuchthäuslerin:

Das ist ja unser allerliebster Voigt, der längst auf uns gespitzt hat! Den lassen wir nicht mehr aus, ohne ihm einen Rausch anzuzechen! Das wird ihm gut thun, dem Meister Kopfab!

Und es that ihm auch gut.

Denn als man seine Leiche unter den Zapfen eines Branntweinfasses brachte und das Feuerwasser ihm über Gesicht und Mund rann, da rührte sie sich und streckte den linken Fuß in die Höhe.

Das gab ein schallendes Gelächter.

Und als er nun auch den Kopf wendete und mit Händen und Füßen um sich schlug, da schrieen sie:

Der Meister Kopfab will tanzen, wo ist denn der Fiedler, damit er ihm aufspiele?

Die Dirnen suchten ihn nun aufzurichten, zerrten ihn umher, schrieen ihm die Ohren voll und brachten ihn auch dazu, daß er aufgerichtet mit ihnen hin- und herschwankte — dann aber ließen sie ihn wieder niederfallen, denn das Ave Maria wurde bei den Schwarzspaniern geläutet und sie waren es gewohnt, auf dieses Zeichen zu horchen und ihr Gebet zu verrichten.

Der Henker war von dem Starrkrampfe befreit, welcher ihn ergriffen hatte, aber er war so elend und schwach, daß er nur mit Mühe sich auf dem Boden weiterschieben und aufsetzen konnte. Auf das Branntweinfaß gelehnt, saß er nun da, allmälig ein klares Bewußtsein erlangend.

Da kamen Lazarethknechte mit einem Karren, begleitet von Rumorwächtern aus dem nahen Lazarethe und brachten Todte von dort.

Nachdem sie ihr Geschäft verrichtet hatten, eilten sie zu dem Branntweinfasse, um sich zu laben.

Was sitzt denn da für ein halbnackter Kerl! rief Einer von ihnen.

Das ist der Meister Voigt, anwortete man ihm, der war schon mausetodt, wir haben ihn aber mit Branntwein wieder lebendig gemacht.

Ja, der Branntwein ist ein Wundermittel, die wahre Lebensessenz, die hilft selbst den Todten auf, meldete sich ein Anderer.

Also Ihr habt das Mittel gegen die Pest entdeckt? rief ein Lazarethknecht, das muß man weiter sagen, und das große Sterben ist dann zu Ende!

Helft mir, Leute, weiter, sagte Voigt, ich bin wohl schon fast gesund, aber etwas schwach fühle ich mich noch in den Beinen.

Seid Ihr wirklich durch Branntwein zum Leben gebracht worden?

So ist es! Ich danke Euch tausendmal für die Anwendung dieses Mittels.

Dann nehmen wir Euch mit, rief ein Lazarethknecht, Ihr soll vor unserem Direktor es bezeugen, wodurch Ihr wieder zum Leben gebracht worden seid.

Voigt wurde auf den Lazarethkarren geladen, eine Dirne reichte ihm noch ein Glas Branntwein, worauf man ihn von den Pestgruben hinweg nach dem nahen Lazarethe brachte.

Dort in dem Hofe stand eine Baracke, als das Quartier für die Rekonvaleszenten; dorthin ließ der Direktor des Lazareths den wiedererwachten Scharfrichter schaffen, und er kam auch später, begleitet von seinem Assistenten, zu ihm, um sich von seinem Zustande zu überzeugen. Er ließ sich von ihm die Zunge zeigen und rief dann:

Wahrlich, Ihr seid nicht mehr von der Pestilenz behaftet! Lobpreisen wir Gott, daß man endlich ein Mittel entdeckt hat, der bösen Krankheit Abbruch zu thun.

Von dieser Stunde an kam der Branntwein zu hohen Ehren bei den Aerzten. Jedem Kranken wurde derselbe verschrieben und damit das Geheimniß dieses Mittels gewahrt bleibe, wurde demselben ein Extrakt von Pimpernelle und Wachholderbeeren beigemischt.

Da sich von dieser Zeit an die massenhaften Sterbefälle verminderten, so schrieb man dies allein dem Gebrauch des Branntweines zu und die Entdecker dieses Mittels wurden dadurch belohnt, daß man sie — nachdem die Pest erloschen war — nicht wieder in das Zuchthaus zurückbrachte und ihnen durch längere Zeit eine tägliche Ration ausfolgte. Aber ihr schlechter Lebenswandel brachte sie gar bald wieder in das Zuchthaus zurück, mit Ausnahme von Wenigen, welche in den Klöstern Aufnahme fanden.

Fünfunddreißigstes Kapital.

Graf Fuchs.

Die beiden Hauptleute vom Regimente des Grafen Bucqoi saßen wie Verdammte in der Schranne.

Der Kaiser war wieder in Wien.

Sie hatten gehofft, daß mit seiner Ankunft sogleich eine kaiserliche Botschaft zu ihnen gelangen werde und zwar als die Antwort der von ihnen abgesendeten Depesche.

Sie hatten mit Sicherheit darauf gerechnet, daß der Kaiser die mißbrauchte Amtsgewalt des Wiener Stadtgerichtes eklatant strafen und die allsogleiche Freilassung der Weber anordnen werde.

Aber nichts von alldem geschah. Sie hörten, daß der Kaiser Umzüge veranstalte und daß er dabei von Jesuitenschaaren begleitet werde.

Der Stadtrichter und seine Räthe, welche sich so lange von der Schranne fern gehalten, ließen sich endlich wieder sehen, und gaben dem Grafen Walderskirchen bekannt, daß sie Kraft Allerhöchsten Befehls ihre Amtsthätigkeit wieder aufzunehmen haben. Er dankte dem Grafen Walderskirchen als dem Kommandanten der kaiserlichen Salva Guardia für die gute Ordnung, welche er im Gerichtshause aufrecht erhalten, und sagte ihm, daß er mit seinen Leuten jetzt abziehen könne, da das Aufsichtspersonale und die Rumorwache die Posten wieder beziehen werden und ihre Anzahl zum Dienste völlig genüge.

Herr Stadtrichter, sagte Graf Walderskirchen, Ihr habt uns nicht auf den Posten hiehergerufen und könnt uns daher auch nicht fortschicken. Bringt uns einen kaiserlichen Befehl, welcher unsern Abzug ausdrücklich anordnet und wir werden von hier weichen; damit Ihr aber für jetzt in Eurer Amtsthätigkeit nicht beirrt werdet, so wollen wir uns darauf beschränken, nur den rückwärtigen Gang bis zur eisernen Thüre besetzt zu halten.

Ich streite mich mit den Herren nicht, antwortete der Stadtrichter stolz, sondern werde meine Schritte thun.

Er ging und die Offiziere führten ihre Leute in den Gang zu der eisernen Thüre.

Die größte Niedergeschlagenheit hatte den Grafen Walderskirchen erfaßt. Alles ist verloren, sagte er; die Jesuiten haben triumphirt, ich zweifle nicht daran, daß wir in der nächsten Stunde von hier abberufen werden. Noch wahrscheinlicher ist es, daß man uns verhaftet und vor das Kriegsgericht stellt.

Die Unglückselige ahnet nicht, daß wir sie getäuscht und der Tod durch Henkershand sie erwartet; sie baut auf unseren Schutz.

Laff' eine Tonne Pulver herbringen, sagte Graf Fuchs, wir werden uns mit der Weber in die Luft sprengen, daß ist das Gescheidteste, das wir als Männer der Ehrenhaftigkeit, als Freunde des Ahremberg thun können.

Das ist Galgenhumor, Bruder! sagte Walderskirchen.

Zum Teufel! in unserer Lage scherzt man nicht, rief der andere, ein Zentner Pulver und dann laden wir die Hofjesuiten ein, um uns bei unserer Luftfahrt zu begleiten, — besser sie gehen mit uns, als der Kaiser geht mit ihnen. — Leb' wohl, Kamerad!

Willst Du Pulver bringen? fragte Walderskirchen bestürzt.

Du bist ein Held, antwortete Fuchs mit ruhigem aber spöttischem Tone, ich begreife nicht gut, wie wir mit unserer Ehre ein anderes Abkommen treffen können. — Denke darüber nach, und handle als Mann, ich gehe zum Kaiser!

Thu', es! rief Walderskirchen, ich hoffe zwar wenig von diesem Schritte, aber wahrlich, es bleibt nicht viel anderes übrig.

Komme ich nicht bald zurück, so komme ich nicht wieder.

Der Himmel verleihe Dir die Beredsamkeit eines Demosthenes.

Und Dir den Muth eines Zriny — die Lunte in die Pulvertonne.

Graf Fuchs eilte nach seiner Wohnung, warf sich schnell in Gala und ging dann nach der kaiserlichen Burg.

Auf dem Wege dahin las er die Hofpublikation bezüglich der getroffenen Maßregeln, um die Mitglieder des Kaiserhauses vor der Seuchenansteckung zu bewahren, und wußte auch nun, daß er die Thore der Kaiserburg gesperrt finden werde.

Wenn er daselbst Eintritt verlangen wird, kann er mit Sicherheit darauf rechnen, daß man von ihm die Ausweise verlangen werde, daß er aus keinem Hause komme, in welchem sich das Pestübel gezeigt habe.

Eine bedeutende Zeit war darüber verstrichen und indeß erfolgt die Abberufung der Bucqoi-Reiter aus der Schranne.

Er kann vielleicht auch schon auf der Liste derjenigen Personen stehen, welchen durchwegs der Hofzutritt verweigert wird, Veranlassung dazu wäre geboten, denn in der Schranne hat sich in der That ein Pestfall ereignet.

Wie die Verhältnisse stehen, ist es sogar wahrscheinlich, das man ihm und Walderskirchen die wichtigsten Hindernisse in den Weg schieben werde, um zu dem Kaiser zu gelangen. Die Jesuiten sind die Herren der Situation.

Wie soll er es anstellen, um zu seinem Ziele zu gelangen?

Fuchs kam zu der Michaeler-Kirche und sah vor derselben kaiserliche Tragsesseln, gesattelte Pferde mit schwarzen Schabracken und einen Zug Hatschiren, welche mit ihren Pardisanen in der Hand den Zugang zur Kirche absperrten.

Fuchs kannte den Führer der Hatschiren, dieser war ein mährischer Edelmann, Namens Haller. Er ging auf ihn zu und fragte ihn:

Wen habt Ihr da?

Die Kaiserin-Witwe, antwortete dieser, sie verrichtet in der Kirche ihre Andacht.

Wer reitet die Pferde mit den schwarzen Schabracken! fragte Fuchs weiter.

Die Jesuiten, — da sieh' nur ihr Wappen, das mit Gold in die Schabracken gestickt ist. — Eine Dornenkrone und die Buchstaben J. I. M.

Das soll entweder heißen, daß Jesus der Imperator der Welt ist, oder daß es die Jesuiten sind — ich glaube wohl, die letztere Auffassung wird die richtige sein, diese Dornenkrone drückt jedoch die herrschenden Jesuiten weit weniger als die Beherrschten.

Seit die frommen Herren wieder zur Geltung gelangt sind, hat sich unser Dienst verschlimmert. Es wurden uns täglich drei Gebetstunden angeordnet, was mich wahrlich verdrießt, da wir außerdem noch in der Burgkapelle — wenn Ihre Majestäten sich dahin begeben — den Dienst haben, so kommen wir gar nicht mehr aus dem Beten heraus.

Der Kaiser hat, so viel ich weiß, früher die Jesuiten nicht gerne in seiner Nähe gesehen.

Das hat sich geändert, die Jesuiten sind jetzt fast immer um ihn. Es wird Dir auch wohl bekannt sein, daß der Kaiser jenes feierliche Gelübde, welches er gestern abgelegt, von einem Blatte herabgelesen, das Pater Ascalo geschrieben hat. Mir gefiel das Gelübde gar nicht, denn der Kaiser hat durch dasselbe öffentlich erklärt, daß seine vielen Sünden, welche er begangen, den Himmel so sehr erzürnt haben, daß der liebe Gott deßhalb die Pest als die rechte Strafe über sein Volk verhängte.

Diese Erklärung muß böses Blut machen, sagte Graf Fuchs, die Völker werden sich schön bedanken, daß die schlechte Aufführung des Kaisers die Pest verschuldet habe.

Das meine ich auch, sagte Haller; wir, die wir uns in der unmittelbaren Nähe des Kaisers befinden, wissen es genau, daß der Kaiser keine Lasterthaten begangen hat, und daß es nur ein allzu großer Grad von Demuth und Bescheidenheit sei, wodurch er zu diesem Geständnisse bewogen wurde.

An der Sache ist nichts mehr bewunderungswürdig, als die Frechheit der Jesuiten, ihm ein solches Geständniß vorzuschreiben.

So ist es, lieber Fuchs, sagte Haller, es werden schlechte Zeiten kommen. Man hatte gehofft, daß Karl VI. sich nicht wie Leopold I. und Ferdinand II. und III. von den Jesuiten gängeln lassen werde, jetzt aber haben sie plötzlich alle Macht über ihn gewonnen, es ist ein Unglück, daß die Kaiserin fort ist. Wie es heißt, werden im kaiserlichen geheimen Rathe nun die Jesuiten wieder den Vorsitz führen, und es soll ihnen auch eine halbe Million für kirchliche Zwecke aus dem Staatssäckel angewiesen worden sein, während doch nicht einmal das nöthige Geld aufzutreiben ist, um die Armee in guten Wehrstand zu setzen.

Aber findet sich den Niemand, welcher dem Kaiser dagegen Vorstellungen macht?

Es ist leider Niemand da, der dies wagen würde. Die unglückselige Pest, die Jesuiten haben dem Kaiser verheißen, daß ihm und seinem Hause die böse Krankheit nichts anhaben werde, und dies ist es wahrscheinlich, wodurch sich dieselben bei ihm in Gunst brachten. Schon heißt es allgemein, daß der Kaiser sich

von seiner Frau scheiden lassen werde, wenn sich seine Hoffnungen bezüglich eines Thronerben nicht bald erfüllen sollten.

Es ist gewiß, daß die Jesuiten auf diese Trennung hinzielen, sagte Graf Fuchs, denn es ist eine bekannte Sache, daß sie gegen die Kaiserin sehr erbittert sind.

Nun, wir werden sehen, wohin das führt, jedenfalls wird Deine Muhme, die Gräfin Fuchs, den Machinationen der Jesuiten endlich zum Opfer fallen. Die hochwürdigen Herren haben sie stets mit all' ihrem Grimme verfolgt, und sogar von der Kanzel herab erklärt, daß an der Seite der Landesfürstin sich ein böser Engel mit einem Fuchskopfe befindet, der ihr teuflischen Rath ertheile und ihr Seelenheil zu Grunde richte; der Albernste konnte es wissen, daß diese Anspiegelung auf Deine Muhme gemünzt sei.

Diesen maßlosen Ausschweifungen der Jesuiten, sagte Rittmeister Fuchs, muß ein Damm gesetzt werden — ich will es wagen, bei dem Kaiser mit aller Entschiedenheit gegen die Jesuiten zu sprechen.

Thue es, sagte Haller, stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Wahrlich, ich habe wirklich für meinen eigenen Balg zu kämpfen, sagte Fuchs, ich gehe mit Euch in die Burg und werde dazusehen, bei Seiner Majestät Audienz zu erlangen.

Ein kühner Gedanke — halte in fest.

Trompetenschall störte das Gespräch der Freunde, aus der Kirche eilten Hoflakaien und Edelknaben und riefen die Sesselträger.

Auch Pater Ascalo erschien mit seiner Suite und schwang sich auf seinen Rappen, die kaiserlichen Pagen hielten ihm dabei den Steigbügel und boten ihm zur Stütze ihre Schultern dar, was ihnen jedenfalls anbefohlen worden war.

Dieser Ascalo sah eine glänzende Zukunft vor sich; da er zu so hohen Ansehen gelangt war, so läßt es sich erwarten, daß man ihn gar bald in Purpur gekleidet sehen werde. Er war vielleicht kaum mehr als sechsunddreißig Jahre alt, hatte eine hohe schlanke Figur und ein vornehmes Wesen, die Blässe jedoch in seinen nicht unschönen Zügen verlieh ihm ein krankhaftes Aussehen; er trug sein Haupt stolz und wenn er sich vor einem geweihten Bilde oder vor den Majestäten beugte, so that er dies auf eine Weise,

daß man vermuthen mußte, diese Demüthigung koste ihm große Selbstverleugnung.

Auch die andern Jesuiten, welche ihn begleiteten — es waren ihrer drei — bestiegen ihre Pferde.

Schon traten die Nonnen des königlichen Klosters, das sich unterhalb der Stallburg befand, paarweise aus der Kirche. Ihnen folgten einige Frauen, dann die Kaiserin-Witwe im Nonnenhabit. Sie trug wieder ein großes Kruzifix in ihren Händen.

Der Schloßkaplan im schwarzen Pluvial schritt an ihrer Seite daher; er hielt die kleine Monstranze in seiner Hand und ertheilte damit den Segen.

Die Kaiserin-Witwe und ihre Frauen begaben sich in die Sänften, worauf der Zug sich gegen das neue Burgthor in Bewegung setzte.

Graf Fuchs zog seinen Degen und schritt als Letzter des Zuges hinter den Domestiken dahin. Niemand hinderte ihn daran und er gelangte mit den Andern zugleich in die kaiserliche Burg.

Dort suchte er den Burgkommandanten Grafen Hamilton auf, welcher ihn verwundert anblickte und ihm eine Liste vorwies, auf welcher sein Name sowohl, als der des Grafen Walderskirchen stand. — Auf Allerhöchsten Befehl, sagte er, seid Ihr mit dreiunddreißig anderen Personen vom Hofbesuche ausgeschlossen. Wer hat Euch eingelassen?

Als der Rittmeister diese Frage beantwortete, so sagte Hamilton: Ihr seid ein schlauer Fuchs, doch was wollt Ihr hier? — Macht Euch keine Hoffnung, daß Euch der Kaiser Audienz gewähren wird.

Ich muß Alles daran setzen, um dies zu erreichen, entgegnete der Rittmeister; wenn nicht anders, so muß ich mich in die kaiserlichen Gemächer einschleichen, — das Leben der Marie von Dillingen steht auf dem Spiele.

Hamilton seufzte und versank in Nachdenken. — Versucht es, sagte er dann, ich will jedoch von Nichts wissen.

Fuchs erkundigte sich um die Wachdispositionen bezüglich der kaiserlichen Appartements.

Hamilton, welcher es überaus lebhaft wünschte, daß die Braut

seines Freundes Ahremberg gerettet werde, gab ihm den besten Bescheid, und sagte:

In Gottes Namen, opfert Euch, ich werde Euch wahrscheinlich verhaften müssen.

Meiner Verhaftung würde ich auch draußen nicht entgehen, sagte Fuchs; geschieht dies hier, so ist es wenigstens ehrenhafter für mich.

Der Rittmeister entfernte sich aus der Inspektionsstube und hatte noch dieselbe Viertelstunde eine Unterredung mit dem Hatschiren-Lieutenant Grafen Haller.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Ein seltsames Zusammentreffen.

Herr, verleihe mir Geduld! rief der Kaiser, aus der Stube der geheimen Räthe in sein Kabinet tretend.

Graf Perlas, eine Menge Schriften in den Händen tragend, war mit ihm erschienen, und legte die Papiere auf den Sekretär des Kaisers hin.

Wenn meine Frau nur zu Hause wäre, seufzte der Kaiser, o, ich begreife nun ganz gut die Zwangslage meiner Mutter. Lasse Dich von einem Jesuiten nur bei einem Haare fassen und er nimmt Dich ganz — ich kann das Konkordat nicht unterzeichnen, das den Papst und die Jesuiten zu Herren in meinem Lande macht; und thue ich es nicht, so habe ich die schlimmste Oppositon von Seite der Geistlichkeit zu erwarten. Ich muß auf gutem Fuße mit dem Klerus bleiben, sonst bekämpfen sie meine getroffenen Verfügungen bezüglich der neuen Erbfolge, in der pragmatischen Sanktion aber liegt das einzige Heil meines Hauses; — was sagst Du, Perlas, dazu?

Ich würde für jetzt unbedingt den Jesuiten nachgeben, antwortete der Spanier Perlas; hat uns der liebe Himmel von der entsetzlichen Zeit endlich erlöst, so läßt sich dann noch immer alles Dasjenige zurücknehmen, das man Seiner Majestät jetzt abgedrungen hat.

Der Kaiser setzte sich zu seinem Arbeitstische und sagte:

Ich will die Sache noch einmal durchlesen. Wie widerlich! — Laßt mich allein.

Aber kaum war Perlas fort, so erhob sich der Kaiser von seinem Sitze und verließ das Arbeitszimmer.

Im Hintergrunde des Zimmers erhob sich nun hinter einem Sopha Graf Fuchs. Er hatte sich bis dorthin unentdeckt seinen Weg gebahnt, und hoffte, daß der glückliche Moment für ihn endlich gekommen sei, mit dem Kaiser ohne Zeugen sprechen zu können. Hoffentlich wird Karl VI. bald wieder in sein Arbeitszimmer zurückkehren, denn es ist die gewöhnliche Zeit, wo er ein Stündchen allein zu arbeiten pflegt, um sich der dringendsten Regierungsangelegenheiten zu entledigen.

Im nächsten Augenblicke schon tauchte Fuchs abermals hinter dem Möbel unter, wo er sein Versteck gewählt hatte, denn seitwärts von ihm öffnete sich eine Tapetenthüre.

Ein Jesuit kam durch dieselbe in das kaiserliche Gemach und näherte sich mit Hast dem Schreibtische; — dort stöberte er in den Papieren herum, die auf demselben lagen, nahm dann ein Schriftstück von demselben weg und legte ein anderes dahin, das es unter seiner Kutte hervorgezogen.

Nun wollte er sich wieder schnellfüßig entfernen, aber schon war ihm Rittmeister Fuchs in den Weg getreten und rief ihm die Worte zu: Nicht von der Stelle!

Der Jesuit — es war Pater Ascalo — erblaßte und nachdem er einen ängstlichen Blick nach der Thür geworfen, durch welche sich Karl VI. entfernt hatte, sagte er zu dem Rittmeister:

Willkommen, Graf Fuchs! Ich bin Euer Freund und habe es auch bewiesen.

Ich bin nicht der Freund eines Schurken, antwortete der Rittmeister. Was habt Ihr hier gestohlen?

Denkt nichts Arges von mir, entgegnete Jener. Aus Versehen hat man ein falsches Schriftstück hieher gelegt, dies habe ich nun mit dem richtigen verwechselt — nichts weiter.

Das mögt Ihr Seiner Majestät sagen, antwortete Fuchs, Ihr bleibt hier.

Halten wir gute Freundschaft, sagte der Jesuit, seid mir nützlich, und ich will es Euch gleichfalls sein — rettet mich aus meiner peinlichen Situation, und Marie von Dillingen soll gerettet sein und noch heute ihre Freiheit erlangen.

Das könntest Du mir bieten? rief der Graf zornig, ich unterhandle mit keinem Diebe, der schon unter dem lichten Galgen steht.

Da sprang ein Flügel der Thüre auf, die nach den inneren Gemächern führte, und der Kaiser trat rasch ein.

Die lauten, zornigen Worte, welche aus seinem Arbeitszimmer schallten, hatten den der Thür sich Nähernden zur Eile gemahnt.

Was geht hier vor? rief Karl VI. erstaunt, als er Fuchs und den Jesuiten sah.

Pater Ascalo hatte seine Fassung nicht verloren.

Eure Majestät, sagte er, rasch dem Kaiser sich nähernd, durch meine Schuld und mein Versehen wurde eine fehlerhafte Kopie statt dem Originaltext des Konkordates hieher gebracht. — Als ich den Irrthum sah, beeilte ich mich, das Versehen wieder gut zu machen und Euer Majestät das richtige Aktenstück zu überbringen, da ich aber den allerdurchlauchtigsten Herrn hier nicht anwesend fand, und das fehlerhafte Schriftstück auf dem Tische liegen sah, so erlaubte ich mir, dieses zurückzunehmen und das richtige hieher zu legen.

Durch die Tapetenthüre kam der Jesuit herein! rief Graf Fuchs, er vertauschte die Papiere und wollte sich dann schnell wieder davon machen.

Natürlich, entgegnete Ascalo, ich war froh, meinen Fehler glücklich korrigirt zu haben.

Der Kaiser blickte scharf den Jesuiten an, trat dann zu dem Tische, ergriff dort eine Schrift und hielt sie dem Pater Ascalo mit der Frage entgegen:

Also das ist das richtige Dokument, dessen Punkte in meinem Rathe zur Besprechung kamen?

So ist es, Euer Majestät, antwortete Ascalo.

Und wo ist das andere, das falsche?

Der Jesuit zog dasselbe aus der Tasche.

Nun, hieher, hieher damit! sagte der Kaiser, und nahm das Dokument dem Pater ab. Also das ist das falsche? sagte er.

Der Jesuit nickte zustimmend.

Ich will es mir bezeichnen, sprach Karl VI., damit nicht wieder ein Irrthum unterlaufe, und ein fehlerhaftes statt dem richtigen mit meiner Unterschrift versehen werde.

Euer Majestät, nahm Ascalo von Neuem das Wort, ich erlaube mir allerunterthänigst um ein zeugenloses Gehör zu bitten.

Auch ich, Euer Majestät, bitte um diese Gnade, sagte Graf Fuchs.

Einer nach dem Andern, entgegnete Karl VI. Fuchs kommt zuerst daran, denn er wartet schon lange.

Euer Majestät haben zu befehlen sagte Ascalo, aber ich erlaube mir, darauf aufmerksam zu machen, daß ich über höchst wichtige Dinge — die Religion betreffend — zu sprechen habe. Ich komme von Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter, setzte er leise hinzu.

Einer nach dem Andern, wiederholte der Kaiser unwillig, ich habe gesprochen.

Ascalo verbeugte sich tief und entfernte sich durch die Tapetenthüre.

Karl VI. sah lange nach der Thüre hin, durch welche Jener verschwunden war, trat dann zu derselben, öffnete sie und schloß sie wieder.

Und nun zu Dir, Fuchs, sagte er dann, sich vor den Rittmeister hinstellend, wie konntest Du es denn wissen, daß man hier ein Kunststückchen ausführen will.

Euer Majestät, ich steckte hinter dem Sopha, ehe noch der Jesuit kam.

Wer hat Dich hieher geführt?

Niemand, Euer Majestät; als die Schildwache im langen Korridore an der Thür den Blick von derselben abgewendet, schlüpfte ich in die Appartements Euer Majestät und gelangte glücklich hieher.

Was hattest Du hier zu suchen?

Gehör bei Euer Majestät.

Verwegener Mensch!

Man hat mir die Wege zu Euer Majestät verstellt. Ich und Rittmeister Graf Walderskirchen stehen gleichsam auf einem verlorenen Posten in der Schranne, um die Braut des Herzogs Ahremberg zu bewachen, welche trotz des Allerhöchsten Schutzes der kaiserlichen Majestäten von Schönbrunn in die Schranne gebracht und auf das Grausamste hingerichtet werden sollte. Wir haben die Unglückliche dem Henker entrissen, auf nichts anderes

hinzielend, als die Macht und das Ansehen Seiner Majestät aufrecht zu erhalten. Wir, die Offiziere vom Regimente Bucqoi, waren es, welche Euer Majestät einen Kourier nachsendeten, um treu gehorsamst über diese unerhörte Gewaltthat Rapport zu erstatten und uns eine Allerhöchste Ordre zu erbitten. Aber wir haben bis heute diese vergeblich erwartet. — Da wir von dem Stadtgerichte zum Abzuge gedrängt werden, so blieb uns nichts anderes übrig, als außerordentliche Wege zu suchen, um zu Euer Majestät zu gelangen.

Nun gut, daß Du da bist, sagte der Kaiser, und gut, daß Du gekommen bist, — Du hast mir dadurch einen guten Dienst erwiesen. Die Jesuiten sind sehr freche Gesellen.

Der Jesuit, als er ertappt wurde, sagte Fuchs, machte sich anheischig, die Weber aus ihrer Bedrängniß zu retten, wenn ich es nicht verrathe, daß er hier gestohlen. Da aber ohnedem für das Leben der tugendhaften Marie von Dillingen nichts zu befürchten ist, weil die kaiserlichen Majestäten schützend ihre Hand über sie ausgestreckt, und da es von großer Wirksamkeit ist, daß Euer Majestät jene Männer kennen lernen, welche unter dem Deckmantel der Religion nur auf Böses sinnen, so habe ich mit Abscheu jenes gemachte Anerbieten zurückgewiesen und den Pater bis zur Ankunft Seiner Majestät hier festgehalten.

Gut, gut, mein lieber Fuchs, sagte der Kaiser. Ich werde die unglückliche Weber nicht verlassen, wenn ich auch nicht in der Lage bin, sie augenblicklich in Freiheit zu setzen.

Dann ist sie verloren, Majestät! Die erlebten Schreckniſse und die grausame Peinigung hat die Unglückliche schwach und elend gemacht.

Es ist ihr Prozeß noch nicht zu Ende, sagte Karl VI., und das Volk schreibt es der Weber zu, daß wegen ihrer Lasterthaten die Pest über die Stadt verhängt wurde.

Nicht der Weber schreibt man dies zu, Majestät, entgegnete Fuchs, sondern den Jesuiten — und rechnet ihnen als höchsten Frevel an, den heldenmüthigen Kaiser, dessen hohe Weisheit man stets zu bewundern pflegte, unter ihr Joch gebeugt zu haben.

Mich hat Niemand gebeugt, sagte der Kaiser ärgerlich, ich

gebe nur Gott dem Herrn die Ehre und suche durch ein gutes Beispiel den Muth der unglücklichen Wiener aufzurichten.

O Euer Majestät, das gute Beispiel will nicht verfangen, sagte Rittmeister Fuchs, das Volk ist nun völlig desparat, da es befürchtet, daß ihr allgeliebter Kaiser der härtesten Sklaverei verfallen ist; sie sagen, man habe Euer Majestät gezwungen, öffentlich vor Gott zu bekennen, daß die Pest eine gerechte Strafe für die verübten Lasterthaten Euer Majestät sei. Dieses Geständniß hat eine große Aufregung hervorgerufen. So kleinmüthig hatte sich Niemand den großen Karl gedacht! Euer Majestät, ich spreche freimüthig, die Jesuiten leisten das Wunderbare, den allgeliebten Kaiser um die Liebe und Ehrfurcht seines Volkes zu bringen. O Euer Majestät, verbannen Sie die Jesuiten aus ihrer Nähe!

Beirre mich nicht in meinem Gange, welchen mir die hohe Politik vorzeigt, sagte der Kaiser, die Jesuiten werden mir und dem Lande nichts mehr schaden.

Aber der Marie von Dillingen, welche sich mit ihrem tödtlichen Haß verfolgen. Euer Majestät geben die Unglückliche den Jesuiten preis, obwohl Ihre Majestät die Kaiserin ihr selbst Ihren allerhöchsten Schutz zugesichert.

Ich werde sie nicht untergehen lassen, sagte der Kaiser, mein Wort zum Pfande! ich werde sie nicht untergehen lassen.

Euer Majestät ich beschwöre — nur einige Zeilen.

Ich habe gesprochen! rief Karl VI., dringe nicht weiter in mich, ich habe mein kaiserliches Wort gegeben, jetzt geh'!

Gott verleihe Seiner Majestät einen beharrlichen Sinn, damit das kaiserliche Wort auch in Erfüllung gehe; es ist Gefahr im Verzuge, die arme Weber ist schwer erschüttert, sie könnte neue Schreckniſſe nicht überdauern.

Der Kaiser winkte dem Grafen Fuchs mit der Hand fort.

Dieser machte seine schuldigen Referenzen und ging.

SAMMLUNG — JOSEPH EFERDINGER, WIEN.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Der Kaiser und Pater Ascalo.

Es währte längere Zeit, bis Karl VI. endlich den Jesuiten vor sich kommen ließ; er hatte den Grafen Perlas bei sich, welchen er damals als Geheimschreiber verwendete.

Als der Jesuit erschien, rief der Kaiser durch das Glockenzeichen seinen Kammerdiener Franzisko Miedo, welcher durch die Tapetenthüre eintrat; denn diese führte in die Kammerdienerstube.

Wann begann heute Dein Dienst, fragte ihn der Kaiser?

Um sieben Uhr Morgens.

Wer war an Deiner Seite?

Der Leiblakai Diego, Euer Majestät.

War't Ihr immer in Eurer Stube?

Nur Augenblicke sind wir weg gewesen, Euer Majestät, und zwar zur Zeit, als wir wußten, daß Euer Majestät sich in der Rathskammer befand; wir benützten diese Augenblicke, um in die Burgkapelle zu gehen, und unsere Gebete zu sprechen.

Brave Diener verlassen ihre Posten nicht ohne Erlaubniß ihres Herrn, sagte der Kaiser; Ihr seid Eures Dienstes entlassen!

Gnade, Euer Majestät, flehte Miedo, auf seine Knie niederstürzend, ich habe keine Ahnung, daß durch unsere so kurze Entfernung etwas geschehen sein könnte, was die allerstrengste Strafe verdient.

Ihr Beide seid meines Dienstes entlassen! wiederholte der Kaiser, wendet Euch an den Säckelmeister, ich werde ihn beauftragen, Euch hundert Dukaten auszubezahlen, damit es Euch nicht an Reisegeld fehle, wenn Ihr nach Spanien zurückkehren wollt; erhebe Dich und geh', sonst nehme ich mein Wort zurück!

Miedo schlich sich gesenkten Hauptes von dannen.

So strafte der Kaiser den Kammerdiener und den Leiblakaien, welche daran Schuld trugen, daß der Jesuit zu ihm sich einschleichen konnte.

Er verhängte keine Untersuchung darüber, ob diese aus Nachlässigkeit oder aus Untreue gefehlt hatten.

Pater Ascalo hörte dies, aber gab durch kein Zeichen kund, daß ihn diese Angelegenheit berühre.

Nun wendete sich der Kaiser, der an seinem Schreibtische saß, zu dem Jesuiten.

Ihr habt Euch groß geirrt, sagte er. Das Dokument, daß Ihr hier hinweggenommen, war das richtige, und dasjenige, daß Ihr hieher gebracht, das falsche. Ich will nicht darauf eingehen, jene wesentlichen Veränderungen zu erörtern, die in demselben vorgenommen wurden, Euer Ziel ging dahin, mich zum Vasallen des Papstes zu machen und ihm Souveränitätsrechte in meinen Ländern zu verleihen; sein Ausspruch soll hier unbedingt gelten und mir sogar das Recht entzogen werden, die Anordnungen des Klerus prüfen zu lassen. Alles zieht Ihr auf das kirchliche Gebiet hinüber, und mir blieb am Ende nichts übrig, als mit Euren Prozessionen zu gehen und zu Euren Publikationen wie eine Pagode zu nicken. Es war ein schlechter Einfall von Euch, mir ein solches Aktenstück zu unterschieben, denn wenn ich dieses Konkordat auch unterschrieben hätte, ich hätte es doch nicht in Vollzug setzen lassen.

Euer Majestät, ich muß hierauf erwähnen —

Schweigt! unterbrach ihn der Kaiser in strengem Tone, ich habe zu sprechen. Ihr Jesuiten betragt Euch schlecht. Es vergeht kein Tag, wo Ihr Euch nicht Uebergriffe erlaubt. Euch ist nichts heilig, obwohl Ihr das Heiligste stets im Munde führt. Betrug und Fälschung sind Euch erlaubte Dinge; da Euere Verwegenheit so weit geht, mich in Euer trügerisches Spiel zu verwickeln, so bleibt mir nichts anderes übrig, als Euch aus meinen Ländern entfernen zu lassen.

Mit Unrecht, Euer Majestät, antwortete Pater Ascalo. Sollte ich in meinem Irrthum gefehlt haben, so treffe mich die Strafe, meine Ordensbrüder wissen nichts von meiner vorgenommenen Korrektur. Ihr Sinnen und Streben ist allein dahin gerichtet, Gott anzurufen, daß er Seiner Majestät und dem allerhöchsten Kaiserhause seine Gnade ferner verleihe; sie kämpfen für die Ausbreitung des Gottesreiches auf Erden, und haben, wie es die Geschichte beweist, nicht vergebens gerungen. Auch ich kann mit gutem Bewußtsein sagen, daß ich werkthätig und mit heiligem Eifer die Bahn des Guten verfolgte, an unsern Fahnen steht geschrieben: „Alles für

Gott durch den Papst, Alles für den Kaiser durch Gott und die Kirche", denn wie es über den Weltall' nur einen Gott gibt, so soll es auf Erden nur eine Kirche und einen Kaiser geben, und wenn wir uns auch für die Oberherrlichkeit des Papstes erklären, so vergessen wir dennoch nicht, in dem Papste die Kirche Gottes selbst zu ehren.

Der Kaiser blickte Ascalo schweigend an. Dieser sprach weiter: Der heilige Vater ist kein Dynast; die Nachfolger des heiligen Petrus kommen und gehen mit dem Tage. Der Kaiser aber ist stetig, er sorgt für sein Geschlecht, und ihm allein fallen die Früchte zu, welche die Kirche hegt und sammelt. Vertreiben Euer Majestät die Jesuiten und der Thron von Gottes Gnaden wird fallen! Keine Autorität wird sich gegen die Macht der Hölle behaupten können. Es liegt eine unheilvolle Negation des Glaubens sowohl, als jedes Ranges und Standes im Kulturgange und der Wissenschaft unserer Zeit, und wenn sich Euer Majestät der Führung der Jesuiten nicht überläßt, die kein Opfer zu hoch halten, um es dem Zwecke nicht zu widmen, so werden die feindlichen Elemente fesselos eine wilde Verheerung bereiten, und die tobenden Fluten Ihr glorreiches Haus, glorreich durch Gott und den starken Glauben, niederstürzen und mit sich fortreißen.

Ein merkwürdiger Kauz, dieser Ascalo, er nimmt den Mund voll, um das Gottesreich auszubreiten und stiehlt dabei wie ein Rabe.

Alles für Seine Majestät mit Gott und durch die Jesuiten; mit der heiligen Ueberzeugung, wird Seine Majstät einsehen, bin ich hieher gedrungen und habe ein fehlerhaftes Schriftstück durch ein minder fehlerhaftes vertauscht.

Und dennoch habt Ihr den Fuchs gebeten, der Euch bei dem Betruge ertappt, daß er Euch nicht verrathen möge und ihm versprochen, für sein Schweigen die Braut des Herzogs Ahremberg aus ihrer Bedrängniß zu retten.

Ich leugne es nicht, dem Grafen Fuchs dies gesagt zu haben, um mich seiner Verschwiegenheit zu versichern, denn ich hegte die gute Hoffnung, daß sein Schweigen großen Nutzen schaffen werde. O, Euer Majestät, unterschreiben sie das korrigirte Konkordat, und schicken sie mich dann in den Kerker.

Also hat es Fuchs unklug gemacht, das feine Spiel mir zu verrathen, sagte der Kaiser; nun wie wäre es denn, Ascalo, wenn Ihr an mich das Ersuchen richten würdet, Euren Versuch als ein Geheimniß zu bewahren?

O, Euer Majestät, ich flehe, dies zu thun, sagte Ascalo. Segen und Heil wird dann in reicher Fülle auf meinen allergnädigsten Herrn darnieder strömen, denn das Konkordat in seiner revidirten Fassung gewährt Seiner Majestät neue Bürgschaften für den Fortbestand Ihres Hauses.

Ich bin nicht abgeneigt, Euer Gott gefälliges Schelmenstück vor aller Welt geheim zu halten, aber ich beanspruche dafür, daß Ihr dagegen dasjenige vollzieht, was Ihr dem Fuchs versprochen habt. Ihr sollt mir die Weber retten.

Euer Majestät sind der höchste irdische Herr, sagte Ascalo, ohne den erhabenen Willen Seiner Majestät fällt kein Kopf vom Rumpfe.

Man hat mir gesagt, daß diese Weber schuldlos sei und daß sie fälschlich angeklagt worden ist.

Euer Majestät haben zu befehlen. Die Kittler, von welcher die Weber angeklagt wurde, und sich nun in Haft befindet, hat ohne Anwendung der peinlichen Frage es reumüthig eingestanden, daß sie vor Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter, aus Schmerz und Verzweiflung über das unselige Ende ihres Sohnes, Falsches ausgesagt habe. Sie hält ihre Aussage nun aufrecht und bittet um eine milde Strafe; überdies hat auch die Weber selbst zugegeben, daß sie im Bunde mit dem Teufel stehe, und das heilige Kruzifix, von demselben übel berathen, absichtlich zerbrochen habe.

Das sind Jesuitenstreiche, nichts weiter! sagte der Kaiser unwillig; ich will es haben, daß man die Weber endlich einmal in Ruhe lasse. Ich verlange von Dir, Ascalo, daß diese Sache endlich zu Gunsten der Weber zu Ende gebracht werde.

Euer Majestät haben zu befehlen.

Ich will aber, was die Weber betrifft, nichts befehlen; hab Ihr den Knoten geschürzt, so sollt Ihr ihn auch wieder lösen. Das Haupt der Weber darf nicht fallen; wollt Ihr haben, daß ich Eure Schelmenstücke nicht im Gedächtnisse halte und daß ich über Dein

Benehmen und Deine Fälschung keine Untersuchung anordne, so öffnet der Weber sogleich eine Gasse, damit sie entschlüpfen kann. Meine durchlauchtigste Frau Mutter hat die Weber zum Tode verurtheilt. Ihr kennt das zarte Gewissen der hohen Frau, die Ihr mir genug gequält habt, ich wünsche es nicht, daß sie neuerlich die Besorgniß hege, ein falsches Urtheil bestätigt zu haben, denn ich weiß es, daß sie befürchtet, auch andere ungerechte Urtheile bestätigt und dadurch unschuldiges Blut vergossen zu haben. Heilig sei der Friede dieser hohen Dulderin! welcher Ihr wahrhaft eine Dornenkrone in das Haupt gedrückt; nur aus dieser Ursache will ich davon abgehen, die bereits abgeführten Prozesse der Kreuzbrecherinnen einer genauen Prüfung zu unterziehen. Darauf müßt Ihr Rücksicht nehmen, und daraus sollt Ihr erkennen, daß ich für Euch — obwohl ich Euch schon längst durchblickt — noch immer die größten Rücksichten hege. Nun weißt Du Alles, Ascalo, und es wird sich zeigen, ob Du wirklich einen bedeutenden Grad von Schlauheit besitzt, und Deine Ergebenheit für mich etwas mehr als bloße Phrase ist.

Euer Majestät, sagte Ascalo, ich werde das allergnädigst in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen wissen.

Das liegt in Deinem Interesse.

Der Kaiser winkte mit der Hand.

Pater Ascalo verbeugte sich tiefer als gewöhnlich und entfernte sich aus dem Arbeitszimmer des Kaisers.

Den Hallunken habe ich beim Ohre gefaßt, sagte der Kaiser zu Perlas, ich bin begierig, ob ich ihn dabei halten kann. Ich möchte gern die Weber retten, ohne daß man es weiß. Die Jesuiten haben im Namen Gottes und in dem meiner Mutter schrecklich gewüthet. — Hierüber zu prozessiren hieße aber Glaube und Autorität erschüttern. — Gott möge es verhüten, daß dies zu Tage komme! Sind diese schweren Tage vorüber und ist es Gottes Wille, daß wir dieselben glücklich überleben, dann wird sich Vieles ändern. Der Himmel schütze uns vor der Pest und vor den Jesuiten. — Ich fürchte mich vor ihnen, aber ich darf es nicht zeigen. Wie Schlangen umringeln sie ihre Opfer und hemmen sie in jeder Bewegung. Ich lese in der Geschichte und finde aus derselben keinen Trost für die Zukunft. Diese Jesuiten haben vieles

Unglück angerichtet und dennoch kann man sie kaum entbehren. — Hierüber reinen Mund gehalten, Perlas.

Achtunddreißigstes Kapitel.

In und vor der Schranne.

Graf Fuchs war mit seinem Erfolge bei dem Kaiser höchst zufrieden, und Graf Hamilton sagte auf die frohen Mittheilungen, welche ihm von dem Rittmeister gemacht wurden:

Wahrlich, Ihr seid ein echter Fuchs und habt das rechte Loch gefunden.

Ich bitte Euch, sagte Fuchs, laßt mich bei Euch einen Brief schreiben, meine Muhme muß es so bald wie möglich erfahren, was sich da zugetragen hat; sie muß es anordnen, wohin die Weber zu bringen ist, wenn sie auf Allerhöchsten Befehl in Freiheit gesetzt wird.

Von Wien muß sie jedenfalls fort, sagte Graf Hamilton, es heißt zwar, die Pest habe nachgelassen, aber kaum merkt man dies auf einem Gang durch die Stadt; die Schrecken haben sich nicht vermindert, und man muß wahrlich alle Herren beglückwünschen, welche von ihrem anvertrauten Posten desertirten. Ich habe viele Schlachten mitgemacht und war nie so befangen und niedergeschlagen wie jetzt. Ein Koch und ein Fourier wurde vor Kurzem aus der Burg fortgeschafft, schon ist die Pest auch hier eingedrungen. Wenn das der Kaiser erfährt, wird er gewiß in Eile sich fortmachen und ich werde es ihm selbst sagen, da der Obersthofmeister dies nicht thun will.

Graf Fuchs setzte sich zum Schreibtische, schrieb einen langen Brief an die Hofdame Fuchs und gab dann denselben mit einigen Goldstücken zugleich einem kaiserlichen Kourier, von welchem man wußte, daß er schon in nächster Stunde mit Depeschen nach Neuberg abgehen werde.

Als Fuchs aus dem Schweizerhof schritt, da vernahm er hinter sich die Hufschläge eiliger Pferde; er sah zurück und erblickte Kaiser Karl VI. auf einem schmucklosen Rosse, mit beiden Händen die Zügel haltend.

Er trug auf dem Kopfe nur die Allongeperrücke, ein weißes Mäntelchen von Seide flatterte im Winde hinter seinem Rücken, das Pferd galopirte.

Weit hinter ihm folgte Graf Hamilton und Graf Schönborn, hinter diesen kam Perlas und mehrere andere Spanier.

Der Kaiser floh vor der Pest.

In demselben Augenblicke, als Graf Hamilton dem Kaiser über das Erscheinen der großen Krankheit in der kaiserlichen Burg eine Relation machte, da wurde rasch die Thüre geöffnet und ein Hatschir winkte dem Grafen mit der Hand zu. Das war gegen das Zeremoniell, aber wer konnte dies auch in diesem Augenblicke genau beobachten.

Aus der Kammer der Kaiserin-Witwe hatte man die Hiobspost in die kaiserliche Antichambre gebracht, daß die hohe Frau dortselbst Pestblattern bekommen habe.

Als dies der Kammerherr Graf Arbesan hörte, fiel er sogleich zusammen und gab kein Lebenszeichen von sich.

Auch dieser Fall wurde der Pest zugeschrieben.

Kaiser Karl wurde nun von panischen Schrecken überwältigt.

Er rief nach Pferden und sagte zu Hamilton.

Begeben wir uns nach Schönbrunn.

Fuchs setzte seinen Weg weiter fort, er war durch die Eile des Kaisers aus der Burg sehr beunruhigt, denn er befürchtete, daß Karl VI. nun darauf nicht denken werde, Befehle wegen der Weber zu ertheilen.

Der Rittmeister kam zur Schranne und wurde bei dem Thore von dem Kerkermeister mit den Worten angeredet:

Ihr trefft Euren Kameraden, den Walderskirchen, auf dem Spitz, das habe ich Euch zu sagen.

Wann ist er fort? fragte der Rittmeister überrascht.

O, schon vor einer Stunde, antwortete der Kerkermeister. Der Stadtkommandant hat ihn von Füsilieren ablösen lassen, denn der Major Eures Regiments ist plötzlich gestorben und Walderskirchen hat statt seiner das Kommando zu übernehmen.

Wie? Da macht er sich ohne weiters davon?

Er mußte wohl. Das Dekret für Walderskirchen kam aus der Kriegskanzlei und war vom Kaiser unterzeichnet.

Der Kaiser erwähnte nichts davon, murmelte Graf Fuchs in den Bart, und sagte dann nach einer längeren Pause:

Also wird jetzt die Gefangene von Füsilieren bewacht?

Ja, antwortete der Schließer, es sind ihrer sechs Mann und ein Korporal.

Der Rittmeister ging in das Haus und wollte in dem Gange die eiserne Thüre passiren.

Die Wache, die daselbst stand, fällte jedoch ihr Gewehr gegen ihn und rief ihm zu:

Keinen Schritt weiter!

Wo ist Euer Kommandant? sagte Graf Fuchs, ruft ihn heraus, ich habe ihn zu sprechen.

Der Korporal erschien.

Laßt mich zu der Gefangenen eintreten, redete ihn der Rittmeister an.

Ich habe Niemanden dies zu gestatten, antwortete der Korporal, es müßte denn sein, daß der Rathschreiber erscheint und irgend Jemanden in das Gefängniß führt.

Fuchs zerrte ärgerlich an seinem Bart und suchte den Schreiber des Stadtgerichtes auf.

Ich beziehe wieder meinen Posten, sagte Fuchs dem Stadtschreiber, und werde nach Gebühr das Kommando über die Füsiliere führen, die man als Ablösung hieher geschickt hat.

Schon recht, sagte der Schreiber, ich werde es morgen dem Stadtrichter melden, denn heute sind die Amtsstunden schon längst vorüber.

Sagt dies den neuen Leuten, die nun bei dem Gefängnisse Wache halten, mich kennen sie nicht, und verstehen, wie es scheint hier gar nicht den Dienst.

Lieber Herr, antwortete der Stadtschreiber, ich mische mich nicht in Euere Angelegenheiten.

Nun, so kommt mit mir, Ihr sollt mich zum Gefängniß der Weber begleiten.

Ich weiß nichts davon, daß ich es soll.

Ich habe mit der Weber zu sprechen.

Nun, so geduldet Euch.

Der Schreiber holte einen Zettel herbei und fragte den Rittmeister dann um seinen Namen.

Nein, sagte er dann, das geht nicht an. Euer Name steht nicht auf der Liste.

Laßt mich sehen, was für Namen Ihr da aufgezeichnet habt.

Das ist ein Amtsgeheimniß, antwortete dieser; außer den Gerichtspersonen, dem Beichtvater und einem Kontumaxknechte, der sich zum Freimann qualifiziren will, haben die Jesuiten nur allein noch bei der Weber Zutritt.

Es scheint, daß man die Absicht hat, die Weber dennoch zu köpfen?

Ich glaube nicht, antwortete Dieser, es ist kein Befehl dazu erlassen worden.

Was schickt man dann den Freimann zu ihr?

Das weiß ich nicht, wahrscheinlich hat er mit Ihr zu sprechen. Vielleicht soll sie ihn heiraten, sie will ja einen Freimann haben, daß wißt Ihr?

Ich muß aber die Weber sprechen.

Da müßt Ihr Euch an den Hof- und Gerichts-Kommissär wenden, den Herrn Pater Ascalo, ich habe Euch nichts zu erlauben. Ich sage Euch im Vertrauen, wir sind froh, daß die Bucqoi-Reiter endlich fort sind, denn wir wußten wahrlich nicht, wer hier Koch oder Kellner ist.

Graf Fuchs kehrte dem Schreiber den Rücken und ging fort.

Der ganze Vorgang gefällt mir nicht, sagte er zu sich, man zielt auf Böses, ich muß noch einmal zum Kaiser.

Fuchs begab sich in sein Familienhaus, ließ dort ein Pferd satteln, und ritt in Begleitung seines Reitknechtes nach Schönbrunn hinaus.

Schon war es Nacht, als er bei dem kaiserlichen Lustschlosse ankam. Die Thore waren gesperrt und als er Einlaß forderte, wurde ihm durch den Schloßhauptmann, welcher hinter dem Fallgitter stand, bedeutet, daß für heute Niemand ohne Ausnahme in das Schloß eingelassen wird.

Nun, so laßt den Grafen Hamilton herbeiholen, sagte Fuchs, ich habe mit ihm Wichtiges zu sprechen.

Graf Hamilton kam und Fuchs theilte ihm seine Besorgnisse mit, daß man gegen die Weber Schlechtes im Schilde führe.

Ich fürchte, sagte er, daß die bedauerlichen Vorfälle in der

Burg den Kaiser vergessen ließen, bezüglich Mariens Freilassung Befehl zu ertheilen, ich bitte Euch, erinnert ihn daran.

Hamilton entfernte sich und es verging eine volle Stunde, bis er wieder zurückkehrte.

Ein Mann, welcher ein brennendes Windlicht trug, trat mit dem alten Kommandanten der Garde wieder zum Fallgitter und sagte zu Fuchs:

Ich bring' Euch gute Nachricht; ich habe mit Seiner Majestät gesprochen und zwar in Gegenwart des Schloßpaters. Seine Majestät unterbrach mich in meinem Vortrage mit den Worten: Laßt mich ungeschoren, ich habe schon Anordnungen getroffen. Da aber kam mir der Schloßpater zu Hilfe und verlangte zur Beruhigung für ihren alten Vater, der hier in Schönbrunn krank sich befindet, daß Seiner Majestät es schriftlich bestätige, daß gegen die Weber nichts Feindseliges unternommen werden dürfe. Der Kaiser verlangte zu wissen, warum man dies für so nothwendig halte? Als ich mich sodann darauf bezog, daß vor dem Thore ein Bote stehe, welcher es meldete, daß man Anstalten zur Hinrichtung der Weber treffe, so sagte er:

Ihr habt recht, man muß die Weber sicherstellen.

Der Kaiser schrieb hierauf Einiges auf ein Blatt Papier und übergab dasselbe dem Schloßkaplan, welcher mit seiner Zustimmung die Weber besuchen wird. Geduldet Euch einige Augenblicke, der Kaplan wird bald hier sein.

Gottlob! antwortete Graf Fuchs, das hat schwere Mühe gekostet.

Ich habe dem Kaiser eine Lüge gesagt, sprach Hamilton leise zu Fuchs, doch wenn ich nicht die Gefahr der Weber im grellsten Lichte geschildert hätte, würde seine Majestät schwerlich einen schriftlichen Befehl ertheilt haben.

Ihr habt keine Lüge gesagt, nahm Fuchs das Wort, denn der Henker ist beauftragt, zur Weber zu gehen.

Um so besser, sagte Hamilton, denn auch eine Nothlüge schändet einen Chevalier. — Ich habe also nicht gelogen? — Um so besser.

Hufschläge wurden nun gehört, und schon verkündigte Hamilton die Annäherung des Schloßkaplans.

Das Fallgitter wurde in die Höhe gezogen und der Schloßkaplan trabte durch das Thor auf die Brücke.

Der mit seinem weißen Barte überaus ehrwürdig aussehende Alte rief dem Grafen Fuchs freudig erregt „Willkommen“ zu und hielt sein Pferd an.

Es ist wohl dreißig Jahre her, sagte er, daß ich nicht mehr im Sattel saß; gebt Acht auf mich, das Pferd scheint sehr feurig zu sein!

Ich werde es am Zügel führen, sagte der Rittmeister, keine Sorge, Hochwürden, wir werden glücklich an das Ziel gelangen.

Aber auch schnell müssen wir an das Ziel, meinte der Augustinermönch, um dem Unglück die Zeit abzuringen.

Nun, die Gefahr ist nicht gar so nahe, entgegnete Fuchs, wir können mit gutem Muth, ohne große Eile, unseren Ritt machen.

Ich wünsche Euch Glück, sagte Graf Hamilton, und nun lebt wohl.

Das Gitter fiel wieder herab und der Rittmeister und der Mönch trabten von dannen.

Nach einem kurzen jedoch scharfen Ritt verminderte Fuchs, welcher nebst seinem Zügel auch den seines Begleiters in der Hand hielt, seine Eile.

Ihr keucht, sagte er, es ist wahrlich nicht nothwendig, daß Ihr Euch um den Athem bringt. Als ich die Schranne verließ, bemerkte ich dort nichts, woraus ich hätte schließen können, daß man unverzüglich die Hinrichtung vornehmen werde.

Ich traue den Jesuiten nicht; besser wir kommen zu früh, als zu spät an das Ziel.

Der Stadtrichter und seine Räthe waren nicht in der Schranne versammelt, als ich von dort fortritt, sagte Fuchs, während er mit seinem Gefährten im Schritte weiter durch Gaudenzdorf dahinritt, und ohne Gegenwart derselben wird keine Hinrichtung vorgenommen. Man läßt auch Truppen in einem solchen Falle ausrücken, ladet die Todtenbrüder und Klerisei ein, sich am Hinrichtungsplatze einzufinden; das erfordert Zeit.

Aber ich bin sehr beunruhigt, sagte der Schloßkaplan. Als ich Mariens Vater die gute Post überbrachte, so seufzte er und rief:

Ach, sie kommt zu spät! Marie ist verloren!

Die Sorge wandert mit der Furcht immer Hand in Hand, sagte Fuchs. Ich habe Euch noch auf Etwas aufmerksam zu machen, das Euch zur Beruhigung dienen wird. Vor einer Exekution, da werden die Glocken an allen Kirchthürmen geläutet und das ist nicht der Fall. Nehmt die tiefe Stille der Nacht als eine Bürgschaft hin, daß keine augenblickliche Gefahr drohe.

Ach, eben die Stille ist es, antwortete der Mönch, die große Gefahr verkündet. Horch! setzte er bestürzt hinzu, man läutet schon.

Ihr irrt, antwortete Graf Fuchs, es sind nur Glockenschläge, welche die eilfte Stunde verkündigen.

So war es auch.

Bald verhallten die kurzen Schläge.

Der Pater wischte sich den Angstschweiß von seinem kahlen Scheitel und sagte:

Nun, so wollen wir denn einer fröhlichen Hoffnung Raum geben. Ich habe viel gelitten um die Weber. Ihr Schicksal ging mir so nahe zum Herzen, als wenn sie mein eigen Kind wäre und täglich mußte ich den Jammer ihres unglücklichen Vaters anhören.

Nun, das ist endlich vorüber. Habt Ihr die Schrift des Kaisers wohl verwahrt?

Der Mönch griff hastig in die Brust und sagte dann:

Ja, ich habe sie noch! Aber ich danke Euch für die Erinnerung; ich bin öfters konfus und vergesse im Eifer oft auf das Wichtigste; o, die heutige Nacht wird mir unvergeßlich sein. Ich wußte mir keinen Rath und keine Hilfe mehr und habe den Grafen Walderskirchen bei Gott angeklagt, durch dessen Unvorsichtigkeit das Geheimniß ihres Aufenthaltes den Jesuiten bekannt wurde.

Walderskirchen hatte die beste Meinung.

Wie konnte er es ahnen, daß der Schutz der Kaiserin den Jesuiten gegenüber machtlos ist.

Er sollte es ahnen, antwortete der Augustiner. Haben die Jesuiten in Oesterreich nicht Alles noch erreicht, was sie anstrebten? Gingen sie nicht aus jedem Kampfe und nach jeder Niederlage immer siegreich hervor?

Mit der Herrschaft der Jesuiten hat es nun bestimmt ein Ende, sagte der Rittmeister. Die Zeit rückt vorwärts, die Ideen klären sich und dieses finstere Rachechor muß zu den abenteuerlichsten Mitteln greifen, um sich zu behaupten; aber auch diese Mittel verfangen nicht mehr. Ihre Phantasterei wird nun völlig schon absurd, sie müssen zusammenpacken und sich empfehlen. Ihr Dasein ist an das Leben einer greisen Frau gefesselt; schließt die Kaiserin-Mutter ihre Augen, dann wird ihnen Karl VI. auch keine Rücksicht mehr angedeihen lassen.

Glaubt das nicht, antwortete der Augustiner, ich habe lange gelebt und gesehen, was da vorgegangen ist. Sie sind nicht so thöricht, sich an die Alten zu halten, sondern sie fassen die Jungen und verderben ihre Herzen. Wie viele gelehrte Männer haben gegen die Jesuiten sich empört und denselben die Fehde geschworen, aber kehr' um die Hand wurden eben diese Männer zu den eifrigsten Anhängern, und bis sich das ändert, müssen noch viele Generationen vorübergehen, denn der Jesuitismus ist zur Erbsünde geworden. — Doch nun wollen wir die Pferde zur Eile antreiben, wir kommen ja nicht von der Stelle.

Nun die gute Hälfte des Weges ist zurückgelegt, antwortete Fuchs, ein halbes Stündchen noch und wir sind am Ziele.

Ach in einer halben Stunde kann die Welt zu Grunde gegangen sein. — Ich bitte Euch, spornt Euer Pferd.

Die ungewohnte heftige Bewegung wird Euch schaden.

Angst und Kummer schaden weit mehr.

Graf Fuchs erfüllte den Wunsch des alten Herrn und im Galopp ging es eine lange Strecke fort.

Bisher waren sie nur durch finstere Gassen geritten, wo nur von Zeit zu Zeit ein Lämpchen glimmte, aber als sie in den belebteren Theil der Vorstadt kamen, da hatten sie genugsam Licht.

Die Pestfeuer brannten in den Gassen und auf den Plätzen und erfüllten die schwere Luft mit Rauchwolken, welche einen seltsamen Dunst verbreiteten; allenhalben roch es nach Medizin; — sie begegneten unheimlichen grauenhaften Gestalten, bald hastig fliehend, bald mit schweren Füßen dahin wankend; auch Leichenwagen begegneten sie, welche in dumpfem Rollen beim Scheine von Windlichtern sich langsam fortbewegten. Sie kamen zu Häufern,

deren Fenster fast alle erleuchtet waren, die Töne der Verzweiflung, das Stöhnen und Winseln Sterbender drang aus denselben; — sie kamen zu einer offenen Ladenthüre, bei welcher Kontumazknechte wegen ihres Lohnes feilschten, — sie hörten das Flehen einer armen Mutter daselbst, welche die Kontumazknechte um Gotteswillen bat, ihre Kinder fortzubringen, welche der Würgengel getödtet hatte.

Da dachten die Reiter nicht mehr an die Weber. Der allgemeine Jammer übertäubte ihre Sorge um eine Einzige.

Ach, da braucht man Hilfe! seufzte der Pater, während sein Blick auf ein Weib fiel, das unfern eines Pestfeuers im Todeskampfe sich am Boden wand, nehmt das kaiserliche Schreiben und laßt mich vom Pferde steigen, Niemand nimmt sich der Unglücklichen an, es ist meine Pflicht als Priester, der Unglücklichen Trost und Hilfe zu spenden.

Weiter, weiter! rief jedoch Graf Fuchs, die Sporen in die Weichen seines Pferdes drückend, ich opfere Euch nicht der Pest.

Erst als Graf Fuchs mit dem Pater das Glacis erreichte, ritt er langsam. Sie waren einer Gasse entflohen, wo die Pest in ihrem fürchterlichsten Grimme wüthete.

Der Augustiner sagte:

Ihr habt nicht wohl daran gethan, mich in Ausübung meines heiligen Amtes zu hindern, der Priester gehört zu den Sterbenden und Todten.

Wie viel habt Ihr denn Priester gesehen? Wir haben in Wien wohl an sechs Tausend, aber Keiner von Allen kümmert sich um die Pest; bei Hochzeiten, bei Hinrichtungen, da fehlen sie nicht. Nehmt Euch ein Exempel daran und thut es den Andern nach.

Euer Tadel ist ein gerechter, sagte der alte Augustiner. So viele Klöster gibt es in Wien, so viele fromme Bruderschaften haben sich zusammengefunden, und sie Alle verlassen diese Unglücklichen in ihrer Noth; o, ich werde nicht nach Schönbrunn mehr zurückkehren, sondern den Kranken Pflege schaffen und den Sterbenden die letzte Wegzehrung reichen. Ich gelobe es Dir, mein Gott, bei dem Glanze Deiner Sterne! — O habe Erbarmen, Du milder, gnadenreicher Gott! Deine tausend Sterne funkeln so

traulich in dieser Schaudernacht und Du weißt nichts von uns — Du willst von uns nichts wissen!

Hab' Erbarmen mit uns!

Vorwärts — vorwärts! rief Graf Fuchs, plötzlich vom lebhaftesten Grauen erfaßt. Hört Ihr nicht von allen Thürmen das Geläute der Todtenglocken? Ich war so leichtfertig und hemmte Eure Eile, indeß schleppt man die Weiber zum Schaffote.

Herr, erbarme Dich unser! schrie nun weit kläglicher der Mönch auf, die Arme zum Himmel emporstreckend, während das Pferd, auf dem er saß, hastig nun ausgriff, dem Zuge der Hand des Grafen folgend, der es mit sich dahinriß.

Das Pferd des Augustiners lief um die Wette mit dem des Offiziers.

Die Angst der Reiter schien sich ihren Thieren mitgetheilt zu haben und in ihre Beine gefahren zu sein.

Fuchs dachte an Nichts, als schnell die Schranne zu erreichen. Er nahm auf das hohe Alter seines Gefährten und dessen unsicheren Sitz keine Rücksicht; aber der Pater fürchtete nicht vom Pferde herabzufallen. Der Gedanke, daß an der flüchtigen Sekunde Mariens Leben hänge, hatte sein ganzes Wesen durchgeistigt und neue Kräfte in dem alten Baue wachgerufen.

Er war nun das, was er sein sollte. Eine Staffete, welche die Flügeln des Windes selbst überholen soll, wenn es gilt, das Gnadenwort zu den Stufen des Schaffots zu tragen.

Ihre rasende Eile hemmte aber gar bald das gesperrte Stadtthor, das sie nun erreicht hatten. Man mußte an das Thor schlagen, damit der Wachtposten im Thore herbeikomme.

Der Posten lugte erst durch die kleinen Oeffnungen im Thore, um sich davon zu überzeugen, ob es nicht ein großer und verdächtiger Haufe sei, welcher Einlaß verlange.

Nachdem er seine Wahrnehmung gemacht und an seinen Abzeichen den Offizier erkannt hatte, rief er die Wache heraus.

Indeß aber klangen die Todesglocken lauter und lauter. Der eherne Mund, welcher zur nächtlichen Exekution rief, schien sich verhundertfacht zu haben, und das mit demselben sich mischende eilfertige, helle Geklingel schallte fürchterlicher den Reitern in die

Ohren, als der Donner tödtlicher Geschosse, die nach ihrem Blute rasen.

Und noch immer läßt man sie nicht weiter ziehen.

Wie entsetzlich lange es währt, bis endlich das Thor in seinen Angeln knarrt.

Wie langsam es nur Zoll für Zoll zurückweicht, damit ja nicht die Reiter noch zur rechten Zeit auf dem Exekutionsplatze erscheinen.

Wie entsetzlich lange Zeit geht vorüber, bis die Wache sich ordnet und die Spitzen ihrer Schweinsfedern ihnen entgegenstreckt, welcher Waffen sie sich beim nachtlichen Thordienste gewöhnlich bedienen; wie lange es nur währt, bis der Korporal seine träge Zunge endlich in Bewegung setzt und vorschriftsgemäß seine Frage stellt.

O, es gibt keine Eile, durch welche die Ungeduld befriedigt werden könnte.

Endlich! Endlich!

Die Spitzen der Schweinsfedern haben sich aufgerichtet, die Wache tritt zurück und die Reiter haben freie Gasse gewonnen. Wie die Windsbraut geht es durch die Kärntnerstraße und dann an dem Stefansfriedhofe vorüber.

Der Lichtensteg ist erreicht.

Von dort sieht man zur Schranne.

Ein düster rother Schein leuchtet von dort gegen Himmel auf und fällt auf eine dunkle Masse, die aus dem Boden gleich einem hohen Erdwalle emporragt.

Die schlimmen Ahnungen des Schultheiß von Dillingen gehen in Erfüllung.

Marie wird zum Tode geschleppt, sie ist nicht mehr zu retten.

Wer sollte die Unglückliche anders sein, die dort auf dem hohen Gerüste, von unheimlichen Gestalten umstellt? Es ist ein Weib mit entblößten Armen und Nacken.

Das Licht einer nahen Windfackel, hoch emporgehalten, fällt auf ihr Gesicht und ihren Scheitel und verwandelte dasselbe in ein glänzendes Bild mit unkenntlichen, kaum markirten Zügen.

Der rothe Mann ist dort.

Noch ist es nicht zu spät.

Die Gestalt der armen Sünderin verkleinert sich nun.

Man hat sie auf dem Schemel niedergedrückt.

Noch ist es nicht zu spät.

Graf Fuchs erhebt seine Stimme.

Sie schallt weit hin durch die Nacht, allgewaltig wie Posaunenschall am jüngsten Gerichte! Halt! halt! im Namen des Kaisers, halt!

Die Reiter prallen an die Linie des kroatischen Fußvolkes an, welche um das Blutgerüst ein Quadrat geschlossen.

Halt! halt! Im Namen des Kaisers, halt!

Drinnen im Quarré ragen Gestalten von Jesuiten mit den Oberleibern hoch über die Köpfe der Soldaten hervor.

Sie sitzen zu Pferde und kommen rasch heran.

Der Augustinermönch hält die Schrift des Kaisers in die Höhe und ein Jesuit streckte über die Soldaten hinweg die Hand darnach aus.

Keine Exekution! preßte der fast athemlose Burgkaplan heraus.

Die Weber ist frei.

Er übergibt die Schrift dem Jesuiten. Es ist der Rechte, an den er sich gewendet.

Pater Ascalo hat die kaiserliche Ordre empfangen.

Schnell reitet er zu der an dem Schaffote angelehnten Leiter, wo ein Scherge eine Windfackel emporhält.

Er liest die Schrift.

Zwei Kerle haben die Delinquentin auf den Schemel niedergedrückt und legen ihr eine Binde vor die Augen.

Der Henker, ein kleiner, breitschulteriger Mann, beugt sich vom Schaffote, das Richtschwert gerade aufgerichtet, zu Ascalo erwartungsvoll hinab, dem auch eine Schaar von Todtenbrüdern zuströmten, um die kaiserliche Botschaft aus dem Munde des Pater Ascalo zu erfahren.

Alle darin im Quarré sind in Bewegung.

Die Kreuze der Bettelmönche schwankten hin und her wie Masten im Sturme. Nur die Soldaten stehen wie eine eherne Mauer.

Ascalo wendet nun seinen Blick von der kaiserlichen Botschaft hinweg. Er winkt mit der freien Hand, während er dem Henker einige Worte zuruft. Sein Pferd bäumt sich, aber er bewahrt seinen Sitz und sprengt nun auf Fuchs und den Schloßkaplan zu.

Hoch lebe seine Majestät! rief er mit lauter Stimme. Aber die Weber stirbt! — Henker schlagt zu! —

Ein Schrei des Entsetzens klang durch die Nacht, schon schlug der Henker die arme Sünderin in das Genick.

Der Kopf überschlug sich und hing ihr an der Brust.

Das beirrte den Freimann nicht.

Er faßte das Haupt und schnitt es nun völlig vom Rumpfe ab.

Der Schrecken hatte Fuchs überwältigt.

Unthätig hatte er der grauenhaften Hinrichtung zugesehen; aber jetzt, als die Todtenbrüder sich der Leiche bemächtigten, da erwacht er wieder zum Leben.

Da rührte er sich gar gewaltig, wild stieg sein Roß empor, mit den Vorderhufen ausgreifend, brach es in das Quarré ein, brach es durch, und flog im ungezügelten Laufe dem Schaffote zu.

Hätte er das früher gethan.

Aber wie konnte er ahnen, daß man das kaiserliche Reskript mißachten werde.

Von dem Schaffote wendet er sich wieder seitwärts, um Pater Ascalo nachzusetzen.

Der Wiener Stadtkommandant kam ihm entgegen und richtete, seinen Degen nach dem Rittmeister ausstreckend, an ihn die Frage: „Freund oder Feind?"

Ich diene Sr. Majestät, antwortete Fuchs. Dient Ihr den Pfaffen, so seid Ihr mein Feind. — Legt den Ascalo in Ketten. Er hat an der Macht und Hoheit Sr. Majestät gefehlt. — Ergreift ihn, er ist ein Mörder.

Das gehört nicht hieher, rief der Kommandant. Stört die Ordnung nicht weiter, sonst laß ich Euch in Haft bringen.

Fuchs hielt seine geballte Rechte empor und rief: Verrath! schmählicher Verrath! Wehe über Euch alle!

Rittmeister Fuchs schwang sich hierauf auf das Schaffot empor und tauchte sein Taschentuch in das Blut der Hingerichteten, das er dann hoch emporhielt.

Unschuldiges Blut! rief er, unschuldiges Blut! O, auch für Euch ist die Stunde des Gerichtes nahe, Fluch und Verdammniß über Euch alle!

Als Fuchs von dem Schaffot hinabstieg, da hatten sich bereits

die Kroaten seines Pferdes bemächtigt. Nun aber trat auch ein Offizier auf ihn zu, welcher ihm seine Waffen abforderte. Er warf einen wüthenden Blick auf diesen und dessen Umgebung.

Als er aber sah, daß er von mehr als fünfzig Mann umringt sei, so warf er seine Waffe von sich und rief:

Wohlan denn, nehmt mich gefangen. Vollendet das Maß Euerer Büberei. Ihr seid keine kaiserlichen Leute mehr, sondern die Knechte eines verbrecherischen Pfaffen. Nun, so treibt es denn weiter, Ihr Rebellen.

Graf Fuchs wurde von den Soldaten nach der Schranne geführt.

Neununddreißigstes Kapitel.

Fuchs erhält seine Freiheit wieder.

Drei Tage und drei Nächte wurde Fuchs in der Schranne gefangen gehalten. Schon am zweiten Tage kamen zu ihm zwei Offiziere, welche er nicht kannte und verlangten, daß er ein Kartell unterzeichne, womit er sich verbinde, an Niemanden für seine Gefangenschaft sich zu rächen und auch deshalb keine Klage zu führen.

Er sollte die sogenannte Urfehde schwören, was von jedem Inquisiten verlangt wurde, wenn er in die Freiheit gesetzt werden sollte.

Der Rittmeister zeigte sich höchst entrüstet über dieses Ansinnen und wies die Offiziere von sich.

Am dritten Tage erschien der Adjutant des Grafen Palm, welcher ihm sein Seitengewehr überbrachte, und ihm auf das Freundlichste erklärte, daß er ohne jede Bedingung frei sei.

Racheglühend eilte Graf Fuchs nach seiner Wohnung, wo er von seinen Leuten vernahm, daß der Kaiser sich wieder in der Burg befinde.

Das ist kaum glaublich, erwiderte er, und ging sodann nach der kaiserlichen Burg.

Auf dem Wege dahin begegnete er einem Hoffourier, welchen er kannte.

Ist der Kaiser in Wien? fragte er ihn.

Gottlob ja, antwortete dieser. Ich sage „Gottlob", denn seit dieser Zeit hat sich der Gesundheitszustand merklich gebessert.

Also gibt es in der Burg keine Pestkranken mehr.

„Gottlob" nein, antwortete der Fourier. Ich sage „Gottlob", weil bis zur Stunde kein Pestfall in der Burg sich ereignet hat. Der Hoffourier, welcher erkrankte, ist längst schon wieder gesund geworden. Er hatte eine Indigestion und man wähnte, ihn habe die Pest befallen. Der Hatschier ist zwar gestorben, aber sein Leiden soll „Gottlob" gleichfalls nicht die Pest verschuldet haben. Ich sage „Gottlob", weil es sehr traurig wäre, wenn man nicht einmal im Hause Seiner Majestät, wo doch so viel gebetet wird, Sicherheit fände.

Aber bei der Kaiserin-Witwe selbst haben sich Pestbeulen gezeigt.

Das war „Gottlob" ein Irrthum, antwortete der Fourier. Ihre Majestät hatte ein Traktätlein auf die Stirne gedrückt und dieses die schwarze Farbe zurückgelassen. Diese schwarzen Flecke hielt man für Pestzeichen.

Aber der Kammerherr, welcher in der Antichambre zu Boden stürzte?

Nicht in Folge der Pest, sondern in Folge eines großen Schreckens. So ist alles „Gottlob" wieder bei uns in Ordnung. Ich sage „Gottlob" —

Weil Ihr nichts Anderes zu sagen wißt, fiel ihm der Rittmeister in das Wort und ging von ihm hinweg.

Der Zugang in die kaiserliche Burg war nur durch den Schweizerhof, was Graf Fuchs am Hauptthore erfuhr.

Er begab sich dahin und wurde in den Hof eingelassen, was auch Keinem, der ein kaiserliches Tuch trug, eine Schwierigkeit machte.

Aber weiter konnte er nicht vordringen. Er mußte einem Hofbediensteten seinen Namen nennen und sein Geschäft, welches ihn in die Hofburg gebracht.

Nach einer halben Stunde kam der Bescheid aus der kaiserlichen Kammer, daß Graf Fuchs unbedingt zurückzuweisen sei.

Dies wurde ihm von einem Korporal der kaiserlichen Garde bekannt gegeben.

Hierauf hätte ich mich gefaßt machen sollen, sagte Fuchs. Jedenfalls herrschen die Jesuiten in der Antichambre und verstellen mir den Weg zum kaiserlichen Throne. Meldet mich dem Grafen Hamilton, mit dem ich Wichtiges zu verhandeln habe.

Graf Hamilton ist nach Schloßhof abgereist, antwortete man ihm, und er wird wohl sobald nicht von dort zurückkehren.

Graf Fuchs machte rechtsum und ging.

Schon in der nächsten Stunde war er draußen am Spitz, wo er mit dem Grafen Walderskirchen zusammentraf.

Dieser wußte bereits, daß das Haupt der Marie von Dillingen auf dem Schaffote gefallen sei. Aber er hatte nichts davon gehört, daß diese Hinrichtung gegen den ausdrücklichen Befehl des Kaisers vorgenommen worden war.

Als er nun dieses aus dem Munde seines Freundes erfuhr, so rief er:

Entsetzlich! Der Kaiser kann es unmöglich wissen, was da geschehen sei; denn sonst müßte er die Jesuiten bereits vernichtet haben. O, diese That muß jedes Lamm in einen Tiger verwandeln.

Dafür gibt es noch kein Anzeichen, antwortete Graf Fuchs. Wohl aber ist guter Grund vorhanden, annehmen zu können, daß der Kaiser nicht daran erinnert werden will, mir sein Wort gegeben zu haben, daß der Weber kein Leid widerfahren werde. Denn ich wurde in die inneren Räume der Hofburg nicht eingelassen.

Davon mag der Kaiser nichts wissen, sagte Walderskirchen. Jedenfalls hat man ihm über den Hinrichtungsakt falsch berichtet.

Ein kläglicher Trost, antwortete Rittmeister Fuchs. Ich quittire meinen Dienst.

Thue das nicht, antwortete Walderslirchen. Reiße Dich nicht von mir los. Wir haben stets in brüderlicher Eintracht einander unterstützt und Rücken an Rücken jeden Feind bekämpft, woher er auch kommen mochte. Wir wollen noch ferner zusammenstehen, an jenen Elenden furchtbare Rache nehmen, die den Tod der Weber verschuldeten.

Welch' ein Geschwätze, sagte Fuchs, höchst verdroßen. Nimm die grimmigste Rache, sühne mit Blut die grause Blutthat, aber ich sage Dir, mit dem Blute des Schurken wirst Du den Kopf der Weber nicht wieder an ihren Nacken befestigen können. Sie

ist todt! Das herrliche Wesen, das Gott zu seiner Lust und Freude geschaffen, hat erbärmlich geendet, und wir haben das unserem Kameraden Ahremberg gegebene Wort nicht gelöst.

Wir haben es gelöst, antwortete Walderskirchen. Wer kann ein Menschenleben gegen meuchlerische Tücke sicherstellen. Wir haben ehrlich gekämpft und gerungen und mehr als einmal unser Leben für die Weber in die Schanze geschlagen. Laß' diese unselige Zeit vorübergehen, welche mit Schrecken und Entsetzen alle Herzen lähmt. Dann wollen wir dem Kaiser die Augen öffnen, welche ihm von den Jesuiten zugehalten werden. Und die Stunde des Gerichtes hat dann für sie geschlagen.

Eine volltönige Phrase, die mein Gemüth wahrlich nicht erleichtert. Kaum kann ich mich bezwingen, um nicht im wildesten Grimme loszubrechen. Gib mir Urlaub! ich gehe nach Neuberg, um mich mit meiner Muhme zu besprechen.

Daran werde ich Dich nicht hindern, sagte Walderskirchen, und ich halte diesen Schritt für ebenso wichtig als nothwendig. Das Haupt der Weber ist gegen den Willen des Kaisers gefallen. Es können nun auch andere Häupter an die Exekutionsreihe kommen, die uns noch theurer sein müssen, als das der unglückseligen Marie von Dillingen. Die Jesuiten sind geschworene Feinde der Kaiserin und Deiner Muhme.

Diese Worte machten sichtlich einen tiefen Eindruck auf Rittmeister Fuchs. Sein Blick verfinsterte sich noch mehr und er sagte mit dumpfer Stimme: Du hast Recht, Bruder, wir dürfen nicht vom Kampfplatze abtreten; denn die schwarze Wolke birgt noch unheilvollere Blitze in ihrem Schoße, als die bisher gezeigten. Beim ewigen Gott! wir müssen stehen und mit unseren Leibern die bedrohten Frauen schützen.

Eine interessante Neuigkeit, meine Herren, rief ein Offizier in des Zelt des Regiments-Kommandanten eintretend, das im freien Felde in der Mitte der gelagerten Reiter aufgestellt war. Die Kaiserin ist im Schloßhofe.

Wer hat Euch diesen Bären aufgebunden? fragte Fuchs.

Ich weiß es bestimmt. Die Kaiserin war vorgestern in Mödling und wollte in Wien einziehen. Der Kaiser jedoch schickte ihr

die Post, daß sie augenblicklich nach Schloßhof sich begeben solle. Daß es sich so verhält, darauf könnt Ihr Gift nehmen.

Und was wißt Ihr, lieber Mark, von meiner Muhme Fuchs?

Nun die ist bei der Kaiserin und lacht und scherzt mit ihr den ganzen lieben Tag.

Aus welcher Quelle habt Ihr geschöpft?

Aus einer ganz zuverlässigen.

Ihr seid doch keine heffähige Person und man hört auch nichts, daß Ihr Euch gern zu den Jesuiten schleicht, welche gewöhnlich über alle Verhältnisse am Besten unterrichtet sind.

Zerbrecht Euch nicht den Kopf, Ihr werdet es doch nicht errathen. Aber sagen will ich es Euch doch. Aus langer Weile machte ich eine Exkursion gegen den Leopoldsberg, sagte Rittmeister v. Mark. Kaum tausend Schritte von hier befindet sich eine Fähre, mit welcher man an das diesseitige Ufer gelangen kann. Ich ließ mich übersetzen und kam in ein Dörfchen, in welchem ich guten Wein fand. Als ich dann von der Schenke den Berg emporsteigen wollte und den Höhepunkt des Dörfchens erreicht hatte, sah ich dort, mit dem Zügel an einen Baum befestigt, ein wunderhübsches Reitpferd. Ich schwöre es Euch, es war ein echter Araber. Ich konnte mir das Thier, ein blendend weißer Schimmel, mit langer, seidenartiger Mähne nicht genug ansehen. Sein Fell glich dem einer Katze, so weich und sammtartig war es anzufühlen. Es war gesattelt und dessen Zaum mit Silberschnalien geschmückt.

Wem gehört dieses Pferd? fragte ich einen herbeikommenden Mann.

Einem Soldaten, antwortete Dieser, der sich beim Häusler drinnen befindet.

Ich schüttelte den Kopf und dachte mir: das ist kein Soldatenpferd. Wahrscheinlich hat ein Soldat dasselbe einem edlen Herrn gestohlen.

Und was weiter?

Ich besann mich nicht lange und ging in die Hütte, vor deren Bretterthüre das Pferd stand.

Ein altes, schmutziges Weib kam mir entgegen.

Wo ist der Soldat, fragte ich, dem das Pferd gehört?

Bei seinem Leuten im Hofe.

Und was sind denn das für Leute? fragte ich weiter.

Nun, der Klosterknecht und die Kundl.

Ich stolperte durch den unebenen Hausgang.

Ober mir das Gewölbe drohte mit Einsturz, und die offene Stube, an welcher ich vorbeikam, sah höchst armselig aus.

Darauf lockerte ich meinen Sarras in der Scheide, fuhr Herr von Mark fort, und dachte mir, daß ich mich in einer Räuberhöhle befinde und meine Waffe gebrauchen werde. Den Dieb wollte ich hinter das Ohr hauen, daß er mir nicht entlaufen könne.

Ihr erzählt sehr umständlich.

Das ist auch wahrlich nothwendig, denn Ihr müßt mit mir den merkwürdigen Gang machen. Ich komme in den Hof. Ein kleiner Raum mit altem halbverfaulten Bretterwerk und darinnen seitwärts eine grüne Weinlaube.

Ich höre drinnen einen Mann sprechen: Nehmt diese Goldstücke, Vater. Später bringe ich Euch wohl mehr.

Da legte ich die Hand auf meine Waffe.

Der Soldat war dort. Ich sah durch das Weinlaub einen weißen Aermel mit blauem Aufschlage und ging nun beherzt weiter vorwärts.

Warum solltet Ihr nicht beherzt vorwärtsgehen? Habt Ihr doch gehört, daß außer dem Dieb nur ein Knecht in der Laube sitze.

Und die Kundl, sagte Mark lachend. Ich sage Euch, ein wunderliebes Mädel, braun, feueräugig, ganz nach meinem Schlag.

Nun, ein Adonis seid Ihr eben nicht.

Ich meine, nach dem Schlage, wie ich ihn liebe.

Ihr ermüdet uns mit Euerem Geschwätze, sagte Fuchs verdroßen.

Geduld, jetzt wird Euch die Sache gleich interessiren.

Ich stehe vor der Hütte. Der Soldat sitzt mit dem Rücken gegen mich gekehrt. Ihm gegenüber ein altes dürres Männchen in Bauerntracht, und seitwärts die hübsche Kundl.

Auf dem Tische steht ein Weinkrug und dabei einige irdene Krüglein. Auch die Dukaten sehe ich, die der Soldat dem Alten aufgezählt. Es waren fünf oder sechs Stücke. Sie funkelten so allerliebst, als wenn sie erst aus der Münze gekommen.

Und nun habt Ihr den Dieb gepackt?

Ich klopfte dem Soldaten auf seine Schulter und fragte barsch: Woher das Gold? Woher das Pferd?

Der Soldat kehrte sich um und sah mich an.

Meine Herren, ich möchte wissen, was ich in diesem Augenblicke für ein Gesicht gemacht habe. Hört es wohl, ich sah unseren Kornet, den Michel Knecht von uns, den Ihr als Kourier dem Kaiser nachgesendet.

Der Kornet erhob sich, salutirte und sagte: Herr Rittmeister seid mir gegrüßt!

Ei Donnerwetter, sagte ich, wie kommt Ihr daher?

Ich habe einen kurzen Urlaub erhalten, antwortete der Knecht, nnd benütze denselben, meine Angehörigen zu besuchen.

Ich habe ihn beurlaubt? sagte Walderskirchen erstaunt. Ist er doch nicht von seinem Ritte zurückgekehrt.

Wartet, es kommt noch besser, antwortete von Mark. Als ich ihn nach der Seite hin anblickte, bemerkte ich, daß er ein goldenes Porteepée habe.

Donnerwetter? rief ich, man hat Euch zum Offizier gemacht?

Ja, antwortete er ganz unbefangen.

Wem gehört denn das Pferd und diese blanken Goldfüchse?

Das Pferd gehört mir, antwortete Knecht, und die blanken Goldfüchse meinem Vater.

Ei, ei, ei! rief ich, das Pferd ist von edler Abkunft und wohl tausend Dukaten werth.

Meint Ihr, daß es so ist? Um so besser. Wollt Ihr Euch nicht setzen, Herr Rittmeister, und ein Glas Wein mit uns ausleeren?

Ich habe Eile, sagte ich, aber ich setzte mich doch der schönen Kundl gegenüber und sprach mit ihm von unseren dienstlichen Veränderungen und sagte dann: Wir werden wohl gemeinsam in das Lager zurückkehren?

Das darf ich nicht, sagte er, ich habe nur Urlaub erhalten, um zu meinem Vater zu reiten, und muß in kürzester Frist auf meine Station zurückkehren.

Wo ist den Eure Station? frug ich weiter.

Im Schloßhof bei Marchegg.

Nun, da macht Ihr keinen Umweg, sagte ich, wenn Ihr mit mir unser Lager passirt.

Daß weiß ich wohl, antwortete er, doch ich muß mich nach meinen Vorschriften halten.

Donnerwetter, wie lock' ich den Knecht zu uns, dachte ich mir, denn es hatte sich einmal die Idee fest bei mir eingenistet, daß der Kornet ein großer Spitzbube sei. Höchst erwünscht kam es mir, als er sagte, daß er mich bis nach Jedlersee begleiten werde.

Knecht verabschiedete sich auch von seinen Angehörigen, schwang sich dann auf sein Pferd, und ich ging an seiner Seite zu Fuß wie ein Schildknappe dahin. Wir übersetzten dann gemeinschaftlich auf der Fähre die Donau und Knecht liebkoste sein Pferd, damit es sich während dem Ueberführen ruhig verhalte.

Als wir uns Jedlersee näherten, so sagte er zu mir: Ich bitte Euch, bringt meine respektvollen Grüße meinem ehemaligen Rittmeister, dem Grafen Walderskirchen, und dem Herrn Grafen Fuchs. Sagt ihm, daß seine Muhme sich bei guter Gesundheit befinde, und daß er nun gute Gelegenheit habe, mit ihr zu sprechen, da sie sich mit der Kaiserin wohl für längere Zeit im Schloßhof aufhalten wird. Ihre Majestät wollte mit dem Gefolge direkte nach Wien zurück. Als wir aber, nachdem wir das Schloß Neuberg verlassen, nach Mödling kamen, kam die kaiserliche Ordre, ja nicht nach Wien zu gehen, sondern nach Schloßhof, wo auch morgen der Kaiser eintreffen wird.

Woher wißt Ihr denn das Alles? fragte ich ihn. Knecht antwortete mir: Das kann ich leicht wissen, denn ich bin Offizier der Kaiserin.

Offizier der Kaiserin? rief ich erstaunt. Wer hat Euch denn dazu gemacht?

Die Kaiserin, antwortete er lakonisch und reichte mir dann ganz ungenirt die Hand und sprengte davon. He, meine Herren, glaubt Ihr es, daß es sich wirklich so verhält, wie Knecht mir gesagt?

Warum sollten wir dies nicht glauben? nahm Graf Fuchs das Wort. Knecht ist stets ein braver Soldat gewesen, der stiehlt keine Pferde und hängt auch kein goldenes Porteepée ungebührlich an.

Das meine ich auch, sagte Mark. Ist das aber nicht wunderbar? Er ist jetzt unseres Gleichen. Aber wir sind seines Gleichen

nicht; denn Keiner von uns reitet ein so prachtvolles Pferd als der ehemalige Kornet. Die Gunst der Kaiserin hat aus dieser Büchermotte und Schreiberseele einen hohen Herrn gemacht, und wer weiß es, ob er nicht auch schon in den Adelstand erhoben worden ist. Ja, die Gunst der Hoffrauen.

— — — — — — — — — — — — —

Kaum verging eine Stunde, so war Rittmeister Fuchs bereits auf dem Wege nach Schloßhof.

Keine bessere Nachricht hatte er von Mark erfahren können. Sie allein hat ihn von einer fruchtlosen Reise nach Steiermark bewahrt.

Seine Muhme mußte er sprechen, um mit ihr gemeinsame Maßregeln treffen zu können.

Kaum hatte er jedoch einige Stunden Weges zurückgelegt, als sich der Himmel graunächtig umzog und ein furchtbares Ungewitter losbrach.

Es donnerte und blitzte, und der Regen fiel in Strömen herab. Nur mit Mühe konnte er sich in ein Dorf salviren, und auch dort war es wahrlich nicht geheuer.

Eine ungeheure Wassermenge ergoß sich in diesen Ort, und kaum gelang es ihm, sich und sein Pferd vor dem Ertrinken zu retten.

Das war ein allgewaltiger Umschlag der Witterung. Denn die ganze Zeit hindurch hat sich keine Regenwolke am Himmel gezeigt.

Wohin man sah, gab es kein freundliches Grün mehr und man flehte inbrünstig um einen Gewitterregen, in der Hoffnung, daß mit demselben auch die Pest aufhören werde.

Der Rittmeister konnte nicht ohne Sorge daran denken, daß sich die Kaiserin mit seiner Muhme auf der Reise befinde, denn er vermuthete, daß diese Wasserverheerung sich weithin über das Land erstrecken werde.

Erst nach vielen Stunden lichtete sich endlich der Himmel. Aber an eine Weiterreise war nicht zu denken, denn die ganze Fläche, so weit sein Auge reichte, hatte sich in einen See verwandelt.

Fuchs mußte in jenem Dorfe übernachten.

Dennoch wollte sich Fuchs nicht länger in dem Orte auf-

halten, und da er gegen Norden hin ein hügeliges Terrain sah, so suchte er dies zu erreichen.

Der Einfall war gut. Er gelangte nach Bockfließ. Dort befand sich ein festes Schloß.

Um sich über den Weg nach Schloßhof wohl unterrichten zu lassen, begab er sich in das Schloß.

Er fand daselbst eine Bekannte und zwar das Hoffräulein Gräfin Johanna Wallis, welche gewöhnlich nur Flaster genannt wurde. Denn man erzählte von ihr, daß sie eine unbezwingliche Aversion gegen Männer habe.

Und wer sollte auch daran zweifeln, daß es sich in der That so verhalte, da sie trotz ihrer strahlenden Schönheit noch immer nicht verehelicht war, obwohl sie bereits vierundzwanzig Jahre zählte. Sie hatte ihren vielen Freiern, aus den vornehmsten Geschlechtern, mit großer Konsequenz Körbe gegeben und benützte jede Gelegenheit, die ländliche Einsamkeit zu suchen, obwohl sie gerne bei Hof gesehen wurde. Die Kaiserin Elisabeth war ihr gewogen und hätte sie gewiß auf ihre Reise nach Steiermark mitgenommen, wenn sie damals in Wien gewesen wäre. Sie hielt sich schon damals bei einer Jugendfreundin in Bockfließ auf.

Als Gräfin Wallis nun von Fuchs hörte, daß die Kaiserin sich mit ihrem kleinen Hofstaate nach Schloßhof gewendet habe, so sagte sie:

Grüßt mir Eure Muhme Fuchs und ersucht sie in meinem Namen, es zu verhindern, daß ich zum Hofdienste wieder einberufen werde. Ich bin milzleidend und deßhalb gewöhnlich sehr verdrossen. Mir schafft es Beschwerden, immer in voller Parade und festgeschnürt dazustehen.

Die junge Dame vermittelte es hierauf, daß die Herrschaftsbesitzerin ihrem Kutscher den Auftrag ertheilte, den Rittmeister in ihrem Wagen nach Schloßhof zu fahren.

Das kam dem Grafen erwünscht; denn sein Pferd hatte sich am Hufe beschädigt und hinkte nun.

Während die Landkarosse in Stand gesetzt wurde, befand sich Graf Fuchs in Gesellschaft der Dame des Hauses und der Gräfin Wallis beim Morgenimbiß.

Es wurde von Allem gesprochen, nur nicht von der Pest.

Die Frauen fürchteten sich jedenfalls überaus vor derselben, da man den Grafen bei der Ankunft sogleich in eine Räucherkammer führte, um ihn durch Räucherung von einem möglichen Kontagium zu befreien. Man hielt sich auch beim Frühmahle so ziemlich von dem Rittmeister ferne und betrieb mit Eile seine Weiterreise.

Aus dieser Ursache vermuthete Graf Fuchs, daß sich die Wallis aus Furcht vor einer Ansteckung nicht aus dem alten Schlosse Bockfließ entfernen wollte.

Der Graf erzählte von der unglücklichen Braut des Herzogs von Ahremberg und von jenen Kämpfen und Anstrengungen, welche von den Offizieren des Regimentes Bucqoi gemacht wurden, um die Weber zu retten.

Diese Neuigkeiten interessirten die Damen überaus, sie schenkten der Hingeopferten eine warme Theilnahme.

Gräfin Wallis sprach sich mit größter Entrüstung gegen das Treiben der Jesuiten aus. Dagegen spendete sie den Offizieren des Regiments Bucqoi reiches Lob und sagte unter Anderem, dieses Reiterregiment ist auch das vorzüglichste in der kaiserlichen Armee. Ich nehme auch ein besonderes Interesse für dieses Regiment. Das Bandeliere für die Hauptstandarte habe ich selbst gestickt.

Das ist Allen im Regimente wohl bekannt, antwortete Graf Fuchs. Wir verehren auch die Komtesse als unsere jungfräuliche Fahnenmutter, und es wird unsere Sache sein, die Jungfräulichkeit der Fahne stets zu bewahren.

Sehr galant, antwortete die Dame. Wir wollen sehen, ob Ihr Wort halten werdet. Der Erfolg in der Schlacht hängt nicht allein von der Bravour der Herren Offiziere ab, und die Mannschaft zeigt nicht immer besondere Lust, für Andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen; denn wenn sie auch Wunder der Tapferkeit verrichtet, so wird sie doch nicht durch Siegeskränze ausgezeichnet. Die fallen nur Euch, Offizieren, zu.

Wohl wahr, sagte Fuchs, aber wir haben eine tüchtige Mannschaft beisammen, welche Blut und Leben einsetzt, um die Ehre ihrer Fahne zu bewahren.

Es soll mich freuen, wenn es sich so verhält, sagte Gräfin Wallis. Aber ich kann es mir nicht gut denken, daß ein frischer Bauernknecht sich für den Ruhm eines Regiments begeistern kann.

Bei diesen gibt die Liebe zu Kaiser und Vaterland den Ausschlag.

Auch dazu gehört ein starkes Herz; aber es laufen auch liederliche Studenten nicht selten aus Hang zum Müssiggang zu der Werbehütte. Was kann aus diesen werden? Einen solchen Vogel kannte ich. Er war Hofmeister bei uns im Hause. Ich glaube, er hieß Knecht. — Habt Ihr nicht einen Reiter solchen Namens in Eurer Truppe.

Selten weiß ein Offizier etwas von Einzelnen aus der Mannschaft, sagte Graf Fuchs. Aber zufälliger Weise kann ich über diesen Knecht einige Auskünfte ertheilen. Ich glaube wenigstens, daß es ein und dieselbe Person ist, von welcher wir sprechen. Jener Knecht, der bereits seine Studien vollendet hatte und den Doktorhut erlangen sollte, ließ sich als gemeiner Reiter bei uns anwerben und hatte es in kurzer Zeit bis zum Kornet gebracht.

Nun, als Kornet kann er sitzen bleiben, sagte Gräfin Wallis lachend, bis die Posaunen des jüngsten Gerichtes erschallen; denn das Offizierspatent will um hohen Preis gekauft werden, wenn nicht hohe Gunst das Knäblein schon in der adeligen Wiege damit auszeichnete. So wird dieser Knecht ein Knecht bleiben, so lange er lebt. Für den gemeinen Reiterdienst braucht man auch nicht besonderes Wissen. Habe ich nicht Recht, Herr Rittmeister?

Die liebenswürdige Komtesse hat immer Recht, antwortete Fuchs lächelnd. Nur zufälliger Weise macht dieser Knecht von der allgemeinen Regel eine kleine Ausnahme. Er ist kein Kornet mehr und ist auch nicht im Regimente avanzirt.

Wie? rief Gräfin Wallis, die vorhin nur gleichgiltig geplaudert, plötzlich mit großer Lebhaftigkeit, was hat sich da zugetragen?

Wir schickten ihn als Kourier dem Kaiser nach Steiermark nach. Die Kaiserin nun hat ihn bei sich behalten und zu ihrem Offizier gemacht.

Zu ihrem Offizier? rief die Komtesse erstaunt. Ist das gewiß?

Knecht hat es wenigstens gesagt. Rittmeister Mark hatte ihn bei seinem Vater, einem armen Hauer am Kahlenberge, getroffen. Da trug er bereits das goldene Porteepée und ritt einen arabi-

schen Schimmel, der Herrn von Mark zu größter Bewunderung Gelegenheit gab, und regalirte seinen Vater mit blanken Goldstücken.

Abscheulich! rief Gräfin Wallis, welche von einer so großen Aufregung ergriffen worden, daß sie ganz blaß war. Abscheulich! wiederholte sie nach einer längeren Pause, einen solchen Menschen der niedrigsten Herkunft den hebt man empor und setzt ihn auf ein Araberroß. Das ist eine Schmach, die den ganzen Adel trifft. In einem alten Buche habe ich gelesen: „Als Adam hackte und Eva spann, wo war denn da der Edelmann." Der Adel rekrutirt sich ja nur aus den Reihen der Knechte. Und dieser Knecht, welcher alle trefflichen Eigenschaften in sich vereinigt, wird bei seinen Kameraden im Regimente, auch unter denen, die das goldene Porteepée tragen, kaum die Mißgunst rege machen.

Aber er taugt bestimmt nichts, rief die Komtesse zornig und eben seine sonderbare Karrière ist ein Beweis, daß er ein nichtswürdiger Mensch ist.

Wodurch hat den dieser Knecht einen so erstaunlichen Haß der hochverehrten Komtesse auf sich gezogen?

Haß? antwortete die junge Dame spöttisch und gereizt, solche Leute regardirt man nicht. — Von etwas Anderem, Herr Graf! — Nicht ein Wort mehr von diesem Knecht, setzte sie aufgebracht hinzu. Nicht ein Wort mehr! — Von Leuten solcher Art soll man gar nicht sprechen.

Diese Komtesse mochte trotz ihres guten Aussehens im hohen Grade milzsüchtig sein; denn während sie in ihrem Aerger in den erwähnten Aeußerungen Luft machte, zerrte sie mit solchem Ungestüm an ihrer Busenkrause, daß sie zerriß und ein Stück derselben nun lose in ihrer Hand sich befand.

Dann erhob sie sich und ging eilig aus dem Zimmer hinweg.

Das Betragen der Komtesse mußte Allen auffallen.

Die Gutsbesitzerin jedoch sagte zu dem Grafen: Es ist ein entsetzliches Uebel, wenn man an der Milz leidet. Die Komtesse ist oft sehr reizbar. Ein Strohhalm im Wege kann sie erzürnen. Aber dies geschieht nur dann, wenn es sie in der Milz sticht. Dies Uebel verbannt sie auch vom Hofe. Ich zweifle daran, daß sie jemals dahin wieder zurückkehren wird.

Man sollte einen geschickten Arzt zu Rathe ziehen, meinte Graf Fuchs.

Nun in anderer Zeit, entgegnete Diese. Jetzt sind die Aerzte gefährlicher als die Krankheit selbst.

Die Gutsbesitzerin spielte auf die Pest an, was auch ihr schwerer Seufzer bewies.

Ein Bursche kam und meldete, daß der Wagen bereits bespannt sei.

Der Graf erhob sich und sagte: So will ich mich denn auf den Weg machen. Ich ersuche meine hochverehrten Freundinnen, dies der Komtesse zu sagen. Sollte sie nicht disponirt sein mich persönlich zu empfangen, so lasse ich mich mit größter Devotion empfehlen.

Dies wurde der Gräfin Wallis hinterbracht.

Sie ertheilte die Antwort, daß der Herr Graf sich nur noch dreißig Minuten gedulden möge, da sie eben im Begriffe sei, an die Fuchs einen wichtigen Brief zu schreiben.

Der Rittmeister ließ sich diesen Ausspruch gefallen. Die Damen des Hauses wurden zu der Komtesse gerufen.

Sie gingen und kamen und gingen wieder.

Der Graf wurde ungeduldig; denn schon war die halbe Stunde längst verstrichen, welche er auf das Schreiben warten sollte.

Er lehnte sich an das Fenster, sah in den Hof hinab, wo der Wagen mit den Pferden sich befand, in welchem er nach Schloßhof seinen Weg zurücklegen sollte.

Der Wagen mochte einer der ältesten sein, die man in Oesterreich gebaut hat.

Er glich einem Schlitten mit Rädern und war überaus lang und massiv gebaut.

Die Pferde jedoch, welche an den Wagen gespannt waren, sahen wohl gut genährt aus, aber sie schienen doch viel zu schwach zu sein, um das schwere Balkengerüste weiterzuschleppen.

Zu seinem Entsetzen sah jetzt der Rittmeister, daß man einen großen Koffer brachte und denselben rückwärts an den Wagen befestigte.

Aber nicht genug mit einem Koffer. Nun kam auch noch ein zweiter und dritter, welche über einander aufgestappelt wurden.

Das ist doch zu arg, rief Graf Fuchs, dem der Geduldfaden endlich riß. Auf einen Lastwagen setze ich mich nicht. Da will ich doch lieber meine hinkende Laura besteigen.

Der Rittmeister meinte hiemit sein Pferd.

Er sah sich hierauf nach einem Domestiken um, ihm Aufträge zu ertheilen. Aber die gesammten Hausgenossen schienen verhext zu sein. Sie liefen hin und her in größter Eile und standen dem Grafen gar nicht Rede.

Jetzt kam die Komtesse.

Der Graf sah zu seinem Erstaunen, daß die Komtesse sich nun im großen Putze befand und sich trotz ihrer Milzkrankheit wieder in ihre hohe Schnürbrust eingezwängt hatte. Außerdem hing noch ein Mantel rückwärts an ihrer Schulter.

Nur noch einen Augenblick Geduld, sagte sie zu dem Rittmeister, und beugte sich gegen das Kammermädchen, welches ihr über die Frisur einen großen Reisehut stürzte. Der Anzug des Kammermädchens paßte ganz zu dem ihrer Herrin. Denn dasselbe war gleichfalls mit Hut und Mantel bekleidet.

Nun kam endlich die Erklärung.

Ich fahre mit Ihnen, Herr Graf, sagte sie. Es ist mir eingefallen, daß ich höchst Wichtiges mit der Fuchs zu sprechen habe. Ich würde auch ganz gewiß in die Allerhöchste Ungnade fallen, wenn die Kaiserin erfahren würde, daß ich in ihrer Nähe weile und nicht zu ihrer Begrüßung dahin eile.

Ich bin überaus erfreut, die Komtesse als Gefährtin an meiner Seite zu haben, antwortete der Rittmeister. Aber ich bitte, meine hochverehrte Freundin, auf Eile zu verzichten. Denn wir werden wohl viele Tagreisen benöthigen und wenigstens zwanzigmal Station machen müssen, um nach Schloßhof zu gelangen, das man von hier mit halbwegs guten Pferden in einer Stunde leicht erreichen kann. Das ist für mich höchst angenehm; denn ich wollte mein ganzes Leben hindurch die liebenswürdige Komtesse als Gefährtin an meiner Seite haben.

Das klingt wie Spott, sagte Gräfin Wallis frappirt.

Nein! Frau Gräfin, bestimmt nein, antwortete Graf Fuchs. Ich meine es sehr ernsthaft. Es ist durchaus falsch, den Reisewagen des geflügelten Gottes sich als eine leichte Muschel zu denken.

Und ebenso unrichtig ist es, dem Söhnchen der zipriſchen Göttin Flügel anzudichten. Ich schmeichle mir wenigstens mit diesem Gedanken, wenn ich mir unsere Reise-Equipage ansehe.

Gräfin Wallis trat an das Fenster, sah auf den beladenen Wagen hinab und sagte dann zu dem Rittmeister:

Herr Graf, Sie haben ganz Recht. Mit einem solchen Gefährte kommen wir nicht vorwärts. Dazu habe ich noch mein Stubenmädchen mitzunehmen. Sind denn nicht noch Pferde da, daß wir vierspännig fahren können?

Die Komtesse mochte in dem Schlosse Bockfließ im großen Ansehen stehen, denn schon rannte man wieder nach allen Seiten aus, um ihren geäußerten Wunsch zu erfüllen. Sie trieb zur Eile an, und schon war auch ein zweites Paar Pferde den andern vorgespannt. Nun aber machte sich ein anderes Hinderniß geltend. Die Kleider der Gräfin wurden durch einen überaus weiten Reifrock auseinandergehalten, und erfüllten mit denselben den engen Sitzplatz gänzlich.

Der Graf zögerte nun, zu ihr in den Wagen zu steigen, indem er sich dahin aussprach, daß er den ohnehin karg bemessenen Raum nicht noch mehr beschränken wolle. Er meinte, daß es unter diesen Verhältnissen wohl besser sei, wenn er sich in den Sattel seines Pferdes schwingen würde, obwohl dieses hinke.

Die Gräfin war ebenso ungalant, als der Rittmeister galant.

Nun gut, sagte sie, das will ich ihnen bewilligen. Aber nur unter der Bedingung, daß sie auf dem Pferde in meiner Nähe bleiben werden.

Der Graf sah sich nach seinem Pferde um; aber schon fuhr die Komtesse mit ihrem Viergespanne zum Schloßthore hinaus und jagte wie Wetterbrausen dahin.

Als Graf Fuchs nun auf seinem struppirten Pferde ihr nachfolgte, hatte die Komtesse schon eine bedeutende Strecke Weges zurückgelegt.

Er hätte ihr wohl im Galoppe folgen können, denn er kannte die Willigkeit und den Eifer seines Pferdes. Aber er wollte es nicht.

Die Rücksichtslosigkeit der Wallis hatte ihn verletzt. Er ließ sie weiter rasen und folgte ihr im Schritte nach.

Vierzigstes Kapitel.

Schloßhof.

Das überschwemmte Terrain hatte eine weite Ausbreitung im Marchfelde; denn als Fuchs nach Gänserndorf kam, so sah er die meisten Felder nach der östlichen und südlichen Richtung mit Wasser bedeckt. Auch von jener Straße, welche er nun einschlagen sollte, war eben nicht viel zu sehen. Das Wasser unterbrach dieselbe auf großere Strecken.

Fuchs richtete an den Schrankenzieher von Gänserndorf die Frage, ob er es wagen könne, zu Pferde seinen Weg auf der überschwemmten Chaussee fortzusetzen.

Man kann Vieles wagen, meinte Dieser, wenn man Kourage hat. Vor einer Stunde kam eine Frau im Viergespann hier an, welche dem Kutscher, als er nicht weiterfahren wollte, zornig zurief: Du Feigling, was liegt denn daran, wenn Du ersäufst? Bleibe zurück, ich fahre allein. — Da schämte sich der Kutscher und fuhr mit der Dame in's Wasser. Ob sie die Straße behalten haben und nicht in einen wassergefüllten Graben gefallen sind, weiß ich nicht. — Die Frau hat es gewagt.

Graf Fuchs setzte auf diese Nachricht hin seinen Weg weiter fort.

Er würde es gethan haben, wenn auch die Gefahr noch weit größer gewesen wäre.

Das Ehrgefühl mahnte ihn, sich nicht an Muth von einem Weibe übertreffen zu lassen.

Bisher hatte er die Komtesse Wallis für sehr scheu und ängstlich gehalten.

Nun wußte er nicht, was er sich denken sollte.

Sie war ein grillenhaftes Dämchen, von schwer zu ergründendem Charakter.

Ob an dieser Unternehmung auch ihr Milzleiden Schuld trug?

Nachdem der Rittmeister wohl an tausend Schritte auf der überschwemmten Chaussee zurückgelegt hatte, kam er endlich auf höher gelegenes Terrain und hatte nun festen Grund.

Aber lange noch sah er an den Spuren des Wagens, wo die Gräfin gefahren war.

Der Wagen selbst kam ihm nicht mehr zu Gesicht.

In der Gegend von Marchegg, wohin er kam, hatte keine Ueberschwemmung mehr stattgefunden. Und da er auch gegen Breitensee zu außer gefüllten Wassergräben nichts mehr bemerkte, das auf ein derartiges Elementar-Ereigniß schließen ließ, so konnte er vermuthen, daß nur in der Gegend von Seuning, gegen Gänserndorf hin, ein Wolkenbruch niedergegangen sei und die weiteren Strecken des Marchfeldes von demselben verschont geblieben waren.

Fuchs hatte mit seinem Pferde eine schwere Noth. Das Fußleiden desselben verschlimmerte sich immer mehr und mehr. Ueber Breitensee hinaus wollte ihm die arme Laura gar nicht mehr von der Stelle gehen. Er war gezwungen, abzusitzen und sein Pferd am Zügel weiter fort zu ziehen. Endlich erreichte er den kleinen Ort Schloßhof und traf daselbst bei der Schmiede einen Reitknecht, welcher sich dort Pferde beschlagen ließ.

Wer ist Euer Herr, richtete Fuchs an ihn die Frage.

Graf Althan, antwortete dieser.

Dann ist wohl auch der Kaiser schon hier?

O ja, entgegnete Jener. Wir sind vor zwei Stunden schon hier angekommen.

Welchen Weg habt Ihr genommen?

Zu Schiffe fuhren wir bis Theben; der weitere Weg wurde zu Pferde zurückgelegt.

Wie groß ist das Gefolge des Kaisers.

Die Zahl der Herren ist gering. Es werden Ihrer kaum mehr als zwölf sein.

Sind Jesuiten auch mitgekommen?

Ein Einziger, der auch von der Seite des Kaisers nicht weicht. Es ist der hochwürdige Pater Ascalo, von welchem es heißt, daß er der Nachfolger des Fürstbischofes werde.

Graf Fuchs biß sich vor Aerger in die Lippen. Er übergab sein Pferd dem Schmied und setzte dann den Rest seines Weges zu Fuße weiter fort.

Schloßhof war eine alte feste Burg, der Familie Gienger angehörig.

Prinz Eugen hatte diese Besitzung von derselben durch Kauf an sich gebracht und Kaiser Karl in Erinnerung dessen, was er dem großen Feldherrn zu verdanken habe, ließ die an Schloßhof anstoßende Herrschaft sogleich ankaufen und machte damit dem Prinzen ein Geschenk, damit derselbe auf seinem Besitze auch weitere Touren machen könne.

Der Prinz befand sich damals noch in England, wo er wichtige diplomatische Angelegenheiten zu ordnen hatte.

Dahin wurde es ihm bekannt gegeben, durch welche Huld der Monarch ihn ausgezeichnet habe und Eugen sprach brieflich dafür dem Kaiser seinen Dank aus, wobei er ihn bat, Schloßhof als sein eigenes kaiserliches Haus anzusehen und ihn dadurch zu ehren, indem er in dasselbe recht oft seinen Fuß setze.

Da der Kaiser aus den einlangenden Gesundheitsberichten erfahren, daß in den an der March gelegenen Ortschaften auch nicht ein einziger Pestfall vorgekommen sei, so sendete er seine Gemalin nach Schloßhof, als diese unerwartet in Mödling eintraf und sich zu ihm nach Wien begeben wollte.

Dies that er jedoch, ohne zu wissen, daß in dem alten Schlosse eben große Bauveränderungen vor sich gingen.

Es befanden sich daselbst wohl an dreihundert kaiserliche Schanzleute, welche damit beschäftigt waren, die alten Wälle und Mauern zu rasiren.

Das Innere des Schlosses selbst war fast ganz mit Mauergerüsten umgeben.

In den Zimmern arbeiteten Opaliere, Tischler und andere Professionisten.

Und obwohl das Schloß mehr als zweihundert Zimmer enthielt, so befand sich doch daselbst kaum ein einziges, das im halbwegs guten und wohnbaren Zustande gewesen wäre.

Die Kaiserin sah sich bei ihrer Ankunft genöthigt, in einem Gartenhause gegen das sich entladende Gewitter Schutz zu suchen.

Daselbst traf sie auch noch der Kaiser, als er an dem darauffolgenden Morgen Wien verließ, um sich zu ihr zu begeben.

Karl VI. wurde auf das Unangenehmste berührt, als er nun erfahren mußte, welche Widerwärtigkeiten er über seine Gemalin verhängt hatte.

Aber die Kaiserin schmollte nicht. Sie empfing ihren Herrn mit lachendem Munde und machte ihn, als er sich wegen seiner schlecht getroffenen Maßregel höchst bestürzt zeigte, darauf aufmerksam, daß sie mit ihm in Spanien oft ein noch weit schlechteres Nachtlager gefunden habe.

Unter diesen Verhältnissen war an einen längeren Aufenthalt in Schloßhof nicht zu denken und besonders die Kaiserin wünschte mit ihrem kaiserlichen Gemal nach Wien zurückzukehren.

Pater Ascalo, welcher auch beim Zusammentreffen der Majestäten an der Seite des Monarchen sich befand, ergriff nun das Wort, um die Kaiserin von ihrem Vorhaben abzubringen.

Diese unterbrach ihn jedoch mit den Worten: Es ist nicht nothwendig, daß zwischen mir und meinem Gemal sich ein Vermittler stellt. Tretet ab.

Der Jesuitenpater mußte weichen.

Der Kaiser blieb dann länger als eine Stunde mit Kaiserin Elisabeth allein und Diese erreichte es überaus schnell, daß Karl VI. seine Einwilligung gab, daß die Kaiserin das Wiedener Lustschloß Favorita beziehen dürfe. Als er endlich von seiner Gemalin sich entfernte und auf die Terrasse des Pavillons hinaustrat, erblickte er dort Pater Ascalo und den Rittmeister Grafen Fuchs. Sie standen einander schweigend gegenüber; aber sie warfen sich gegenseitig fürchterliche Blicke zu und schienen Lust zu haben, sich aufeinander loszustürzen. Sie hatten es nicht bemerkt, daß der Kaiser auf die Terrasse getreten war. Dieser hatte indeß Muße gefunden, die Mienen dieser Beiden aufmerksam zu beobachten. Nun aber fiel das Auge des Rittmeisters auf den Kaiser und sogleich veränderte sich sein Wesen, während er mit größter Devotion Karl VI. militärisch grüßte.

Dieser stellte sich an die Seite des Pater Ascalo und rief zornig dem Rittmeister zu:

Mit welcher Unverschämtheit drängt Ihr Euch zu mir heran?

Eure Majestät, antwortete Graf Fuchs, ich bedauere überaus, die Gnade Euer Majestät verloren zu haben. Jedoch bin ich nicht hieher gekommen, Euer Majestät zu behelligen, sondern meine Muhme, die Grafin Fuchs, aufzusuchen, welcher ich viele Mittheilungen zu machen habe.

Ihr habt gar keine Mittheilungen zu machen, antwortete der Kaiser. Augenblicklich begebt Euch von hier fort, ohne Euere Muhme gesprochen zu haben.

Ich muß zu meinem größten Leidwesen Euer Majestät bekennen, antwortete Graf Fuchs, daß ich meine Muhme bereits gesprochen habe.

Der Kaiser sah den Grafen Fuchs starr an, ohne ein Wort zu entgegnen, und kehrte dann wieder in den Pavillon zur Kaiserin zurück.

Rittmeister Fuchs machte gleichfalls „rechts um" und begab sich zur Gräfin Fuchs in eine nahe Gartenpartie, wo sich diese und Gräfin Wallis mit noch einer anderen Hofdame der Kaiserin befand.

Der Rittmeister, welcher sich in sehr gereizter Stimmung befand, sagte seiner Muhme:

Der Kaiser hat mich höchst ungnädig von hier fortgewiesen. Ich werde nicht mehr zu meinem Regimente zurückkehren, sondern auf meinen Posten resigniren. Vielleicht wirst Du Dich mit mir von hier fortbegeben und auf den Hofdienst Verzicht leisten.

Warum? fragte die Fuchs.

Der Vetter wünschte seine Muhme ohne Zeugen zu sprechen und entfernte sich mit ihr von den anderen Frauen.

Der Rittmeister wies darauf hin, daß die Jesuiten, ihre Todfeinde, sich des Kaisers bereits völlig bemächtigt, und ihr Einfluß nicht mehr zu brechen sei. Die Jesuiten aber wissen, was sie von Dir zu leiden hatten, und werden es von Neuem wagen, Dich zu bedrängen, und sind nun ihres Erfolges sicher.

Mein lieber Vetter, sagte die Gräfin, verliere nicht den Kopf. Ich bin nirgends mehr sicher, als in der Nähe Ihrer Majestät. Und wenn ich es auch nicht wäre, so binden mich heilige Pflichten, auf meinem Posten, so lange es Gott und Ihrer Majestät gefällig ist, auszuhalten. Wie kannst Du es nur für möglich halten, daß diese häßlichen, abscheulichen, ränkesüchtigen Leute dem Kaiser lieber sind, als seine hochbegabte, liebreizende Frau? Gib acht, die Jesuiten werden sich groß verrechnen. Ihr neuester Streich, von welchem Du mir erzählt hast, wird gewiß für sie verderblich werden. Ich weiß es selbst, daß die Jesuiten Alles aufbieten, um den Kaiser mit seiner Gemalin zu entzweien; aber das wird ihnen nun

und nimmer gelingen. Ich halte es für wahrscheinlich daß dieser Ascalo nicht wieder an der Seite des Kaisers gesehen werden wird. Sei gefaßt und sage Seiner Majestät den Dienst nicht auf. Er benöthigt Deiner, weil Du eben anders bist als die Uebrigen, und wird Dich gewiß noch in seine Nähe ziehen. Du gehst nicht von hier fort. Vielleicht wird Seine Majestät im nächsten Moment andere Entschlüsse fassen. Doch genug von diesen widerwärtigen Dingen. Ich habe von der Gräfin Wallis erfahren, daß Du bei ihr in Bockfließ gewesen bist. Hast Du sie dazu bestimmt, ihre Angst vor der Pest zu bezwingen und wieder bei Ihrer Majestät in den Dienst einzutreten?

Nicht im Entferntesten, antwortete Graf Fuchs. Sie erklärte mir entschieden, daß ihre Milzkrankheit sie zum Hofdienste unfähig mache und daß sie nicht wieder denselben antreten werde: aber schon im nächsten Augenblicke änderte sie ihren Entschluß und sagte mir, daß sie eilig nach Schloßhof müsse, um höchst wichtige Dinge mit Dir zu besprechen.

Mit mir? fragte die Gräfin überrascht. Sie erkundigte sich nur bei mir über den Stand der Dinge bei der Kaiserin und bat mich, Ihrer Majestät zu sagen, daß sie von ihrem Milzleiden glücklich kurirt sei und nach der allerhöchsten Gnade dürfte, ihr wieder dienen zu dürfen.

Ich glaube, der Wallis fehlt es nicht in der Milz, sondern im Kopfe, antwortete Graf Fuchs.

Sie ist ein wetterwendisches Ding stets gewesen, sagte seine Muhme. Aber man kann sie dennoch wohl leiden. Sie besitzt einen sehr lebhaften Geist und huldigt keinen Vorurtheilen. Ich bin froh, daß sie da ist, denn sie haßt die Jesuiten noch weit mehr, als wir.

Ein kaiserlicher Domestik kam in Eile heran und sagte zu dem Rittmeister:

Se. Majestät verlangt nach Euch, Ihr sollt augenblicklich in den Pavillon kommen.

Schon gut, sagte Fuchs und richtete an seine Muhme, als sich der Domestik entfernt hatte, die Frage, was wohl das zu bedeuten haben mag.

Daß die erwartete glückliche Wendung sich bereits vollzogen

habe, antwortete die Gräfin erfreut. Wenn Dir der Kaiser nichts Angenehmes zu sagen hätte, würde er Dich nicht zu sich bescheiden lassen. Gehe in Gottes Namen hin und rede freimüthig, wenn sich Dir dazu die Gelegenheit bieten sollte.

Als Graf Fuchs zu dem Pavillon kam, stand Ascalo noch immer an seiner früheren Stelle auf der Terasse und ein seltsames Lächeln schwebte um seine Lippen, als der Rittmeister die Treppe hinaufstieg. Ja er nickte ihm sogar freundlich zu und wollte ihn anreden. Fuchs jedoch warf einen Blick voll Haß und tiefster Verachtung auf ihn und eilte rasch an ihm vorüber.

Als Fuchs zu den Majestäten eintrat, schritt Karl VI., die Hände auf dem Rücken liegend, in dem Saale auf und ab, während die Kaiserin, auf einem Sopha sitzend, und, nach ihrer Miene zu schließen, über wichtige und gemüthsaufregende Dinge mit ihm gesprochen haben mochte.

Kommt Zeit, kommt Rath, sagte der Kaiser. Ich dulde nichts, ich dulde gar nichts. Wir wollen sehen, wir wollen abwarten.

Karl VI. hatte eben den Salon abgeschritten und wendete sich nun dem Rittmeister Fuchs zu.

Dieser war nach einer tiefen Verbeugung vor dem Kaiser von der Schwelle der Thüre nicht gewichen und machte nun dem Kaiser die kleinen Reverenzen, wie dieselben das Zeremoniell vorschrieb, wenn sich der Hof in der Kampagne befand.

Der Kaiser setzte sich an der Seite seiner Gemalin auf das Sopha und sagte dann:

Kommt nur näher heran.

Fuchs that es.

Ich habe wenige Dienstleute, nahm der Kaiser das Wort, welche an Eifer und Treue Euch gleichen. Habt Euch gut gehalten — sehr gut. Ich wüßte nicht, was man an Euch auszusetzen hätte. Jene Troubles und Ausschreitungen gegen die Subordination können nur auf Rechnung des Grafen Walderskirchen gesetzt werden, der in allen diesen närrischen Geschichten das große Wort führte und schießen ließ.

Ist es, Euer Majestät, gestattet, unterthänigst das Wort ergreifen zu dürfen, um nachzuweisen, daß Walderskichen ein braver kaiserlicher Diener ist, fest entschlossen, jeder Zeit für das Ansehen

und die höchste Autorität der kaiserlichen Majestäten Gut und Blut in die Schanze zu schlagen.

Es ist nicht nöthig, mir dies auseinanderzusetzen", entgegnete der Kaiser.

Ich wollte nur hinweisen, Euer Majestät, daß ich mit voller Verantwortlichkeit an der Seite des Grafen Walderskirchen stehe, und daß unser Standpunkt mit Ehre, Recht und Pflicht gleichbedeutend ist. So ist es denn auch gekommen, daß wir, von Schmerz und Entsetzen auf das Höchste ergriffen, gemeinsam die furchtbare Anklage auf Pater Ascalo schleudern müssen, derselbe habe durch ein unerhörtes Majestätsverbrechen den kaiserlichen Befehl mißachtet und der ehr- und tugendsamen Marie Weber, welche rein vor Gott und der Welt dastand, durch Henkershand das Haupt zu Füßen legen lassen.

Erhitzt Euch nicht, sagte der Kaiser. Wir wissen Alles, was Ihr gegen Pater Ascalo vorzubringen habt. — Aber Ihr wißt zu wenig. Ihr seht eben die Dinge anders an, als sie in Wirklichkeit sind, und es liegt nicht in meinen Intentionen Euch hierüber Erklärungen zu geben. Ihr sollt den Ascalo in Ruhe lassen.

Das vermag ich nicht, Ew. Majestät, antwortete Graf Fuchs kühn und entschlossen. Ein Abgrund der Schmach müßte mich verschlingen, wenn ich es zugeben sollte, daß der höchste Frevel ungerochen bleibt. Sr. Majestät haben mir und allen meinen Freunden gegenüber das kaiserliche Wort verpfändet, daß der Weber kein Leid widerfahren werde und dennoch wurde sie auf das Grausamste hingeschlachtet. Incrimen laesae majestatis.

Schweigt, schweigt, unterbrach ihn der Kaiser. Warum schreit Ihr mir denn höchst ungeziemlich die Ohren voll? Wollt Ihr mich bei mir selbst verklagen? Wollt Ihr den Kaiser in Anklagestand setzen und ihn vor Ihrer Majestät der Kaiserin beschämen? Es soll mir Einer kommen und sagen: Kaiser Karl VI. habe seine Würde und Ansehen vergeben und wage es nicht einmal einen Mann zur Rechenschaft zu ziehen, der ihn an seiner Ehre geschädigt. Ich bin der Kaiser, von dem Du nichts Arges denken sollst. Zu mir sollst Du aufblicken, als zu Deinem obersten Herrn, nicht aber von Leidenschaften verblendet mich herabzusetzen suchen. Ich habe mein heiliges Wort gegeben und mein kaiserliches Wort steht fest

wie der Erde Grund. Ascalo ist hier und — frei und ich habe ihm jetzt wie vorhin Beweise meiner hohen Gnade gegeben. Ich meine, das sollte Dich doch zum Nachdenken anregen.

Euere Majestät, ich habe das Haupt der Marie Weber fallen gesehen, antwortete Rittmeister Fuchs, und kann durch Nachdenken nichts anderes ergrübeln, als das Euer Majestät durch die Jesuiten auf das Schmählichste getäuscht worden sind.

Man täuscht mich nicht so leicht, sagte der Kaiser, und ein Ascalo würde es nicht wagen, mich täuschen zu wollen. Gib Dich zur Ruhe, Fuchs. Das Ansehen Deines Kaisers wurde nicht geschädigt und den Ascalo hast Du nicht anzuklagen.

Euere Majestät, ich sah die Weber auf dem Schaffote sterben.

Ich habe die beste Meinung von Dir, Fuchs, sagte der Kaiser, aber ich sage Dir, Du wirst Dich mir höchst widerwärtig machen, wenn Du bei Deiner Behauptung stehen bleibst. — Es ist Alles in bester Ordnung, das sag' ich Dir mit voller Ueberzeugung.

O Euer Majestät — —

Genug, genug. Der Irrthum ist an Deiner Seite, nicht an der meinigen. Ich habe Dich auch nicht rufen lassen, um hierüber mit Dir zu disputiren. Lass' Dir das gesagt sein, fuhr der Kaiser mit ruhiger Stimme fort, und vermeide es, eine mißliebige Sache noch einmal auf das Tapet zu bringen. Von etwas Anderem, von ganz etwas Anderem. Deine Konduite ist die beste und Dein Charakter, welcher mir sowohl als auch Ihrer Majestät der Kaiserin durch Deine ausgezeichnete Haltung bekannt geworden ist, unterscheidet sich vortheilhaft von so vielen Anderen, welche nur immer ihr Mäntlein nach dem Winde hängen. Ich halte es für wünschenswerth, Dich in meiner Nähe zu haben, und ernenne Dich hiemit zu meinem wirklichen Kämmerer und Adjutanten. Oder willst Du das auch nicht gelten lassen?

Euer Majestät, ich bin höchst überrascht, sagte Rittmeister Fuchs, und durch den Beweis der Allerhöchsten Gnade beinahe um meine Fassung gebracht. Die Fuchs haben stets dem Allerhöchsten Kaiserhause ihre Treue und Loyalität bewahrt. Und da ich mein Avancement meiner bewiesenen Haltung zu verdanken habe, so nehme ich auch mit allergrößtem Dank dasselbe an. Ich

werde stets durch die That beweisen, daß unter keinen Verhältnissen mein Charakter eine Veränderung erleiden wird.

Nun, es wird sich zeigen, antwortete der Kaiser. Ich hoffe, Ihr werdet Alles vermeiden, was mir mißfällt. Kein Wort mehr von der Weber.

Diese Bedingung wollte dem Brausewind nicht gefallen. Er machte Miene dem Kaiser zu antworten.

Da nahm aber die Kaiserin das Wort, welche bisher ruhig zugehört und sagte mit Lebhaftigkeit:

Graf Fuchs, Ihr werdet Euch bestreben, das in Euch gesetzte Vertrauen Sr. Majestät zu rechtfertigen. Ihr sollt Eurem durchlauchtigsten Herrn dasselbe werden, was mir Eure Muhme geworden ist.

Eine frohe Ahnung dämmerte in der Seele des Grafen Fuchs. Der Kaiser wird furchtbar mit Pater Ascalo zu Gerichte gehen. Aber er will es nicht, daß er wegen Verletzung der kaiserlichen Majestät in Anklagestand gesetzt werde.

Fuchs sprach noch einige Dankesworte der huldvollen Kaiserin gegenüber aus und zog sich dann unter den vorschriftsmäßigen Reverenzen von den Majestäten zurück.

Endlich war der unlautere Geist gewichen. Denn der Rittmeister fand ihn nicht vor dem Pavillon, als er aus demselben heraustrat.

Nun erblickte er dort den Grafen Althan und einige andere Hofkavaliere, welche zum dichtbewölkten Himmel emporsahen.

Freuen wir uns, meine Herren, sagte Althan, in wenigen Augenblicken wird ein Gewitter losbrechen. Und es läßt sich nach der herrschenden Schwüle schließen, daß dieses Gewitter von außerordentlicher Stärke sein wird. Die Abreise der Majestäten wird dadurch auf Hindernisse stoßen und es könnte leicht geschehen, daß wir morgen noch hier im Schloßhofe sein werden.

Diese Worte hörte Knecht, welcher eben aus der Gartenallee herbeikam und sagte lächelnd: Seine Exzellenz haben keine Ursache wegen der Ungunst des Wetters sich zu freuen. Die Gewitterwolken werden sich hier nicht entladen. Der Wind hat sich geändert und wird in wenigen Minuten den Himmel wieder rein gefegt haben.

Das wäre traurig, sagte Althan. Ich kehre ungern nach Wien zurück, das von dem Pestübel ganz infizirt ist.

Es gibt ein gutes Präservativmittel gegen die Pest, sagte der Offizier der Kaiserin. Es heißt: Fürchte Dich nicht.

Ei, ei, der ehemalige Kornet Michel Knecht, rief Rittmeister Fuchs. Ich habe gehört, daß Ihr Offizier der Kaiserin geworden seid. Ich bitte Euch, sagt mir doch, was habt Ihr als solcher für Obliegenheiten?

Ich leite den äußeren Dienst, antwortete Dieser, und führe die Wache auf.

Das war bisher das Geschäft eines alten Edelmannes, sagte Graf Althan, und steht Euch somit gar nicht an.

Ich kann es aber Ihrer Majestät der Kaiserin nicht vorschreiben, sich von einem Edelmanne bewachen zu lassen, entgegnete der ehemalige Kornet.

Schon gut, schon gut, sagte Althan. Ich habe auch an Euch nichts auszusetzen, als daß Ihr ein wenig gar zu frei seid. Ihr mischt Euch in unsere Gesellschaft und redet mit uns, als wenn wir Eures Gleichen wären.

Ich bin Offizier Ihrer Majestät der Kaiserin, antwortete der ehemalige Kornet stolz. Nicht meine Person respektirt, aber meine Würde.

Nun Ihr werdet diese Würde nicht lange behaupten, sagte Graf Althan ärgerlich. Kommen wir nach Wien, dann werden auch die gewöhnlichen Verhältnisse wieder Platz greifen, und es läßt sich nicht vermuthen, daß Ihr dann den äußeren Dienst behalten werdet. Man wird Euch keinen Marschall unterordnen, und Euch nicht zum Kommandanten der Garden ernennen.

Es wird geschehen, was Ihre Majestät für gut befindet, antwortete Knecht, und es wäre ungeziemlich, der Allerhöchsten Frau hierüber Vorschriften ertheilen zu wollen. Für jetzt bin ich der Gardekapitän Ihrer Majestät. Und so lange ich es bin, werde ich es auch nicht dulden, daß derselbe, von wem auch immer, über die Achsel angesehen werde.

Graf Althan warf Knecht einen zornigen Blick zu, schüttelte dann den Kopf und entfernte sich aus dessen Nähe.

Dies thaten auch die anderen Hofherren.

Nur Graf Fuchs blieb zurück und sagte zu Knecht:

Es ist nicht klug von Euch, jenen Männern hochfahrend entgegenzutreten, welchen Ihr hohe Achtung schuldig seid. Euere hochfahrenden Manieren werden Euch schnell wieder zum Falle bringen.

Herr Graf, antwortete der ehemalige Kornet hitzig, ich würde die Gnade Ihrer Majestät schlecht lohnen, wenn ich ihre Offiziere mit Geringschätzung behandeln lassen würde. Uebrigens werde ich mich noch heute bei Ihrer Majestät für meinen Dienst bedanken und zu unserem Regimente wieder zurückgehen.

Das wolltet Ihr? rief Fuchs erstaunt.

Was fällt Euch dabei auf? Ich bin ein glatter Michel und tauge daher nicht zum Hofdienste.

Tretet Euer Glück nicht muthwillig mit Füßen, antwortete Graf Fuchs. Bedenkt wohl, was Ihr thut. Die gute Gelegenheit, es zu etwas Hohem zu bringen, würde sich für Euch wohl nicht wieder darbieten.

Hiermit war die Unterredung zu Ende.

Der Offizier der Kaiserin wurde in den Pavillon gerufen und der Rittmeister Fuchs suchte wieder seine Muhme auf.

Er fand sie in Gesellschaft der Komtesse Wallis und gab ihr nun bekannt, daß der Kaiser ihn zum Kämmerer ernannt habe.

Es gehen ja recht erstaunliche Dinge vor sich, rief die Komtesse Wallis. Alles avancirt.

Die Komtesse war sehr aufgeregt.

Als Gräfin Fuchs, wegen ihrer Aeußerung verletzt, sie spitz befragte, ob sie ihren Vetter nicht würdig halte, Kämmerer Sr. Majestät zu sein, so brach sie in Thränen aus und sagte: Ich wurde mißverstanden oder habe das rechte Wort nicht gewählt. Verzeiht, Herr Graf, ich wünsche Euere Freundschaft und daher auch Euer Avancement. Aber es will mir nicht gefallen, daß Ihre Majestät einen Plebejer zu ihrem Offizier gemacht hat. Warum fiel denn ihre Wahl just auf den Kornet Knecht?

Ein kaiserlicher Fourier kam heran und meldete dem Hofgefolge, sich reisefertig zu machen, da Ihre Majestäten unverzüglich aufzubrechen gedenken.

Also geht es wirklich von hier nach Wien zurück? seufzte die

Komtesse Wallis, mit der Gräfin Fuchs und deren Vetter dem Pavillon zuschreitend.

Jedenfalls, antwortete diese.

Aber Wien ist doch jetzt der Herd der bösen Krankheit? Die Majestäten würden wohl daran thun, sich in dem fernsten Winkel ihres Reiches zu verbergen, als jetzt in ihre Residenz zurückzukehren. Ich könnte mich kaum dazu entschließen.

Geht nicht dahin, sagte Graf Fuchs. Ihre Majestät wird gewiß in Berücksichtigung Eueres Milzleidens Eueren Urlaub verlängern.

Gräfin Wallis antwortete nicht darauf.

Bei dem Pavillon hatte sich bereits das gesammte Hofgefolge gesammelt.

Es wurden die gesattelten Pferde für die Kavaliere herbeigebracht und ihnen folgten die Hofkutschen für die Kaiserin und ihre Frauen.

Da erschien auch der ehemalige Kornet und sagte zu dem Grafen Fuchs, an dessen Seite die Komtesse Wallis stand: Ich habe Ihre Majestät bereits gebeten, mich meines Postens allergnädigst zu entheben, und habe darauf hingewiesen, daß ich mich als Plebejer nicht unter den hohen Herren behaupten könne. Die Kaiserin antwortete mir hierauf, daß sie meine Entlassung nicht annehme und mir eine andere Sphäre zuweisen werde. Ich habe in ihrem Gefolge zu bleiben.

Habt Ihr es gehört, in eine andere Sphäre, rief Gräfin Wallis, vor Lachen sich schüttelnd. Man stellt den Herrn Knecht vielleicht noch als Hof-Astronomen an. Wirklich höchst kurios. Nun wir wollen sehen, wir wollen sehen.

Die Aeußerungen der Komtesse machten sichtlich auf den Kornet einen peinlichen Eindruck.

Er seufzte und flüsterte die Worte vor sich hin: Ja, wir wollen sehen.

Die kaiserlichen Majestäten verließen den Pavillon.

Das Schicksal rächte den Grafen Fuchs an der Komtesse.

Als es zur Abreise kam, so zeigte sich, daß für sie kein Platz übrig blieb.

Man hatte es vergessen, sie in Eintheilung zu bringen, und

Ihre Majestät hatte bereits an der Seite des kaiserlichen Herrn ihre Rückreise angetreten.

Gräfin Wallis wurde nun ernstlich böse.

Im größten Zorne stellte sie hierüber den Offizier der Kaiserin zur Rede und überhäufte ihn mit Vorwürfen.

Knecht bat sie, sich doch zu beruhigen und versprach ihr, von Marchegg aus Anstalten zu treffen, daß sie nicht zurückbleiben dürfe.

Da aber meldeten sich die Kammerfrauen der Kaiserin und trugen der Komtesse an, sich zu ihnen in die Kutsche zu setzen und ihr Gepäck später von Schloßhof abholen zu lassen.

Gräfin Wallis schüttelte den Kopf und ging zu ihrem Koffer, welchen man in einem Winkel des Hofes abgeladen hatte.

Der Offizier der Kaiserin näherte sich ihr. Diese jedoch erwartete nicht dessen Ankunft, sondern wies ihn mit einem Winke ihrer Hand von sich.

Der frühere Kornet schwang sich nun auf sein Pferd und gesellte sich dem Grafen Fuchs bei, dem man bereits ein gesatteltes Pferd übergeben hatte. Die beiden Offiziere beschlossen den Zug.

Noch eine andere Person außer der Komtesse mußte in Schloßhof zurückbleiben. Es war Pater Ascalo, welcher bei seiner Ankunft in Schloßhof an der Seite des Kaisers in dessen Wagen gesessen.

Nun hätte ihm Graf Fuchs einen triumphirenden Blick zuwerfen können. Aber er that es nicht. Der Anblick des Jesuiten stachelte seine Wuth gar zu heftig auf. Für ihn wäre es die höchste Lust gewesen, den Pfaffen mit seinen eigenen Händen zu erwürgen, und er hielt es für eine Frevelthat, daß der Mörder der Marie aus Dillingen noch in Freiheit sich befinde. Er wendete seinen Blick von ihm ab und ritt weiter.

Der Offizier der Kaiserin jedoch sah wiederholt zurück und sagte dann zu dem Grafen:

Es ist recht hart und lieblos, daß man die Gräfin Wallis zurückläßt. — Seht, sie gerathet in schlechte Gesellschaft, denn der Jesuit tritt an ihre Seite.

Fuchs antwortete nicht.

In Groß-Enzersdorf wurde Halt gemacht.

Die Majestäten nahmen daselbst eine Erfrischung zu sich und

ordneten an, daß ihr Hofstaat sich durch Speise und Trank erquicke und ein Stündchen ausruhe.

Man hielt sich auch gerne in Groß-Enzersdorf auf, da man vernahm, daß der Gesundheitszustand daselbst ein vortrefflicher sei.

Der bewölkte Himmel hatte sich, wie der ehemalige Kornet richtig prophezeite, längst ausgeheitert, und die Sonne warf milde Strahlen auf das Marchfeld, das der kaiserliche Zug passirte.

Keine der Chausseen war mehr überschwemmt. Aber in den Niederungen der Felder zeigten sich noch immer große Wasseransammlungen.

Der Leib-Medikus, welcher sich allenthalben sehr eifrig bei dem Hofgefolge um die Gesundheitszustände desselben erkundigte, begoß mit dem Geiste einer Essenz die Taschentücher und Aermelaufschläge des Gefolges.

Denn diese Essenz war ein Präservativmittel gegen die böse Krankheit.

Er bemerkte mehrere Male ängstlich, daß man sich hier nicht aufhalten sollte, da das stehende Wasser die Pest nachziehe.

Wenn die Majestäten noch lange mit ihrer Abreise zögern, so werde man Entsetzliches erleben.

Jedoch die Befürchtungen des Medikus bestätigten sich nicht.

Alle blieben gesund und man hatte schon lange den Kaiser nicht so heiter gesehen, als eben jetzt an der Seite seiner Gemalin.

Der Monarch berief auch ihre Frauen in seine Gesellschaft und lud sie ein, von dem Weine zu trinken, welchen man ihm vorgesetzt hatte.

Endlich fiel es ihm ein, sich zu erkundigen, wo denn Ascalo sei.

Als er hörte, daß sowohl dieser, als auch die Gräfin Wallis in den Hofwagen keinen Platz mehr gefunden hatten und deshalb in Schloßhof zurückgeblieben seien, so befahl er dem Oberfthofmeister, sogleich Anstalten zu treffen, daß die Beiden von dort abgeholt werden.

Man muß für den Pater, sagte er, die beste Fürsorge tragen. Schade, daß er hier fehlt, denn er ist mir ein lieber Gast.

Graf Fuchs, welcher dies hörte, nahm diese Aeußerung für Ironie an.

Die Majestäten besuchten hierauf mit einander den Pfarrer

von Enzersdorf, nahmen daselbst die Kirche in Augenschein und versprachen dem Pfarrer, da er an Paramenten sehr bedürftig war, Meßgewänder zu schicken.

Ehe sie noch von Enzersdorf aufbrachen, war Pater Ascalo mit dem Fräulein von Wallis bereits bei dem kaiserlichen Hofgefolge, und wurde von den Majestäten überaus freundlich empfangen.

Als Graf Fuchs dieses sah, rief er seine Muhme von der Seite der Kaiserin hinweg und sagte zu ihr:

Ich kann nicht länger hier bleiben. Der Grimm verzehrt mich. Dieser mörderische Pfaffe ist wieder der Hahn im Korbe.

Beruhige Dich doch, sagte Gräfin Fuchs. Der Kaiser wird es wohl wissen, warum er dem Ascalo freundlich begegnet.

Nun ja, der Kaiser mag es wissen, antwortete Fuchs, Andere aber wissen es nicht. Se. Majestät hat das Schicksal der Weber nicht im Gedächtniß behalten.

Und ich, Vetter, sage Dir, daß nur dieser Jesuit wegen der Weber sich der allerhöchsten Gunst zu erfreuen hat.

Das ist ja prächtig, rief Fuchs, von Zorn entbrannt. Wegen der Weber also wird Ascalo durch die allerhöchste Gunst ausgezeichnet. Wahrlich, nun lasse ich mich nicht mehr zurückhalten? Ich will dem Kaiser nicht länger dienen.

Nur nicht ungestüm, sagte Gräfin Fuchs. Ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen, das Du aber wohl bewahren mußt.

Ein Geheimniß? — Ich habe das Interesse für Geheimnisse verloren.

Das wird sich zeigen. Gelobe mir bei Deinem Ehrenworte unverbrüchliche Verschwiegenheit.

Zum Teufel! ich gelobe es Dir, antwortete Fuchs unwillig. — Entdecke mir nun was es immer sei. — Oder besser, entdecke mir gar nichts. Ich habe an meinen bisherigen Entdeckungen schon hinlänglich genug.

Dein Ehrenwort!

Ja, mein Ehrenwort! Mein Ehrenwort!

Gräfin Fuchs sah ihren Vetter lächelnd an und sagte dann mit ruhiger Stimme!

Die Weber lebt!

SAMMLUNG

Der Rittmeister sah starr der Hofdame in's Gesicht und sagte dann mit dumpfer Stimme:

Die Weber ist todt!

Die Weber lebt! antwortete die Gräfin in ihrer früheren Tonweise.

Da griff Graf Fuchs mit Ungestüm an seine Brust und zog aus derselben sein blutgetränktes Taschentuch hervor. Er hielt es seiner Muhme vor die Augen und rief mit bewegter Stimme:

Dieses Tuch starrt von dem Lebenssafte der unglücklichen Marie von Dillingen.

Glaube meinen Worten, antwortete die Hofdame, und wirf das häßliche Tuch von Dir. — Und nun weißt Du mein Geheimniß, setzte sie hinzu, und vergiß nicht, daß Du dasselbe mit Deinem Ehrenworte besiegelt hast. Ascalo hat die Weber vom Tode gerettet. Nun kennst Du die Situation und ich erwarte von Deiner Klugheit, dieselbe zu respektiren.

Muhme, lass' Dich nicht durch die Arglist des Pfaffen berücken, sagte der Rittmeister. Ich habe das gräßliche Schauspiel selbst gesehen, als das Haupt der unglücklichen Weber fiel.

Der Kaiser ist seiner Sache gewiß, sagte die Gräfin Fuchs.

Aber wie wäre es denn möglich —

Forsche nicht weiter. Ich kann Dir nichts anderes sagen, als Ihre Majestät mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt. — An Dich wird man sich halten, wenn das Geheimniß unter die Leute kommt. — Doch Du bist ein Mann, bist Kavalier und Du wirst mich nicht vor Ihrer Majestät auf den Pranger der Verachtung stellen. Du wirst Dein Ehrenwort nicht brechen.

Aber sage mir doch —

Ich kann Dir sonst nichts sagen, als daß Du den Ascalo in Ruhe lassen sollst. — Nun leb' wohl, ich muß zu Ihrer Majestät zurück.

Die Hofdame entfernte sich rasch von ihrem Vetter.

Die Weber lebt!

Der Graf sprach wiederholt diese Worte aus, und versenkte seinen Geist in die Erinnerung jener vollzogenen Exekution, welcher er als Augenzeuge beigewohnt hatte.

Ascalo soll sie gerettet haben!

Er, der dem Rothmantel zugerufen: Henker, schlagt zu!

Die Exekution wurde vollzogen, und wenn die Weber noch leben sollte, dann hat man statt ihrer ein anderes Weib von ähnlichem Aussehen mit der Weber auf das Schaffot geführt und hingeschlachtet.

Es ist möglich!

Bei jenen Umständen, unter welchen die Hinrichtung stattgefunden, läßt sich das Auge leicht täuschen. Bei ungewissem Lichte, in höchster Spannung der Affekte wird das Auge wohl immerhin ohne jede Prüfung dasjenige als sicher annehmen, was es zu sehen erwartet.

Ja, es ist möglich! fuhr der Graf in seinen Betrachtungen fort.

Nicht allein der Aufgeregte, sondern Jeder, welcher bei einer nächtlichen Hinrichtung zugegen ist, kann ungemein leicht getäuscht werden. Der Tod wirft seine entstellenden Schatten weit voraus. Schon seine Vorahnungen verscheuchen die Gluth des Lebens. Der Würgengel wählt in seinem Grimme die Gestalt zu seinem ersten Opfer. Und hat er diese bezwungen, dann erst vernichtet er den Gehalt.

Es ist möglich, daß die Weber noch lebt! Aber die Möglichkeit heißt noch lange nicht Wirklichkeit.

Ein Ascalo schwört gewiß tausend falsche Eide, wenn sich ihm gute Gelegenheit bietet, solche anbringen zu können.

Sie lebt, und anstatt ihr hat man eine andere Gefangene halb betäubt zum Schaffote geschleppt. So will ich es annehmen.

Aber wo ist nun die Weber?

Wie kommt es, daß Niemand von ihr etwas weiß? Warum benachrichtigte sie nicht hievon ihre Freunde? Wenn die Weber wirklich noch lebt, dann kann sie unmöglich sich in Freiheit befinden. Dann würde sie sich um ihr Kind kümmern, das sich noch immer bei einer armen Bäuerin in Hetzendorf befindet. Darüber muß ich mit Walderskirchen sprechen. Doch nein, das darf ich nicht. Ich habe gelobt, das mir mitgetheilte Geheimniß vor Jedermann in meiner Brust zu verbergen. Da heißt es nun abwarten, bis Herzog Ahremberg nach Hause kommt.

Endlich gegen Abend zu wurde die Weiterreise der Majestäten

wieder aufgenommen. Die Bauern von Enzersdorf gaben ihnen das Ballet durch Musik und Böllerschüsse.

Schon herrschte tiefe Nacht, als man in der Favorita ankam. Dennoch suchte Graf Fuchs nicht die Ruhe, sondern er begab sich noch in die Stadt und zwar in die Wachstube der Rumorknechte, welche sich in der Schranne befand. Dort fand er den Rottmeister, in dessen Obliegenheiten es gehörte, Delinquenten aus dem Gefängnisse mit der Wache abzuholen und dem Henker zu übergeben.

Diesen suchte Fuchs auszuforschen.

Er ließ Wein bringen und traktirte ihn und die Wache und ersuchte ihn zu erzählen, wie sich die Weber im letzten Augenblicke benommen habe.

Da läßt sich nicht viel erzählen, sagte der Rottmeister. Die Weber war nicht mehr bei Sinnen, als man ihr ankündigte, daß sie sich nun auf den Todesweg machen müsse.

Der Graf sprach längere Zeit mit dem Rottmeister über dieses Thema. Doch dieser äußerte sich mit größter Unbefangenheit, er war entweder in das Geheimniß nicht eingeweiht, oder ein Meister der Verstellungskunst. Letzteres schien dem Grafen das Wahrscheinlichere zu sein.

Er ersuchte den Rottmeister, mit ihm einen Gang durch die Stadt zu machen, und sagte ihm zugleich leise: Ich habe unter vier Augen mit Euch zu sprechen und Euch etwas Angenehmes mitzutheilen.

Der Rottmeister der Rumorwache nickte freundlich, griff nach seinem Hute, und verließ mit dem Grafen die Wachstube.

Sie gingen dann auf dem „Hohen Markte" unter den Bäumen des Fischerstandes auf und ab, und besprachen in stiller Nacht Dinge, über welche sie sich vor den Rumorknechten nicht äußern konnten.

Der Rottmeister hatte bereits eine handvoll Dukaten vom Rittmeister Fuchs erhalten.

Obwohl dieser versicherte, daß er als alter Soldat von einem Offizier niemals ein Geschenk angenommen, so schob er doch die Dukaten in seine Tasche.

Man hat mich aufmerksam gemacht, sagte er, und eifrig gewarnt, daß ich mich vor einem Versucher wohl in Acht nehmen

müsse. Die Herren vom Gericht wiesen auf das schlechte Beispiel des früheren Rottmeisters hin, welcher, wie Ihr wissen werdet, mit einer Gefangenen sich aus dem Staube gemacht hat. Aber da ich niemals etwas davon gehört habe, daß das Schicksal meines Vorgängers einen schlechten Ausgang genommen, so brenne ich vor Begierde, ihm nachzueifern. Ich danke Euch für die Goldfüchse. Sagt mir nun unverholen, was für eine Spitzbüberei Ihr von mir verlangt.

Vor der Hand, sagte Graf Fuchs, verlange ich von Euch nichts anderes, als daß Ihr mir saget, was für einen Ausgang es denn eigentlich mit der Weber genommen hat.

Nun, meinte der Rottmeister, der Ausgang ist eben kein erfreulicher gewesen. — Man hat sie vom Leben zum Tode gebracht.

Könntet Ihr darauf die heilige Hostie nehmen? fragte Fuchs. Haltet Ihr es nicht für möglich, daß es nicht die Weber gewesen, welche geköpft wurde?

Alle Wetter! Ihr bringt mich da auf sonderbare Gedanken. Als ich die Delinquentin aus der Stube des Schließers abholte, fragte ich den Schließer: Ist das die Weber, die hier auf der Bank liegt und schläft? — Ihr Gesicht war ganz entstellt. — Sie roch aus dem Munde nach Wein oder Branntwein. Ich sage Euch, diese Person war total betrunken. — Die Schergen hatten große Mühe, sie weiter zu bringen. — Noch etwas, Herr Graf, was mir jetzt auffällt. Lange vor der Hinrichtung sah ich den Pater Ascalo mit einem anderen Jesuiten bei der eisernen Thüre stehen, welche von Soldaten bewacht wurde. Ich dachte mir, auf wem die wohl warten mögen? Da kamen zwei Lazarethknechte und trugen einen Nasenquetscher.

Einen Nasenquetscher? Was ist das für ein Ding?

Ein Sarg mit flachem Deckel, in welchem gewöhnlich die Leichen von Inquisiten aus den Gefängnissen fortgeschafft werden. Während der Pestzeit sah ich keinen Nasenquetscher mehr. Denn da zieht man nicht erst den Todten einen hölzernen Schlafrock an.

Nun, was weiter?

Pater Ascalo sagte zu den Lazarethknechten:

Kommt mit uns.

Hierauf schritten die beiden Jesuiten mit den Sargträgern in die Stube des Schließers. Da dachte ich mir, unser alter Kerkermeister hat wohl sein Ende gefunden und ging den Anderen nach. Aber an der Thüre sagte Ascalo's Begleiter zu mir: Geht nur schnell hinab und schickt uns zwei Mann von der Rumorwache. — Was ist denn los, hochwürdiger Herr? fragte ich.

Ein schwerer Pestfall, antwortete dieser, eilt. Ich war so dumm wirklich zu eilen und nicht früher nachzusehen, wer in den Nasenquetscher hineingelegt wurde. Als ich nun mit zwei Mann aus der Wachstube kam, marschirten die Lazarethknechte schon mit der Leiche zum Hause hinaus. Pater Ascalo ging hinter ihnen und sagte zu mir: Euere beiden Knechte sollen den Sarg bis zum Neuthor begleiten und dann wieder zurückkehren. Ich schickte die beiden Knechte mit. Jedoch im Stillen sagte ich zu mir: Sind das närrische Anordnungen! Die Welt wird wohl nicht mehr lange stehen, denn die Jesuiten werden auf einmal schrecklich dumm.

Ihr glaubt also, daß die Weber in dem Sarge gelegen ist?

Ich glaube gar nichts, als was die römisch-katholische Kirche mir zu glauben vorschreibt. Wenn Ihr es glaubt, so hat mich dies nichts zu kümmern. Ich meine, daß Alles in bester Ordnung vor sich ging.

Ihr wollt noch einige Dukaten von mir haben?

Bei Gott! nein, erwiderte der Rottmeister. Ich bin nicht unverschämt. Aber ich würde mich höchst unbehaglich fühlen, wenn Ihr von mir verlangen würdet, dies bei Gericht oder vor Zeugen zu wiederholen.

Mein Bester, es fällt mir nicht ein, dies von Euch zu verlangen. Ist für die Weber eine andere geköpft worden?

Das könnte die Kindesmörderin gewesen sein, Herr Graf!

So kommt diese Schelmerei nur der Weber zu Gute, und da ich stets zu den Freunden der Weber gehalten, so könnt Ihr Euch denken, daß es mich sicher freut, wenn sie ihren Hals gerettet hat.

Deshalb könnt Ihr Euch jetzt bei den Jesuiten bedanken. Aber sagen dürft Ihr ihnen nicht, daß ich Euch über diese Sache aufgeklärt habe.

Wenn man das nur sicher wüßte?

Es wird wohl so sein.

Das muß man nun mit Sicherheit zu erfahren suchen. Wo glaubt Ihr denn, daß ich die Weber finden könnte.

Man hat den Sarg höchst wahrscheinlich in die Todtenkammer des Lazareths gebracht.

Wahrscheinlich haben wir die Spur der Weber aufgefunden, sagte Graf Fuchs. Ich bitte Euch, verfolgt diese Spur weiter. Denn Ihr habt große Verstandesgaben und einen besonders glücklichen Forschungsgeist. Wenn Ihr mir den Aufenthalt der Weber entdecken könnt, so lasse ich Euch in meine Schatulle greifen und so viel Dukaten, als Ihr erfassen könnt, sollen Euer sein.

Ich würde herzhaft zugreifen, Herr Graf.

Immerhin.

In aller Früh bin ich im Lazarethe draußen und werde dort meine Beobachtungen anstellen.

Und kommt Ihr von dort, so eilt zu mir in die Favorita.

Ich komme gewiß nicht ohne gute Neuigkeiten. Lebt wohl, Herr Graf, und zählt auf meine Pfiffigkeit.

Einundvierzigstes Kapitel.

Rottmeister Prager und der Henker Voigt.

Ein Griff in eine Gold gefüllte Kassette.

Diese Belohnung hatte Graf Fuchs dem Rottmeister in Aussicht gestellt, und der Rottmeister erhitzte seine Phantasie, indem er immer und immer an diesen Lohn dachte.

In aller Frühe war er schon auf dem Wege nach dem Lazarethe.

Er kam dahin und fragte einen der Lazarethknechte, den er im Hausgange begegnete, wo sich die Pestkranke befinde, welche man aus der Schranne vor geraumer Zeit hieher gebracht habe.

Daß weiß ich nicht, sagte dieser, sucht sie selbst auf.

Unter den anderen Kranken befindet sie sich keinesfalls, sagte der Rottmeister. Man muß Ihr ein eigenes Quartier angewiesen haben.

Da müßt Ihr warten, bis der Schreiber kommt, oder geht

zum Voigt hinauf, der kann Euch hierüber vielleicht Auskunft geben.

Wer ist dieser Voigt? fragte der Rottmeister.

Der Wiener Freimann. Er ist jetzt bei uns bedienstet. Er nimmt die Kranken auf und schafft die Todten fort.

Der ist hier? fragte Rottmeister Prager. Ich glaubte, der ist längst schon in der Ewigkeit.

Er lag schon auf dem Pestacker, sagte der Lazarethknecht, und zwar als Leiche unter den Leichen. Da hat man an ihm die neue Kur versucht und diese ist gar trefflich gelungen.

Was ist das für eine neue Kur?

Man gießt den Kranken Branntwein ein. Gehen sie nicht gleich darauf, so kommen sie auf, wenn nämlich die Natur des Kranken darnach ist. Voigt war noch nicht ganz todt und der Branntwein hat bei ihm gewirkt. Er ist heute frisch und gesund.

Seltsam! murmelte der Rottmeister, und stieg die Treppe empor, um Voigt aufzusuchen. Er fand ihn in einer Kammer unter dem Dache, auf einem Querbalken neben seinem Strohlager, von dem er sich eben erhoben haben mochte, sitzend. Sein Kopf ruhte in den beiden Händen, während er die Arme an seine Knie stemmte.

Der Rottmeister grüßte ihn, dieser jedoch erwiderte nicht den Gruß, sondern sagte:

Ich kenne Euch nicht.

Der Dienst hat uns ja einige Male zusammengeführt. Ich bin der Rottmeister Prager, der die Rumorwache in der Schranne kommandirt.

Der neue Rottmeister! sagte Voigt. Neue Besen kehren gut. Deßhalb seid Ihr so früh aufgestanden, um mich mit Eurem Besuche zu beehren. Ich sage Euch aber, Ihr könnt mir nichts anhaben. Es wurde bekannt gegeben, daß jeder Inquisit, der sich bei der Sanität verwenden läßt, durch das Strafgericht nicht angefochten werden darf.

Seid Ihr denn ein Inquisit? fragte Prager.

Ob ich einer bin oder keiner! rief Voigt zornig. Hier befinde ich mich im Asyl! Oder wollt Ihr Gewalt versuchen, um mich von hier fortzuführen? — Ich rathe Euch, thut es nicht!

Hans Narr, warum werft Ihr mir denn gar so fürchterliche Blicke zu und ballt Euere Fäuste? Von mir habt Ihr nichts zu befürchten! Ich komme als Freund zu Euch. Doch das ist auch unrichtig. Ich komme nicht zu dem Wiener Scharfrichter, sondern zu dem Lazarethmanne, der die Kranken aufnimmt und die Leichen fortschafft. Wir wissen gar nicht in der Schranne, daß Ihr noch lebt und glaubten, daß der Degenstoß des Kommandanten Palm Euch das Lebenslicht ausgeblasen.

Der Palm war's, nicht wahr, der Palm war's, sagte Voigt, den Rottmeister finster anstierend. O, ich werde nie wieder meine volle Gesundheit erlangen. Nur sprecht Ihr nichts davon. Man hielt mich für pestkrank und weiß es nicht, daß ich jetzt noch eine eiternde Wunde habe. Man soll's auch nicht wissen! Habt Ihr gehört, man soll's auch nicht wissen.

Mein Wort zum Pfande, ich sage nichts davon.

Was bringt Euch eigentlich her? Gibt's Leichen bei Euch abzuholen?

Nein, mein lieber Voigt. Ich bin aus einer kuriosen Ursache da. Ich suche eine Pestkranke, die man vor ungefähr zehn Tagen aus der Schranne hieher transportirt hat.

Damals war ich noch nicht hier bedienstet und kann daher auch Euch augenblicklich keine Auskunft ertheilen. Wie soll sie denn heißen?

Wie sie heißen soll! sagte der Rottmeister, sich hinter dem Ohre kratzend. Wenn Ihr es selbst nicht wißt, so kann ich es Euch auch nicht sagen.

Dummheit! Was man ohnehin weiß, das braucht man nicht erst von einem Anderen zu erfahren.

Es ist eine kritische Geschichte! Obwohl Ihr mir Euer Geheimniß anvertraut habt, so kann ich Euch doch nicht auch mein Geheimniß auslegen. Es ist eine kritische Geschichte!

Meine eigene Geschichte ist schon kritisch genug, als daß ich mich noch für fremde interessiren wurde. Und dann ist noch die Frage, ob Ihr nicht selbst mit den Anderen unter einer Decke steckt.

Was sind das für Andere?

Der Stadtrichter, der Pater Ascalo und dergleichen noch Mehrere.

Ja, das sind meine guten Freunde.

Der Henker brach in ein höhnischen Lachen aus.

Behaltet Euer Geheimniß, sagte der Freimann dann, und erzählt mir Einiges von der Exekution.

Von welcher Exekution?

Zum Teufel! foppt mich nicht. Man hat mir erzählt, daß die Weber am vorvorigen Freitag, und zwar kurz vor Mitternacht, geköpft worden ist. Ihr müßt dabei gewesen sein.

Ich war dabei.

Und ist es wahr, daß, als sie bereits auf dem Schaffote kniete, ein Kourier gekommen ist, welcher laut ausgerufen: Im Namen des Kaisers, die Weber ist begnadigt! Es wurde aber dennoch der Befehl zur Hinrichtung gegeben, und Ascalo soll es gewesen sein, der dem Henker zugerufen, der Weber den Kopf abzuschlagen.

Man hat Euch keine Unwahrheit gesagt, entgegnete der Rottmeister.

Und wie rechtfertigte denn dieser Ascalo seine That?

Er sagte damals, daß der Kourier nicht von dem Kaiser, sondern von den Freunden der Weber gesendet wurde, welche sie retten wollten.

Und dieser Ascalo lebt noch?

Ja, der lebt noch. Ich habe ihn wenigstens noch vorgestern gesehen. Freilich, in dieser Zeit erlischt das menschliche Leben oft überaus schnell. Während ich mit Euch spreche, kann ihn der Todesengel ereilt haben.

Gott mag es verhüten, daß dieser Ascalo plötzlich dahinstirbt, sagte der Henker mit erkünstelter Ruhe. — Er muß gesund bleiben — frisch und gesund. — Da meine Gebete sich in Fluch verwandeln, so werde ich nun ihm fluchen, damit, wie gewöhnlich, das Gegentheil geschieht.

Ich werde ihn vermaledeien, schrie der Henker auf, während sein Auge Todesblitze schleuderte. Dann wurde er wieder gelassen und sagte freundlich:

Nun, die Pest wüthet gottlob nicht mehr. Gestern brachte man kaum mehr als dreißig Sterbende und auch vorgestern war die Zahl nicht viel höher. Der hochwürdige Pater Ascalo schwebt

daher in weit geringerer Gefahr, als in früheren Tagen. Ist das nicht allerliebst?

Das ist ein leeres Geplauder, sagte der Rottmeister. Nun weiß ich es gar gut, daß Ihr mit dem Pater Ascalo nicht unter einem Hütchen spielt. Ihr seid wüthend auf ihn. Und ich finde es auch natürlich, da die Weber als Euere Braut gegolten. Ihr habt auch schreckliche Exzesse gemacht, als man sie das erste Mal zum Tode ausführte.

Denkt Euch, was Ihr wollt. Mich kümmert das nichts.

Ihr seid also hier eine wichtige Person? sagte der Rottmeister, und wißt hiemit Alles, was im Hause hier geschieht. Es liegt auch in Euerem Interesse, Alles aufzubieten, damit das Geheimniß zu Tage komme.

Zum Teufel, was für ein Geheimniß?

Nun, es betrifft die Weber!

Die Weber!

Es sind so seltsame Anzeichen vorhanden, zu vermuthen, daß die Weber nicht todt ist. Reinen Mund aber, mein Bester! Die Sache ist verflucht kitzlich und wir haben es mit Leuten zu thun, von welchen man vermuthen muß, daß sie weit mächtiger sind, als der Kaiser selbst.

Die Weber ist nicht todt! rief der Henker höchst aufgeregt. Wenn das wahr ist, so will ich mit ihr meine Schätze theilen. O, ich besitze einen großen Reichthum. Mann, erzähle! Jedes Deiner Worte soll Dir mit Gold aufgewogen werden.

Der Rottmeister erzählte. Alles jenes, was zwischen ihm und dem Grafen Fuchs zur Sprache kam, theilte er Voigt mit.

Dieser lauerte auf jedes Wort, das aus dem Munde des Prager kam. Er schnaufte und stöhnte. Seine Muskeln zuckten, und als Prager mit seiner Erzählung zu Ende gekommen war, rief er mit Heftigkeit:

Ja, es ist so! Die Jesuiten haben ein Meisterstück vollbracht. Ein Weib, wie Marie von Dillingen, tödtet man nicht. Man sucht sich ihrer zu bemeistern und sich in süßer Lust mit ihr zu begraben. Mein lieber Rottmeister, sucht die Weber nicht im Lazarethe, sondern in einem Kloster.

Ihr könnt vielleicht das Rechte getroffen haben, sagte der

Rottmeister. Aber mit Eueren Muthmaßungen ist Niemandem geholfen. Man muß wissen, wo die Weber ist.

Wem soll dadurch geholfen werden? — Mir nicht! — O die Herren Kavaliere müssen ein Spielzeug haben; auf den Voigt hat man längst vergessen, der wird schon längst todt sein, und ist er es nicht, dann kann er sich hängen, wenn er will. Seine Partie ist verloren.

Nun, wenn Ihr es selbst sagt, so wird es wohl so sein, entgegnete der Rottmeister. Oder solltet Ihr wirklich noch an die Weber denken? Voigt, Ihr seht erbärmlich aus! Euere Wangen sind so hohl, als ein Trichter, und Euere Augen so tief wie zwei Brunnen. Man merkt es Euch wahrlich an, daß Ihr unter den Pestleichen hervorgezogen worden seid.

Ja, ich sehe elend aus, nahm der Henker das Wort, aber deßwegen denke ich doch an verliebte Narrethei.

Der Rottmeister antwortete nicht. Er machte eine seltsame Bewegung mit seiner linken Hand und wurde im Gesichte roth wie Scharlach.

Geht hinab, geht geschwind hinab, rief Voigt. Laufet, was Ihr könnt, das kann Euch nützen.

Der Rottmeister ließ sich diese Mahnung nicht zweimal sagen. Er beeilte sich, von dem Dachboden hinabzukommen.

Er mochte wohl das Vornehmen haben, recht weit und schnell zu laufen; aber bald begann er wie ein Trunkener hin- und herzuwanken.

Das helle Roth im Gesichte verwandelte sich in eine schwärzliche Färbung und schon fiel er lautlos zu Boden.

Er hatte sich im Lazarethe die Pest geholt und es währte nicht lange, so wurde er wieder in das Haus zurückgebracht, aus dem er eben geflohen war.

Die neue Kur wurde bei ihm in Anwendung gebracht.

Man goß dem Rottmeister Branntwein in das Gesicht und in den Mund, und das Lazareth-Personale glaubte auch in Folge dessen die günstigsten Symptome bei dem Kranken wahrzunehmen.

Er wurde in eine große Stube unter die vielen anderen Kranken gelegt und dann seinem Schicksale überlassen.

Es gab keine unglückseligeren Menschen, als die Kranken, welche man in das Lazareth brachte. Sie lagen beisammen auf Stroh gebettet.

Sie wurden durch die Thüre auf einer großen Schaufel hineingeschoben, und Diejenigen, welche sich nicht dann ein freies Plätzchen unter den Anderen suchen konnten, wurden von einem Fenster mittelst eines Hakens von der Thüre weggeschafft.

Kein Arzt kümmerte sich um die Kranken.

Das Wasser und die allgemeine Arzenei wurde für sie in Schäffeln von den Fenstern aus hinabgeschüttet, und Derjenige, welcher zu schwach war, zu den Schäffeln sich zu schleppen, der mußte elend verschmachten.

Täglich Abends wurde ausgeräumt.

Diejenigen, welche sich nicht von ihrem Platze rührten, wurden mit Haken aus der Krankenstube hinausgezogen, auf den Karren geladen und nach den Pestgruben gebracht.

Der Rottmeister Prager kam nicht wieder zur Besinnung, und Abends, als die Todten aus der Stube fortgeschafft wurden, da ließ man auch ihn nicht dort zurück. Er war auch bereits leblos und erstarrt.

Voigt erwies ihm selbst den letzten Dienst, indem er ihn vom Karren hinab in die Pestgrube stieß. Er that dies mit der größten Theilnahmslosigkeit.

Was kümmerte ihn der Prager. Er hat ihm niemals, als an seinem letzten Lebenstage, einen guten Dienst erwiesen. Aber seine Mittheilungen von der Weber hatten den Henker in eine solche Aufregung versetzt, daß sein Geist sich nur mit Ascalo und der Weber beschäftigen konnte.

Nach der Beerdigung der Pestleichen lieh er sich von dem Aufseher im Lazarethe einen Mantel aus und wollte ausgehen.

Da kam aber der Lazarethschreiber auf ihn zu und sagte:

Es ist noch keine Zeit für Euch, um an Unterhaltung zu denken. Im Verlaufe des heutigen Tages sind im Profeßhause der Jesuiten einige Ordensbrüder gestorben, welche nun von dort abgeholt werden müssen. Nehmt Euere Leute und den großen Karren mit. Um neun Uhr Nachts wird man Euch das Hinterthor, der Bognergasse zunächst, öffnen. Man muß jedes Aufsehen

vermeiden und daher dürfen auch keine Fackeln mitgenommen werden. In der Stadt darf man es nicht erfahren, daß Jesuiten gestorben sind. Denn wenn die Leute wüßten, daß auch die Auserwählten des Herrn der bösen Krankheit unterliegen, würden sie völlig verzagt werden und in der Religion keinen Trotz mehr suchen.

Als Voigt hörte, daß er im Profeßhause der Jesuiten Leichen abholen sollte, da begann er in ein tolles Gelächter auszubrechen. Als ihn der Schreiber hierauf befragte, was er denn gar so lächerlich an dieser Sache finde, da antwortete er: Ja, ja, es ist wegen der Religion. Nichts für ungut, Herr Schreiber. Es ist wegen der Religion. Ich werde meine Leute zusammenrufen und ihnen sagen, daß man bei den Jesuiten auf uns wartet. Ich sage Euch, die Sache gefällt mir. Denn wahrlich, die Jesuiten bediene ich sehr gerne.

Geht, geht! Es ist Zeit, daß Ihr Euch auf den Weg macht; sonst bekommen wir einen großen Verdruß.

Nun ja, ich geh' schon, antwortete Voigt.

Nur kein Aufsehen gemacht!

Verlaßt Euch auf mich. Ich werde die frommen Herren sehr gut bedienen.

Als Voigt kurz nachher mit seinen Leuten und dem Leichenwagen das Lazarethhor passiren wollte, sagte der Aufseher zu ihm: Laßt meinen Mantel da! Zu dem Geschäfte, das Ihr vorhabt, braucht Ihr ihn nicht.

Den Mantel behalte ich, sagte Voigt. In meiner rothen Jacke will ich mich nicht bei den hochwürdigen Herren sehen lassen. Das wäre auch gegen jeden Respekt.

Zum Teufel! rief der Aufseher, ich lasse meinen neuen Mantel nicht verpesten. Er hat mich zehn baare Gulden gekostet.

Ich gebe Euch zwölf Gulden für dieses gute Kleidungsstück, antwortete Voigt.

Und wo ist das Geld?

Das sollt Ihr erhalten bis ich zurückkomme.

Der Aufseher murrte und Voigt zog mit der Schaar weiter fort. Langsam ging es die Straße dahin.

Voigt hatte noch immer nicht seine volle Gesundheit erlangt.

Das Gehen fiel ihm beschwerlich, weßhalb er auch am Glacis vor dem „neuen Thore“ sich auf einen Stein setzte, um zu rasten.

Mit Euch geht es wohl auch bald zu Ende, sagte zu ihm ein Lazarethknecht. Schon eine kleine Strecke Weges ermüdet Euch. Ihr werdet wohl nicht mehr das Richtschwert führen.

Dummkopf! rief der Henker, ich fühlte mich niemals so stark und kräftig, als ich es jetzt bin. Nur der Schuh drückt mich, und das ist lästig. Oder zweifelt Ihr an meiner Kraft?

Voigt ergriff den schweren Stein, auf dem er ausgeruht, hob ihn hoch empor und warf ihn dann weit von sich.

Es war wenigstens eine Last von zwei Zentnern, welche er in die Höhe gebracht und von sich geschleudert hatte.

Ha, rief er, wer macht mir das nach?

Die Kontumazknechte versuchten es, aber vergeblich.

Voigt lachte wild und sagte: Ich bringe noch etwas zu Wege. Ich sage Euch, es steht mit mir noch nicht so schlecht. Nun lassen wir diese Spiele, sagte er weiter. Die Jesuiten werden uns schon erwarten.

Hell beleuchtete der Mond ihren Weg und bald gelangten sie an den bezeichneten Punkt bei dem Jesuitenkloster.

Die Pforte öffnete sich ihnen und schon waren Laienbrüder da, welche den Lazarethknechten Weisungen ertheilten.

Fünf Leichen gab es im Hause; einen Laienbruder, zwei Studenten und zwei Patres.

Den verstorbenen Laienbruder und einen Pater sollten die Lazarethknechte aus ihren Wohnungen abholen; die Leichen der Anderen jedoch lagen in der Todtenkammer.

Als Voigt dies vernahm, sagte er: Ich habe gehört, daß der gar so gute und weise Herr Pater Ascalo gleichfalls an der Pest gestorben ist.

Das ist unrichtig, antwortete man ihm. Pater Ascalo lebt und befindet sich frisch und gesund.

Warum habt Ihr denn nicht alle Leichen in die Todtenkammer geschafft?

Weil Keiner die Leichen berühren will. Jener Laienbruder, welcher ohne Scheu den Kranken in ihrer Noth beigestanden ist und dann die ersten drei Todten mit Mühe in die Leichenkammer,

im Leintuch eingewickelt, gebracht hat, wurde gleichfalls ein Opfer der bösen Krankheit. Mich hat bisher Gott verschont, aber ich würde nicht wieder, selbst wenn man mir die Schätze eines Krösus bieten würde, eine Pestleiche anrühren.

Die Lazarethknechte begaben sich mit dem Sprecher aus dem Hofe nach der Todtenkammer.

Voigt wendete sich an einen anderen Laienbruder und sagte zu ihm:

Seid so gefällig und zeigt mir die Wohnung des Hof- und Gerichtskommissärs Pater Ascalo. Ich habe Schriften, welche er unterfertigen muß.

Der wird kaum zu Hause sein, sagte dieser. Er kommt nicht so früh.

Aber es könnte doch sein, entgegnete Voigt. Denn der Pater hat mich hieher bestellt.

Nun, wir können ja nachsehen, sagte der Laienbruder, und ging, mit einem Lichte in der Hand, mit Voigt über die Treppe nach dem ersten Geschosse hinauf.

Dort befand sich eine Flügelthüre, an welcher ein Schlüssel steckte.

Wir treffen ihn doch zu Hause, sagte Voigt.

Das ist noch die Frage, entgegnete der Laienbruder, und griff an die Klinke.

Die Thüre wich nicht.

Seht, ich habe mich nicht geirrt, sagte der Laienbruder. Der Schlüssel steckt zwar, aber der hochwürdige Herr ist fort, und Ihr würdet noch lange warten müssen, bis er kommt. Laßt Euch morgen um zehn Uhr hier sehen. Da trefft Ihr ihn sicher an. Hier oder in der Sakristei, denn er liest um ein Viertel auf eilf Uhr seine Messe.

Wenn es nicht anders ist, so will ich gehen und mich morgen einfinden.

Wer seid Ihr denn, daß ich Eueren Namen dem Herrn melden kann, wenn er nach Hause kommt.

Ich bin der Doktor Hängemann, antwortete dieser und stieg dann mit dem Jesuiten die Treppe wieder herab.

Schon brachten die Lazarethknechte die Leichen aus der Todtenkammer.

Voigt redete mit den Knechten und sagte zu ihnen:

Ich muß auf einen Augenblick fort. Hier in der Nähe wohnt eine Dirne, die ich besuchen will. Erwartet mich vor dem neuen Thore. Sollte ich aber lange nicht kommen, so denkt Euch, ich habe eine gute Unterhaltung gefunden, und fahrt nach Hause. Und jetzt seht dazu, daß die anderen beiden Todten auch auf den Karren geladen werden. Nur Alles in bester Ordnung und mit der gehörigen Vorsicht.

Die Lazarethknechte vollzogen ihr grauses Geschäft. Niemand kümmerte sich weiter um Voigt, und es fiel auch Niemandem auf, daß er, als die Lazarethknechte den Karren zum Thore hinauszogen, nicht bei ihnen sich befand.

Das Thor wurde nun geschlossen, und das Leichenfuhrwerk rollte über die Freiung nach dem tiefen Graben und passirte dann wieder das „neue Thor". Außerhalb desselben machten die Knechte Halt und harrten wohl eine Stunde auf die Zurückkunft ihres Kommandanten. Da er aber auch nach Ablauf dieser Stunde noch immer nicht erschien, so sagten sie:

Voigt hat eine gute Unterhaltung gefunden und sehnt sich nicht nach uns zurück. Fahren wir weiter.

Beim Lazareththor harrte schon der Aufseher, und als er Voigt nicht sah, rief er: Wo habt Ihr denn den Scharfrichter gelassen?

Die Knechte gaben ihm Bescheid.

Gebt Acht, rief der Aufseher, der Kerl kommt nicht wieder. Meinen neuen Mantel hat er genommen, um nicht so leicht erkannt zu werden, wenn er das Weite suchen sollte. Die Bezahlung ist hier zu schlecht und Voigt ist gewohnt, einen gnädigen Herrn zu spielen. Gebt Acht, mein schöner Mantel ist beim Teufel.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Fuchs sucht Versöhnung anzubahnen.

Der Graf hatte vergebens auf den Rottmeister Prager gewartet. Als er hierüber verdrossen dann selbst auf die Schranne ging, so hörte er, daß Prager sich nach dem Lazareth begeben und dort ein Opfer der Pest geworden sei.

Diese Nachricht kühlte den Eifer des Rittmeisters bedeutend ab. Sein bereits gefaßter Entschluß, sich in das Lazareth zu begeben, wurde nun fallen gelassen. Er ritt auf „den Spitz" hinaus und besprach sich mit dem Grafen Walderskirchen.

Dieser sagte:

Ich halte es nun an der Zeit, daß wir die Front verändern. Warum denn immer gegen die Jesuiten? Probiren wir es einmal mit ihnen. Ascalo ist ja eine ganz charmante Person, dem wir im Namen unseres Freundes zum höchsten Dank verpflichtet sind. Er hat die Weber gerettet, und es liegt auf der Hand, daß er dies nur deßhalb gethan, um dem Kaiser, der sie begnadigt wissen wollte, einen guten Dienst zu erweisen. Er wird sich schon seiner Zeit diese That mit wucherischen Zinsen bezahlen lassen. Ich finde es auch begreiflich, daß der Kaiser nicht so leicht in dieser Prozeß-Angelegenheit das Gnadenwort sprechen konnte. Seine Mutter hatte das Todesurtheil der Weber bestätigt. Welch' einen Eindruck hätte es auf das Volk gemacht, wenn Karl VI. durch Kassirung des Urtheils öffentlich erklärt haben würde, daß die Kaiserin-Mutter ein ungerechtes Urtheil gefällt habe. Die Verhältnisse sind überaus schwierig. Man betrachtet die Pest als eine Gottesstrafe und wünscht es, daß die zürnende Gottheit durch das Blut Gottloser versöhnt wird. Die Leute sind darüber wüthend, daß wir gewaltsam damals die Exekution der Weber verhindert haben, und wenn die Schrecken der Pest nicht die allgemeine Aufmerksamkeit von uns ablenken würden, hätte gewiß die Bürgerschaft schon bei dem Kaiser um unsere Bestrafung angesucht. Es ist auch im Rathe schon darüber verhandelt worden, daß man die Verlegung der Bucqoi-Reiter nach Wien verlangen müsse. Die Geistlichen sind einmal auf dem Brette, und kein Moment ist so ungünstig, wie der jetzige, ihr Treiben einschränken zu wollen. Sind doch die Kaiserin-Mutter und Kaiserin-Witwe mit Leib und Seele dem Klerus ergeben. Unser Regiments-Kommandant, welcher mit den Jesuiten angebunden, hat uns schmählich im Stiche gelassen. Und wenn wir doch den Muth zeigten, die Verwirrung benützend, für die Weber das Höchste zu wagen —

Lieber Walderskirchen! unterbrach ihn Fuchs mißmuthig, was willst Du denn eigentlich mit diesem Sermon? Es handelt sich

jetzt nur darum, was wir thun müssen, um den sicheren Beweis zu erlangen, daß die Weber wirklich lebt und wo sie sich jetzt befindet. Hat man sie in ein Kloster gesteckt, so mag sie darinnen bleiben, bis Herzog Ahremberg zurückkehrt. Es ist dann seine Sache, das Befreiungswerk zu vollenden. Aber noch immer können wir nicht sagen, daß wir das ihm verpfändete Wort, die Weber vor jeder Gefahr zu schützen, als Männer von Ehre gelöst haben. Wir müssen über ihr Schicksal volle Sicherheit erlangen.

Hättest Du mich nicht unterbrochen, sagte Walderskirchen, soll hätte ich auch bereits dies ausgesprochen. Was wir übernommen haben, das müssen wir auch vollenden. Warum sollen wir wie die Katzen um den heißen Brei schleichen? Gehen wir auf unser Ziel gerade los. Halten wir uns an den Ascalo. Wir wissen, daß derselbe der Hauptagitator jener Bewegung ist, um seinem Orden zu jener Macht zu verhelfen, welche er in früherer Zeit in dem schönen Oesterreich besessen. Aber die Konstellation ist für ihn keine günstige. Hat er die Weber geschont, so that er es nur deßhalb, weil jeder Schritt weiter vorwärts ihm und den Seinen verderblich gewesen wäre. Und es ist auch unbestritten unser Verdienst, ihn so schnell zum Rückzug genöthigt zu haben. Ich sage Dir, mit dem Ascalo läßt sich's noch paktiren, und gerade jetzt ist der günstigste Zeitpunkt, ihn zu fassen. Er muß seine Schwäche einsehen und braucht sich noch nicht vor uns zu schämen, denn er steht noch aufrecht. Wäre er gefallen, würde er in seinem Grimme gewiß jede Unterhandlung verweigern.

Ich bitte Dich, sagte Graf Fuchs, beendige diese langweiligen Reflexionen. Ich erfahre durch sie nichts Neues.

Ich will zu Ascalo gehen und von ihm verlangen, uns reinen Wein einzuschenken.

Da gehe ich mit, sagte Fuchs. Denn Du bist mir in einer Stimmung, die bei einer Unterhandlung mit dieser Kanaille Dich und uns Alle um Ehre und Reputation bringen könnte. Ich werde es nicht zugeben, daß Du dem Jesuiten gegenüber Dich an die Brust schlägst und Dich als Heuchler geberdest.

Aber ich werde auch nicht toben und ihm den Degen an die Brust setzen!

Du wirst als Mann mit ihm sprechen, sagte Graf Fuchs,

der von dem Bewußtsein erfüllt ist, einem nichtswürdigen Schurken gegenüber zu stehen.

Das versteht sich von selbst. Es ist ja nicht nothwendig, sich leidenschaftlichen Ausbrüchen den Jesuiten gegenüber hinzugeben.

Wie gesagt, ich werde Dich auf Deinem Gange zu Ascalo begleiten.

Das sollst Du auch. Wir haben als Brüder und Kameraden stets einträchtig gehandelt, und ich bin davon überzeugt, daß Du dem Ascalo gegenüber Deine Fassung und Ruhe bewahren wirst. Du hast es bewiesen, daß Du im Nothfalle Deine Hitze zu zähmen weißt.

Gut, so lass' Dir Dein Pferd satteln und wir wollen den Ascalo aufsuchen.

Der Mann ist viel beschäftigt, und zwar sowohl beim Hofe, als auch beim Gerichte. Am sichersten treffen wir ihn wohl in früher Morgenstunde in seinem Kloster.

Gut denn, hole mich morgen Früh in meiner Wohnung ab. Vor sieben Uhr bin ich bereits bei Dir, sagte Graf Walderskirchen.

Die Freunde schieden mit einem Händedruck.

In später Abendstunde schickte Gräfin Fuchs ihrem Vetter einen Brief, den sie vom Herzog von Ahremberg erhalten.

Der Herzog schrieb aus Spanien.

Er hatte bereits sich seiner Mission entledigt und gab es der Gräfin bekannt, daß er kurz, nachdem sie diesen Brief erhalten haben werde, in Wien eintreffen könnte, wenn er nicht lange in Rom aufgehalten würde.

Ich hoffe, schrieb er, daß ich nicht vergebens nach Rom reisen werde. Denn ich habe von hohen Herren Empfehlungsschreiben erhalten, um diese dem Papst überweisen zu können.

Der Herzog ahnte nicht, daß Marie von Dillingen nach seiner Abreise in eine schreckensvolle Lage gerathen war.

Denn man hatte ihm einen Kourier nachgesendet, als die Kaiserin seine Braut gesprochen und ihr Schutz und Beistand verheißen.

Deßhalb zitterte er auch nicht mehr für ihre Sicherheit und hatte auch bereits ein Danksagungsschreiben an die Kaiserin gesendet.

Seine einzigen Besorgnisse bestanden darin, wie er es anzufangen hätte, seinem natürlichen Sohne seine Geburts- und Fürstenrechte zuwenden zu können, und es sollte der Pathe Fuchs ihm einen freundlichen Rath ertheilen, welche Wege er dabei einschlagen müsse.

Schließlich ließ der Herzog seine Freunde und Kameraden grüßen, und ersuchte Gräfin Fuchs, denselben dies auf kurzem Wege mitzutheilen, da keine Zeit mehr sei, vor Abgang des Kouriers noch andere Schreiben darüber machen zu können.

Walderskirchen hielt pünktlich sein Versprechen. Noch vor sieben Uhr Früh war er bei dem Grafen Fuchs.

Dieser gab ihm den erhaltenen Brief und Walderskirchen sagte: Unser Freund wird wohl die bittersten Enttäuschungen erfahren. Ich hätte es unterlassen sollen, ihm in vorhinein gute Hoffnungen zu machen.

Nun, wenn Marie lebt, sagte Fuchs, dann läßt sich noch immer ein glücklicher Ausgang hoffen. Ich sehe ein, daß es das Klügste ist, was wir thun können, uns an Ascalo zu wenden. Ich will es versuchen, dem Herrn Jesuiten gute Worte zu geben. Die Freundschaft gebietet Opfer, und Ahremberg soll mit uns zufrieden sein.

Die beiden Reiteroffiziere begaben sich zu Fuß nach dem Jesuitenkloster am Hof.

Vor demselben sahen sie zwei Reisekutschen stehen, und ein altes Weib, welches vor der Kutsche stand, rief ihnen zu:

Da seht, die Jesuiten machen sich jetzt auch davon und lassen die arme Stadt im Stiche. Ja, in der Noth lernt man seine wahren Freunde kennen. Ich halte es mit den Kapuzinern, die rühren sich nicht vom Platze und haben der Pest auch schon viel mehr Abbruch gethan, als alle anderen geistlichen Herren zusammen. Kein einziger Kapuziner ist bisher erkrankt. Wenn die Herren einen geistlichen Beistand brauchen, so thun sie wohl daran, sich an die Kapuziner zu wenden. Pater Chrisostomus liest eine besonders wirksame Messe um einen Siebenzehner.

Die Reiteroffiziere waren in zu übler Stimmung, als daß sie darüber gelacht hätten, auf welche Weise die Kapuziner für sich Propaganda zu machen suchen. Sie zogen die Glocke.

Der Pförtner öffnete ihnen und fragte sie, zu wem sie gehen wollen.

Als Walderskirchen den Namen Ascalo nannte, so sagte er: Die Herren müssen sich beeilen, denn Pater Ascalo wird in wenigen Minuten von hier abreisen.

Wohin wird er reisen?

Nach Znaim, antwortete Dieser.

Wo wohnt Pater Ascalo?

Dort kommt eben ein Laienbruder an, sagte der Pförtner, sagen Sie ihm nur, daß Sie mit Ascalo zu sprechen haben, er wird Sie schon zu ihm führen.

Der Laienbruder, an welchen sie sich wendeten, war in sehr übler Laune.

Ah, ah! gewiß Abschiedsvisiten, sagte er, die Oberen reisen ab und die Unteren sollen bleiben. Bisher ist es der achte Pestfall, den wir hier haben, ganz natürlich, ganz natürlich! Man spart mit dem Wein und wir sind verurtheilt, das schlechte Wasser zu saufen. Nun, kommt nur!

Als die Offiziere mit dem rabbiaten Laienbruder die Treppe hinaufstiegen, begegneten sie einem Manne in einen Mantel gehüllt, welcher einen Jesuitenhut tief in die Stirne gedrückt hatte. Hastig schritt er an ihnen vorüber und stieß an den Laienbruder, welcher zornig ausrief:

He! habt Ihr's denn gar so eilig? Wer seid Ihr denn? Haltet an, haltet an!

Laßt mich in Ruhe! rief Dieser, eilig seinen Weg fortsetzend, ein Pestkranker hat mich berührt, ich bin verloren!

Kaum hatte der Fremde diese Worte ausgerufen, als der Laienbruder auch schon seine Kutte vom Leibe riß und höchst bestürzt ausrief:

Gott, steh' mir bei!

Er dachte nicht mehr daran, dem Fremden, welcher ihm verdächtig schien, nachzusetzen und ihn zur Rede zu stellen.

Geht nur die erste Thüre rechts, rief er den Offizieren zu, während er mit Hast fortfuhr, sich völlig zu entkleiden.

Ich muß mich mit Branntwein waschen, vielleicht ist mir noch zu helfen.

Die beiden Grafen kamen zu einer Thüre und in der Vermuthung, in der Wohnung des Ascalo angelangt zu sein, traten sie durch dieselbe ein.

Sie kamen in ein Vorzimmer und dann in ein Wohnzimmer, prächtig eingerichtet; aber sie sahen dort weder Ascalo noch jemand Anderen, sie suchten ihn daher in dem anstoßenden Zimmer und fanden ihn auch dort.

Doch, welch' ein Anblick — Grauen und Entsetzen ergriff die Besucher des Ascalo, denn dieser hing erdrosselt in der Mitte des Zimmers an einem Haken in dem Plafond. Eine Spanne unter seinen Füßen befand sich ein Tisch und auf demselben stand seitwärts ein Stuhl, mit dessen Hilfe Ascalo zu dem Haken emporgebracht worden war. Er hing oben in seiner schwarzen Kutte und bewegte sich langsam wie ein Pendel hin und her. Erst vor wenigen Augenblicken mochte er aufgeknüpft worden sein — ob von sich selbst oder von jemand Anderem, war in diesem Momente kein Gegenstand der Forschung für die Edelleute, denn diese beeilten sich, den Strick zu zerschneiden, an welchem er hing.

Die scharfe Waffe des Grafen Fuchs, welcher sich auf den Tisch und den Stuhl emporgeschwungen hatte, trennte flugs den Strick.

Er fiel dem Grafen Walderskirchen in die Arme und lag nun leblos in denselben.

Die beiden Freunde brachten den Jesuiten auf ein Sofa und goßen hierauf den Inhalt eines Wasserglases über ihn aus.

Der Gehängte gab ein Lebenszeichen von sich, seine Brust, die ihm gelüftet, hob und senkte sich, und es währte kaum eine Minute, so blinzelte er bereits mit den Augen.

Unglückseliger, was habt Ihr gethan! rief ihm Walderskirchen zu.

Ascalo griff an seinen Hals, er bewegte die Lippen, aber er konnte keinen Laut aus seiner Kehle bringen.

Ein Jesuit trat ein.

Als er jedoch Ascalo auf dem Sofa mit verstellten Gesichtszügen dahingestreckt sah und die Offiziere bei ihm erblickte, so lief er mit Hast wieder zur Thüre hinaus und bald vernahm man sein fernes Gezetter:

Mord! Mord!

Fuchs folgte ihm nach, um ihn über die Situation aufzuklären. Aber der Pater floh vor ihm und auch andere Jesuiten, welche auf den Lärm aus ihren Zellen herausstürzten, gaben im nächsten Augenblicke auch schon das Fersengeld.

Die Jesuiten wähnten, daß der Offizier sie massakriren wolle. Endlich, als sie nichts Feindseliges an ihm bemerkten, so gehorchten sie seiner Aufforderung, ihm Rede zu stehen und Fuchs gab ihnen nun bekannt, wie er den Pater Ascalo bei seinem Eintritte in dessen Zimmer gefunden habe.

Nun währte es nicht lange, so war bereits die Wohnung des Ascalo von seinen Mitbrüdern gefüllt.

Der Hof- und Gerichtskommissär konnte noch immer nicht sprechen, aber er ließ sich eine Schreibtafel geben und zeichnete auf dieselbe die Worte: „Scharfrichter Voigt hat mich überfallen und gehenkt. Verfolgt den Elenden."

Schon liefen Laienbrüder fort, um dem Thäter nachzujagen und die Diener der Gerechtigkeit auf seine Spur zu bringen.

Ascalo befand sich in dem kläglichsten Zustande.

Er hatte nicht allein durch die versuchte Erdroßlung an den Organen der Luft- und Speiseröhre Schaden erlitten, sondern auch an seinem Halswirbel, da er das Genick nicht zu bewegen im Stande war.

Man konnte auch von ihm keine weiteren Aufklärungen erhalten, denn schon verfiel er wieder in den Zustand der Bewußtlosigkeit, aus welcher er nicht sogleich wieder geweckt werden konnte.

An seinem Hinterhaupte zeigte sich eine große Beule, aus welcher man schließen konnte, daß Ascalo von dem Henker mit Heftigkeit auf den Kopf geschlagen worden sei, daß er in Folge dieses Schlages besinnungslos zusammengestürzt, und dann erst von ihm in die Höhe gebracht und mit einem Strick an den Haken aufgeknüpft wurde.

Um dahin zu gelangen, hatte der Henker einen Stuhl auf den Tisch gestellt und von dem Haken die an demselben hängende Lampe herabgenommen.

Nach vorgenommener Exekution mochte er sich in Eile entfernt haben, da er statt seinem Hute, den er zurückließ, den des Jesuiten aufgesetzt.

Dennoch hatte Voigt seine Besonnenheit nicht verloren, da er den listigen Vorwand gebrauchte, von einem Pestkranken berührt worden zu sein.

Durch diese Aeußerung lähmte er nicht allein den Muth des Laienbruders, welcher ihn verfolgen wollte, sondern scheuchte auch damit den Pförtner von dem Thore zurück und konnte dann, ohne gehindert zu werden, den Schloßriegel zurückschieben und aus dem Kloster sich davonmachen.

Die beiden Offiziere, welche darauf Verzicht leisten mußten, von Ascalo Auskünfte zu erlangen, wendeten sich nun an den Rektor und den Superior des Klosters, und erklärten diesen, zwar trocken aber gelassen, daß sie es wissen müssen, wo sich gegenwärtig die Weber befinde.

Keiner von diesen Beiden gab ihnen den erwünschten Bescheid.

Der Rektor sagte:

Warum fragt Ihr uns und nicht die Todtenbrüder? Die müssen es wissen, wo sie den Leichnam vergraben haben, nachdem die Execution vorüber war.

Graf Walderskirchen antwortete hierauf:

Es ist für uns kein Geheimniß mehr, daß statt der Weber eine Kindsmörderin geköpft wurde, und daß die Herren Jesuiten dies veranstaltet haben.

Welche Jesuiten? fragte der Superior, nennt uns ihre Namen, damit wir dieselben deßhalb zur Verantwortung ziehen können.

Keine Ausflüchte, meine Herren! sagte Fuchs, zieht es in Berücksichtigung, daß wir uns gegen Euch für die Errettung der Weber sehr dankbar erwiesen. Ihr habt die Exekution der Braut des Herzogs von Ahremberg vereitelt und wir vereitelten die des Pater Ascalo.

Damit habt Ihr nicht uns, sondern Euch selbst einen guten Dienst erwiesen, antwortete der Rektor, denn Ihr würdet von den fürchterlichsten Gewissensbissen gefoltert worden sein, wenn Ihr Eueren unglücklichen Mitbruder seinem Schicksale preisgegeben hättet. Ihr mußtet Euerem natürlichen Triebe gehorchen und das ist nicht dankeswürdig; übrigens wird Ascalo gesund und meint Ihr, daß er durch die Anzettlung einer Schelmerei Euch einen guten Dienst erwiesen habe, so haltet Euch dann an ihn.

Die beiden Grafen mußten sich unverrichteter Dinge aus dem Jesuitenkloster entfernen; nur eine Hoffnung war ihnen noch geblieben.

Voigt wird jedenfalls bereits auf das Nachdrücklichste verfolgt und es ist kein Geheimniß, daß derselbe in heftigster Liebe gegen Marie von Dillingen entbrannt war. Sie hatten es gesehen, wie Voigt wüthete, als an der Weber in seiner Gegenwart die Tortur vorgenommen werden sollte.

Dieser Voigt mag den Ascalo nach der Vermuthung der beiden Grafen nur in der Absicht überfallen haben, um an demselben wegen der vermeintlichen Hinrichtung der Weber, die Ascalo anbefohlen, Rache zu nehmen.

Sollte der Jesuit, als er sich von Voigt thätlich bedroht sah, nicht zu einem umfangreichen Geständniß seine Zuflucht genommen haben?

Wird Voigt gefangen genommen, dann könnte man ihn hierüber befragen. Gelingt ihm seine Flucht und ist er im Besitze des Geheimnisses, dann mehren sich nur die Schwierigkeiten, denn der Liebestolle wird dann gewiß sich der Weber zu bemächtigen suchen, und dadurch Gefahren über dieselbe heraufbeschwören, die vielleicht kaum geringer sind als diejenigen, denen sie bisher entgangen. Doch dies sind nur vage Ideen, denn man weiß es doch noch immer nicht mit Bestimmtheit, ob die Weber wirklich noch lebt.

An dem darauffolgenden Tage war Voigt noch immer nicht eingefangen worden, obwohl vom Gerichte aus der größte Eifer entwickelt wurde, sich seiner zu bemächtigen.

Wäre er früher nicht für todt angesagt worden, so hätte man bereits vom Stadtgerichte aus Steckbriefe gegen ihn erlassen, denn die Aussagen seiner Freimagd hatten sich längst vollinhaltlich bestätigt.

Die Leichen der beiden Freiknechte waren bereits aus dem Brunnen des neuen Rabenhauses herausgezogen worden, wohin sie der Mörder geworfen hatte.

Wenn es bekannt geworden, daß er sich am Leben befinde, und im Lazarethe aufhalte, würde man dann sein Asyl nicht respektirt haben, da zu jener Zeit bereits das Asylrecht sehr häufig verletzt wurde, wenn es sich um die Ergreifung einer besonders gefährlichen Person handelte.

Voigt mußte von einem ungewöhnlichen Glücke begleitet sein, oder gute Freunde in Wien haben, die ihn bei sich aufnahmen und verbargen, denn trotz aller eifrigen Nachforschungen kam man nicht auf seine Spur.

So vergingen weitere zwanzig Tage, und die warme Zeit, die in jenem Jahre bis in dem Spätherbst angehalten hatte, war endlich vorüber.

Man hatte erwartet, daß mit den frostigen Tagen die Pest auch endlich aus Wien weichen werde, und diese Erwartung ging auch wirklich in Erfüllung, wenigstens kamen von jener Zeit an Pestfälle nur vereinzelt vor, und selbst diese hatten ihre Furchtbarkeit verloren, den die meisten der späterhin Behafteten erlangten ihre Gesundheit wieder. Dieselbe hatte bis zu jener Zeit aber bereits mehr als zehntausend Menschen in Wien dahingerafft, was immerhin eine große Bedeutung für eine Stadt sein mußte, die damals kaum mehr als 150.000 Einwohner zählte.

Die Pestkarren verschwanden aus den Straßen, in denen es auch nicht mehr von Wachholder duftete.

Die Thorflügel der kaiserlichen Burg wurden endlich wieder aufgethan und schon gab es wieder frohen Verkehr. Die auswärtigen Gesandten und Agenten und die Hofherren und Hofdamen, welche im panischen Schrecken aus Wien geflohen waren, kehrten nun wieder mit stattlichem Gefolge dahin zurück. Die Häuser der Großen, welche seit längerer Zeit verödet waren, füllten sich wieder, und während das Volk sich an seinen beliebten Belustigungsorten bei der Fidel und der Sackpfeife beisammen fand, wurden auch bei Hofe die Buß- und Trauergewänder gegen die Hofgallakleider vertauscht und Ball, Ballet und Oper angeordnet. Selbst die Kaiserin-Witwe wurde nun nicht mehr in Nonnenkleidern gesehen, und obwohl ihr Sinn sehr trübe blieb, so gelang es doch der Kaiserin Elisabeth, sie zu Hofbelustigungen zu ziehen.

Aber die Kaiserin-Mutter änderte an ihren Gewohnheiten und ihrer Lebensweise nichts mehr. Sie verkehrte nur mit Jesuiten und war selten nur für Glieder aus ihrer eigenen Familie zu sprechen.

Noch war der Herzog von Ahremberg von Rom nicht zurück. Den Nachrichten zu Folge, welche seine Freunde von dort erhielten,

befand er sich schwer erkrankt im Palaste der Fürstin Doria daselbst. Ja es hieß sogar, daß sein Leben sich in großer Gefahr befinde, und daß sein Vater sich auch bereits auf die Reise nach Rom gemacht habe.

Nichtsdestoweniger ließen die Freunde des Herzogs von Ahremberg und seine Freundin Gräfin Fuchs in ihrem Eifer nicht nach, um den geheimen Aufenthalt Maria's von Dillingen zu entdecken.

Der Kaiser hatte nun selbst Partei für die Weber genommen, und den Jesuiten ernstlich anbefohlen, dafür Sorge zu tragen, daß die Weber nun zum Vorscheine komme — aber Ascalo war vereist und die Hochwürdigen Herren schwuren bei ihrem Priestereide, von der Weber nichts zu wissen.

Nun suchte man die Jesuiten auf eine andere Art zu bedrängen, um sie zu zwingen, die Weber herauszugeben wenn sie noch lebt.

Es wurde aus der Kanzelei der Kaiserin eine Korrespondenz mit dem Jesuiten-Vorstande eröffnet und denselben gedroht, daß man durch Auszüge aus dem Wiener Hofarchive ihre Gemeinschädlichkeit beweisen werde, wenn sie sich länger weigern sollten, die Braut des Herzogs von Ahremberg in Freiheit zu setzen.

Der eigentliche Leiter dieser Korrespondenz war der sehr gelehrte ehemalige Kornet Knecht, welcher eine rasche Karriere gemacht, indem er nach wenigen Monaten seines Hofdienstes bereits zum ersten und wirklichen Sekretär Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth avancirte.

Diesem jungen Manne war es leicht geworden, wichtiges Material zu einer Anklage gegen die Jesuiten zusammenzubringen, und er drohte denselben mit Veröffentlichung seiner Angaben, wenn sie in ihrem Starrsinn beharren sollten, die Auslieferung der Weber noch länger zu verweigern.

Die Herren Jesuiten sollten auch erfahren, was Nachtheiliges gegen sie vorgebracht werden könnte, und daß es wirklich in Wien einen Mann gebe, welcher den Muth habe, sie öffentlich als Verbrecher anzuklagen. Er sendete ihnen ein Gedenkblatt zu, auf welchem in Hauptzügen die Verdienste der Jesuiten um die Menschheit und die Fürstenthrone aufgezeichnet waren, gab den Oberen der Jesuiten zugleich bekannt, daß er mit Nächstem ein weiteres Verzeichniß ihrer schönen Züge liefern, und nach einer einundzwanzig-

tägigen Frist dieselben der Oeffentlichkeit bekannt machen werde, wenn bis dahin Marie Weber unversehrt ihren Freunden und Bekannten nicht zurückg-geben sei.

Mit Verkürzung gegeben, lautete das historische Material seiner ersten Korrespondenz wie folgt:

Im Jahre 1547 wurde der Jesuit Bobadilla aus Deutschland verjagt, weil er gegen den Staat geschrieben hatte.

1560 wurde Gozales Silveira in Monomotapa als portugiesischer und jesuitischer Spion gehenkt.

1578 wurden alle Jesuiten aus Antwerpen verbannt, weil sie sich den Friedensunterhandlungen widersetzten.

1581 wurden Campian, Skerwin und Briant zum Tode verurtheilt, weil sie einen Aufruhr gegen die Königin Elisabeth von England erregt hatten. Während der Regierung dieser Königin hat man fünf Verschwörungen der Jesuiten gegen ihr Leben entdeckt.

1588 hetzten sie die Ligue gegen Heinrich III. in Frankreich auf.

1593 bewog der Jesuit Varode den Bariere, den Dolch gegen den besten König zu zücken.

1594 jagte man die Jesuiten aus Frankreich, weil sie Theil an Johann Chatel's meuchelmörderischen Unternehmungen hatten.

1595 redete der Jesuit Guignard in seinen Schriften der Ermordung Heinrich IV. das Wort, ward aber gefangen und zum Richtplatz geführt.

1597 hielt man die Kongregation de auxiliis, um über ihre neue Lehre von der Gnade zu rathschlagen, bei welcher Gelegenheit ihnen Klemens VIII. öffentlich vorwarf, daß sie die Kirche mit Verwirrung erfüllten.

1598 bestachen sie einen Bösewicht, reichten ihm mit einer Hand das Sakrament und mit der andern den Dolch und reizten ihn, den Prinzen Moriz von Nassau umzubringen, worauf sie aus Holland vertrieben wurden.

1604 hatten sie es der Huld des Kardinals Friedrich Boromeus zu danken, daß sie nur aus dem Kollegium de Braida verjagt, und nicht zum Scheiterhaufen verdammt wurden.

1605 wurden die Jesuiten Patres Aldecorn und Garnet als Anstifter der Pulververschwörung in England hingerichtet; auch

zwangen sie den Staat von Venedig, sie als Rebellen aus Stadt und Land zu verjagen.

1610 ermordete Ravaillac Heinrich IV. in Frankreich. Man hatte die Jesuiten in Verdacht, seine Hand bei dieser Schandthat geleitet zu haben. Um diesen Verdacht zu bestärken, ließ Mariana noch in demselben Jahre seine Meinung über Entsetzung der Fürsten und Lob des Königsmordes drucken.

1618 wurden die Jesuiten aus Böhmen vertrieben, weil sie Störer der öffentlichen Ruhe waren, das Volk gegen die Obrigkeit empörten, die Welt mit ihrer gefährlichen Lehre von der Unfehlbarkeit und unumschränkten Gewalt des Papstes ansteckten, und endlich auf allerlei Wegen den Samen der Zwietracht unter die Glieder des Staates ausstreuten.

1619 schaffte man sie aus gleichen Ursachen aus Mähren weg.

1631 empörten sie durch ihre Kabalen Japan und goßen Ströme Bluts über das ganze Reich.

1641 erregten sie in Europa den elenden Zank über den Jansenismus, der so vielen ehrlichen Fanatikern Ruhe und Glück gekostet hat.

1643 verbannte man sie, ihrer Laster und Habsucht wegen, aus Malta.

1646 spielten sie in Sevilla einen Bankerott, der viele Familien in's Elend stürzte; solche Kunststückchen haben sie oft wiederholt.

1709 zerstörte ihre niederträchtige Eifersucht Porte Royal. Todte wurden ausgegraben, Mauern niedergerissen.

1712 wagte es der Jesuit Jouvency in einer Geschichte seines Ordens die Königsmörder unter die Märtyrer zu zählen.

Alle Fürsten des menschlichen Geistes, welche sich von Euch nicht unterjochen ließen, haben den Stab über Euch, Jesuiten, gebrochen.

Die streng katholische Pariser Universität sagte in ihrer Apologie vom 6. Oktober 1643 von Euch:

Ihre Häuser waren der Aufenthalt von Tiegern und die Höhle der Tyrannen; die Mörder schärften darin ihre Dolche, um unsere Könige zu durchbohren.

Euere Helden sterben als Missethäter auf dem Schaffote.

Pater Guinard, Rektor des Pariser Jesuitenkollegiums, welcher zum Strange und Feuer, als Anstifter des Königsmordes, verurtheilt wurde, lehrte ausdrücklich:

Der Papst hat ein thätliches und zwingendes Recht über die Könige; er kann ihnen die Krone entreißen, wenn er eine Ursache dazu findet. Wenn die Kirche nicht besser vertheidigt werden kann, als durch den Tod des Tyrannen, so ist es für jeden Bürger geboten, ihn zu ermorden.

Vergessen wir nicht an Jaurigni, der dem edlen Prinzen von Oranien das Lebenslicht ausblasen wollte. Man fand bei ihm einen jesuitischen Katechismus und ein Schreibtäfelchen, worauf verschiedene schwärmerische Gebete und Verhaltungsmaßregeln verzeichnet waren. Van Meteren beweist es in seiner Geschichte der Niederlande, daß die körperlichen Reste jenes Bösewichtes, welche durch den Henker geviertheilt worden waren, von den Jesuiten entwendet und als kostbare Reliquie in Verwahrung genommen wurden.

Denken wir an Gerard, der nach dem mißlungenen Streich des Jaurigni gleichfalls zur Mordwaffe griff, um dem Prinzen von Oranien wirklich das Lebenslicht auszublasen.

Aus den Akten des Prozesses ersieht man, daß er zu Trier einem Jesuiten in der Beichte dies Vorhaben entdeckte; daß ihn dieser dafür belobt und ihm für den Fall seiner Gefangennehmung die himmlische Märtyrerkrone in Aussicht stellte.

Dieser Elende bekannte ferner, daß noch drei andere Jesuiten ihm ihren heiligen Segen spendeten, damit seine That gelinge. Doch gehen wir einen Schritt in der Geschichte weiter!

Die Generalstaaten erwählten nach Wilhelm's Tod seinen Sohn, den Grafen Moriz von Nassau, zu ihrem Haupte. Dadurch wurde die Mordlust der Jesuiten neuerdings rege. Den 27. Mai 1595 wurde ein Faßbinder, Namens Peter Panne, zu Leyden über dem Vorhaben, den Grafen zu ermorden, ergriffen und verhaftet. Er war arm. Die Jesuiten, an deren Provinzial er sich zu Duvay wendete, versprachen ihm neben der ewigen Freude im Himmel eine jährliche Pension und ein Amt, wenn er den Grafen ermorden würde. Es wäre ein verdienstliches, heiliges Werk, sagten sie ihm, einen Mann aus dem Wege zu räumen, welcher durch

seine Ketzerbegünstigung das Seelenheil so vieler tausend Menschen der Gefahr der Verdammung preisgab. Sie hörten ihm, nachdem er sein Vorhaben beschlossen hatte, die Beichte und reichten ihm das Abendmahl.

Als er in Leyden ankam, erinnerten ihn zwei verkleidete Jesuiten, mit Vorsicht zu Werke zu gehen, um den Streich nicht zu verfehlen.

Sein ängstliches Fragen um die Person des Grafen machte ihn verdächtig. Er warf, als er sich ergriffen sah, einen vierschneidigen Dolch hinweg, welchen er, wie er gestand, von den Jesuiten empfangen hatte.

Alle diese Umstände erhellen aus dem freiwilligen Bekenntnisse des Verbrechers, aus den gerichtlichen Akten und aus dem Zeugnisse der Geschichtschreiber.

Es gibt keinen großen katholischen Staat, es gibt kein kleines katholisches Ländchen, das nicht gegenwärtig von den Jesuiten unterjocht ist.

Alle diese Staaten haben ihre Archive und ihre Leidensgeschichten, welche von Euren Thaten zu erzählen wissen. Viele dieser Dokumente sind als Abschriften in das Wiener Hofarchiv gelangt, und deren Veröffentlichung würde Euch noch unwillkommener sein, als die statistischen Aufzählungen Euerer großen Verbrechen; doch wir haben jetzt meist von fremden Staaten gesprochen, wenden wir nun aber den Blick auf die österreichischen Zustände und zählen wir es auf, was Ihr Hochwürdigen Herren hier zu Lande Gutes geschaffen.

Es wurde auch wichtiges Material bezüglich der Prozesse gegen die Kreuzbrecherinnen zusammengetragen. Man hat daher nicht in die Vergangenheit zu greifen, um Eure Gottlosigkeit nachzuweisen, wir werden ganze Reihen stellen und man wird es erfahren, daß die Jesuiten zugleich die Ankläger und Richter waren. Die Geheimnisse der Beobachtungskammer im Zuchthause, wo der Teufel die jungen Mädchen überfallen, sind für uns keine Geheimnisse mehr und es hängt nur von uns ab, daß Ihr ohne scheinheiliger Maske vor der Welt Euch zeigen müßt. Glaubt ja nicht, daß von irgend einer Seite ein Retter für Euch erscheinen kann. Der Kaiser weiß gar gut Unterschied zu machen zwischen Religion

und Religiosen, und Ihr werdet Euch selbst von hier empfehlen, wenn man Euch nachweist, daß Ihr in der Mitte ehrlicher Leute nicht leben sollt, und dennoch wollen wir mit Euch paktiren. Man wird die Welt über Euer Wesen und Treiben nicht aufklären, ja sogar viele Schriften, die gegen Euch zeugen, in Eure Hand legen, wenn Ihr die Weber frei gebt und ihrer Heirat mit dem Herzog von Ahremberg keine Hindernisse weiter schafft.

Ueberlegt es, ob Ihr den Kampf mit uns aufnehmen könnt. Prüft Eure Herzen und Eure Nieren und fragt Euch dann, ob es von Euch klug ist, privatlichen Interessen die Eures Standes zu opfern.

Dieses Schriftstück unterschrieb nicht der Verfasser desselben, denn das war eine zu unbedeutende Person, vor welcher die Jesuiten keinen Respekt hatten, aber die Kaiserin Elisabeth, welcher von der Gräfin Fuchs dasselbe vorgelesen wurde, ließ dasselbe unter das Siegel ihrer Kanzlei legen und durch einen Hoffourier dem Rektor der Jesuiten zustellen.

Den Herren Jesuiten mochte es wohl nicht besonders zu Muthe sein, sich von Neuem in Opposition mit dem Kaiserhofe zu stellen. Die Pest war vorüber und man hatte nicht zu befürchten, das Volk in Empörung zu bringen, wenn man mit jenen Personen ein Hühnchen pflücke, welche von der großen Menge für die Auserwählten Gottes und für die himmlischen Anwälte gehalten wurden.

Aber auch den Jesuiten selbst fehlte es an Muth und Beharrlichkeit, gegen den Willen des Zeitgeistes ferner ankämpfen zu wollen, und sie hielten es für unmöglich, unter den damaligen Verhältnissen auch nur einen Schritt weiter vorwärts zu machen, um einen deokratischen Staat mit einem Papstkaiser herzustellen.

Ihr Haupt-Agitator Pater Ascalo lag elend darnieder und der Jesuit mit der gebissenen Wange hatte neben dem Schaffote, als er das Henkeramt sich anmaßte, sein Leben eingebüßt.

Von Rom aus waren auch schon längere Zeit keine Ermahnungen zur Aktion gekommen, und es war auch keine Hoffnung vorhanden, Kaiser und Kaiserin mit einander zu entzweien, und es waren glücklicherweise auch Sündenböcke vorhanden, welchen man alles Böse zuschreiben konnte.

Gräfin Fuchs wurde plötzlich mit der Nachricht überrascht, daß sich Marie von Dillingen bei ihrem Kinde in Hetzendorf befinde. Sogleich eilte sie zu ihr nnd traf sie auch bei ziemlich gutem Wohlsein. Sie hatte gegen die Jesuiten keine Klage zu führen — man hatte sie in das Kloster der Franziskanerinnen nach Znaim gebracht, wo sie mit Eifer gepflegt und gut behandelt wurde, man verlangte von ihr, daß sie den Schleier nehme und sich von ihrem Kinde und dem Herzoge lossage. Um ihre Machthaber nicht zu erzürnen, hatte Marie um eine Frist für ihre Entscheidung gebeten, welche ihr auch bewilligt wurde.

Kurz nach ihrer Freilassung traf sie die bittere Kunde, nach dem Hietzinger Friedhofe zu wandeln, wo ihr Vater beerdigt wurde. Der arme Mann war seinem Siechthume endlich erlegen. Bei guter Gesundheit war er mit seiner Tochter nach Wien gekommen, aber die zahllosen Schrecken, die er wegen dieser erfahren, hatten ihn siech und elend gemacht und seinen Tod herbeigeführt.

Sein Landsmann, der alte Schloßkaplan von Schönbrunn, sprach über ihn den Segen, als er in das Grab gesenkt wurde.

Tags darauf kamen die kaiserlichen Majestäten nach Schönbrunn und verlangten die Weber zu sehen.

Der alte geistliche Herr holte sie in einer kaiserlichen Kutsche von Hetzendorf ab und brachte sie nach Schönbrunn.

Wir wissen schon, daß Ihr unschuldig seid, sagte der Kaiser zur Weber, als diese vor ihm den Fußfall machte, und bewundern Euren Heroismus, mit welchem Ihr so viele Leiden ertragen habt; das wird Euch der liebe Gott nun entgelten. Die Weber ist todt und Ihr seid nun zu neuem Leben erwacht! Sucht Euch nun einen recht hübschen Namen aus, den Ihr fortan führen werdet. Wir wollen darauf Rücksicht nehmen, daß Ihr die Braut eines Herzogs seid und Euch deßhalb in den Adelsstand versetzen.

Marie von Dillingen nahm dankbar den huldreichen Antrag an und bat, ihr gnädigst einen Namen ertheilen zu wollen.

Kaiser Karl sagte hierauf:

Nun so sollst Du von nun an Freiin von Goldenkron heißen, denn Du hast durch Deine Standhaftigkeit sowohl, als auch durch Deine großen Tugenden ein wohlerworbenes Recht auf eine goldene

Krone verdient — man wird Dir morgen bereits den Adelsbrief zustellen.

Der Kaiser hielt auch sein gegebenes Wort.

Gräfin Fuchs brachte ihr das Dokument und Marie von Goldenkron bat, sie mit sich in die Stadt zu nehmen und es zu veranlassen, daß sie ihrem Neffen, dem Grafen Fuchs und dem Grafen Walderskirchen, sowie auch den anderen Offizieren vom Regimente Bucqoi für ihre glückliche Rettung den Dank aussprechen könne.

Sie erfuhr von der Gräfin Fuchs jedoch, daß das Reiter-Regiment bereits von Wien fortgezogen sei und sich in Eilmärschen nach Ungarn begeben habe, da dort neue Unruhen zu gewärtigen seien.

Gräfin Fuchs ließ die Gerettete nicht in Hetzendorf zurück, da dort Niemand war, welcher sie bei einem etwaigen Ueberfalle nachdrücklichst zu schützen im Stande gewesen wäre; sie begab sich mit Marie und ihrem Kinde in ihr Haus in der Stadt.

Es sollen immer Leute um Euch sein, sagte die Gräfin, damit man Euch nichts Böses anhaben kann. Die Jesuiten werden Euch wohl nun in Ruhe lassen, aber jener schreckliche Voigt lebt noch, der sich einbildet, daß Ihr ihn heiraten werdet. Er hat sich zwar wohl in Acht zu nehmen, sich hier im Lande finden zu lassen, denn er hat schwere blutige Thaten begangen, auf welche der Tod gesetzt ist. Aber dies soll uns nicht leichtfertig machen, und die Vorsicht dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren. Ein Rasender solcher Art bebt vor Nichts zurück.

Die arme Marie aber hatte durch ihr Geschick die Kunst verlernt, sich angenehm zu machen. Sie war keine Gesellschafterin mehr; trübsinnig und in sich verloren, saß sie oft stundenlang, ohne sich auch nur zu regen, sie vergaß sogar auch auf ihr Kind; dann aber fuhr sie plötzlich empor und eilte zu ihrem Hugo, den sie dann mit Küssen und Thränen bedeckte.

Und dennoch war sie von der Gräfin Fuchs wohl gelitten, sie schenkte ihr die regste Theilnahme und suchte in ihr den Lebensmuth wieder zu erwecken. Sie fühlte sich froh, wenn sie der blassen jungen Frau auch nur das leiseste Lächeln abgewinnen konnte.

Sie mußte wie ein Kind behandelt werden und man mußte sorgsam vermeiden, Erinnerungen an ihre schreckliche Vergangenheit in ihr wach zu rufen.

Erst kurze Zeit war sie in dem Hause der Gräfin Fuchs, als diese ihr einen Brief von dem Herzoge von Ahremberg überbrachte, welchen dieser unter der Adresse der Gräfin an die Liebste gesendet hatte.

Marie erhielt überaus günstige Nachrichten.

Der Herzog war in Rom glücklich genesen, und hatte bei dem heiligen Vater Alles erreicht, was er gewünscht hatte.

Marie von Dillingen wurde von jener Schuld freigesprochen, ein heiliges Kruzifix gebrochen und böse Zauberei getrieben zu haben. Sie wurde als wohlgefällige Tochter der Kirche in Gnaden wieder aufgenommen und durch den apostolischen Segen beglückt.

Noch war es dem Herzog und auch der päpstlichen Regierung in Rom nicht bekannt, was sich vor kurzer Zeit mit Marie Weber in Wien ereignet hatte.

Hätte Ahremberg von jener vollzogenen Hinrichtung, durch welche die Gerichte sowohl, als das Volk mystifizirt wurden, die Kunde erhalten, wäre er sicher bei seiner überaus großen Liebe zu dieser Unglücklichen wahnsinnig geworden.

In sicherem Vertrauen auf das Wort seiner Freunde und auf die Gunst der Kaiserin machte er guten Muthes seine Schritte in Rom und wurde dabei überaus eifrig von den Jesuiten unterstützt.

Der Name des Herzogs von Ahremberg stand in gutem Ansehen in Rom. Seine Familie besaß daselbst einen Palazzo, welcher seit langen Jahren an eine italienische Fürstenfamilie vermiethet war.

Obwohl dieser Palast zu dem Majorate der Herzoge von Ahremberg gehörte, und der zeitliche Besitzer desselben der Vater Ahremberg's war, so fertigte dennoch der Herzog eine Schenkungsurkunde zu Gunsten der Jesuiten aus, und that dies unter der Bedingung, daß man die Weber dafür von ihrer Anklage als Hexe und Kreuzbrecherin freispreche.

Dem Säckelmeister des heiligen Vaters aber übergab er eine Summe von viertausend Dukaten und zwar im Namen der Weber.

Diese Spenden hatten den besten Erfolg.

Die Kirche hatte keine bessere Tochter aufzuweisen, als jene Weber, und es wurde sogleich daselbst ein Gnadenbrief ausgefertigt und dem päpstlichen Nuntius in Wien zugesendet.

Der General der Jesuiten schrieb seinen Untergebenen in Wien, sich eifrig der Weber anzunehmen, da dieselbe durch das Wohlgefallen des heiligen Vaters ausgezeichnet worden war; aber ehe diese Bulle des heiligen Vaters und diese Ordonnanz des nicht minder heiligen Jesuitengenerals in Wien anlangte, befand sich Marie, die jetzige Freiin von Goldenkron, nicht mehr daselbst.

Der Herzog von Ahremberg hatte die Gräfin Fuchs gebeten, es möglich zu machen, daß er sich mit Marie in Venedig kopuliren lassen könne, und die Gräfin hatte in ihrer übergroßen Zuneigung zu Marie diesen Wunsch in der That gefördert, denn die Hofdame der Kaiserin reiste mit Marie, ihrem Kinde und der Dienerschaft unverzüglich nach Venedig ab. Sie beeilte sich dort mit ihr eher anzukommen, als der Herzog durch eine böse Kunde von Wien mit Entsetzen erfüllt werde.

Vor ihrer Abreise von Wien hatte sie ein Briefchen nach Palotta in Ungarn abgesendet, wo das Regiment Bucqoi bis auf weiteren Befehl ihr Standquartier zu nehmen hatte und ihren Neffen gebeten, gleichfalls nach Venedig zu gehen.

Obwohl diese Reise in rauher Jahreszeit unternommen wurde, so wirkte sie überaus günstig auf das Befinden der Weber.

Als sie von Wien weg war, wo sie so viel Schreckliches erduldet, da wurde ihr endlich leichter um das Herz und ihr Geist erstarkte.

Sie weinte nicht mehr und erhob ihren Blick, was ihr früher gar nicht gelingen wollte.

Die gute Hoffnung, ihren Geliebten wieder zu finden und für die Wohlfahrt des Kindes Hugo ausreichend sorgen zu können, verlieh ihr Kraft und verbannte ihre Zaghaftigkeit.

Sie hatte eine gar treffliche junge Dame an ihrer Seite, welche Alles aufbot, sie in eine gute Stimmung zu bringen und wenn sie traurig wurde, ihre Phantasie dadurch anzuregen suchte, daß sie ihr von dem schönen Karneval zu Venedig erzählte, welcher sie bestimmt habe, Marie dahin zu begleiten.

Marie von Dillingen sollte es nicht ahnen, daß die Gräfin Fuchs sie auf ihrer weiten Reise der Melancholie nicht überlassen wollte, auch fürchtete sie noch immer den Henker Voigt, welcher seit der Stunde, nachdem er den Pater Ascalo strangulirt hatte, spurlos verschwunden war.

Ihre Anwesenheit sollte ihr Schutz verleihen und ihre Trübseligkeit verbannen, was auch der Guten wirklich gelang.

Venedig war erreicht und der Herzog stürzte sich freudig seiner geliebten Marie in die Arme.

Erst jetzt erfuhr er, was sich während seiner Abwesenheit von Wien zugetragen habe, und er rief nun bestürzt:

Mein Gott, welche Gefahren stürmten auf Dich ein? Was Du gelitten haben magst, hat kein Beispiel auf dieser Welt.

Ach, daß ich noch lebe und daß ich mich des Kindes und Deines Anblickes erfreuen kann, verdanke ich nur der unendlichen Güte und Großmuth der Gräfin Fuchs und dem Heroismus Deiner Freunde.

Diese Freunde kamen auch wirklich schon in der darauffolgenden Woche nach Venedig.

Es waren sechs Offiziere vom Regimente Bucqoi, unter welchen wir die Grafen Walderskirchen und Fuchs namhaft machen.

Graf Bucqoi, welcher sich bei seinem Regimente eingefunden, hatte ihnen Urlaub ertheilt, da keine Aktion in Aussicht stand, und die Freunde konnten nun im Gefühle der Sicherheit mit Wohlbehagen von ihren abenteuerlichen Kämpfen sprechen, durch welche es ihnen gelungen war, ein schreckliches Geschick von Marien's Haupt abzuwenden.

Solche treue Freunde und ritterliche Männer hat es wahrlich nie gegeben! rief Herzog Ahremberg erfreut, während er, an der Seite seiner Braut sitzend, den Becher erhob.

Lobe die konfuse Zeit, sagte Fuchs lachend; denn unter anderen Verhältnissen hätten wir wahrlich nichts erreicht.

Ich lobe die Zeit nicht, antwortete Ahremberg, denn diese hat alles Grause und Unnatürliche verschuldet. Hoch die Gräfin Fuchs, die größte Frau dieses Jahrhunderts! Hoch meine Freunde!

Wenige Tage nachher wurde die Trauung des Herzogs von Ahremberg mit Marie Weber von Dillingen und nicht mit der

Freiin von Goldenkron auf das Festlichste in der Markuskirche vollzogen.

Erst in den letzten Tagen des Frühjahres 1715 meldete die Gräfin Fuchs der Kaiserin brieflich, daß sie in einigen Tagen zu weiteren Dienstverrichtungen eintreffen werde, wenn Ihre Majestät dies wünschen sollte.

Elisabeth, welche ihr einen unbestimmten Urlaub gegeben hatte, ließ sie durch die Oberstthofmeisterin benachrichtigen, daß sie sicher kommen möge, da sie in wichtigen Angelegenheiten sich mit ihr besprechen wolle.

Als die Gräfin hierauf, welche längst Venedig verlassen, und sich auf ihr Gut begeben hatte, zur Matzleinsdorfer Linie gelangte, wurde ihr Wagen von Reitern umringt und dieselbe zum zweiten Male in den Kerker des Landhauses gebracht, wo sie die Nacht über bleiben mußte.

An dem darauf folgenden Morgen besuchte sie der junge Hofkavalier Graf Sinzendorf, welcher sie benachrichtigte, daß man sie in der nächsten Stunde gerichtlich befragen werde.

Er rieth ihr an, ja nichts Nachtheiliges über die Kaiserin auszusagen, da die gegenwärtige Situation unmöglich lange währen könne.

Was könnte ich Nachtheiliges über die Kaiserin sagen? sagte die Gräfin, ich habe bei Ihrer Majestät nie etwas gemacht, das auch den schwächsten Schatten auf ihren Charakter werfen könnte.

Das muß Jeder sagen, antwortete Sinzendorf, welcher das Glück hat, in die Nähe der Kaiserin zu gelangen. Man hat auch direkt keine Anklage gegen sie gerichtet, sondern gegen den Sekretär der Kaiserin, welcher beschuldigt wird, Ihre Majestät mit Liebesanträgen zu verfolgen, und Frau Gräfin werden beschuldigt, denselben der Kaiserin aufgedrungen zu haben.

Ich staune, sagte die Gräfin Fuchs; wie es scheint, sind die Jesuiten wieder zur Herrschaft gelangt.

Es ist auch so, sagte Sinzendorf; aber ich muß mich empfehlen. Frau Gräfin sind gewarnt, und wenn ich wieder komme, werde ich ein sehr ernstes Gesicht machen, denn ich bin ein Mitglied jener Kommission, welche die Frau Gräfin unter der Präsidentschaft des Pater Ascalo zu Verantwortung zu ziehen hat.

Graf Sinzendorf wartete auf keine Antwort, sondern eilte flugs davon.

Ehe eine Stunde verging, erschien er jedoch wieder vor der Gräfin, welche in den großen Saal geführt worden war. Er kam mit einem halben Dutzend anderer Herren und dem Jesuiten Pater Ascalo.

Dieser war noch immer Hof- und Gerichtskommissär.

Er trug aber nicht mehr sein Haupt so hoch, wie vorhin, es war nach einer Seite gerichtet und er mußte den ganzen Körper wenden, wenn er nach der Seite blicken wollte. Er sah sehr blaß und abgemagert aus.

Die erste Frage, welche der Jesuit an die Gräfin richtete, war, ob sie es befürwortet habe, daß Ihre Majestät den Kornet Knecht, während Ihres Aufenthaltes in Neuberg, zu ihrem Offizier gemacht habe.

Ja, antwortete die Gräfin, ich werde jedem braven Manne stets das Wort reden und ich erlaube mir, darauf hinzudeuten, daß damals Ihre Majestät nicht mit hinlänglichem Schutze bedacht war.

Ferner wollen wir wissen, sagte Ascalo, auf wessen Veranlassung und mit welcher Erlaubniß jener ehemalige Kornet in das geheime Archiv gelangte, dort aus den Akten Auszüge machte, die er dann benützte, um schwere Injurien gegen den Jesuiten-Orden vorzubringen. Alles Dasjenige, was zehnmal bereits gründlich widerlegt war, wurde von ihm als reine Wahrheit hingestellt. Dieser frevelhafte Mensch scheute sich nicht, das Siegel Ihrer Majestät zu mißbrauchen und diese Auszüge mit Drohungen dem hochwürdigen Jesuiten-Rektor zuzusenden. Frau Gräfin Fuchs wird mir erklären, in wiefern Ihre Majestät von diesen Vorgängen Kenntniß hatte.

Ich zweifle daran, antwortete die Gräfin, daß Ihre Majestät hiervon etwas wußte, und sage es offen, daß der ehemalige Kornet Knecht nur in meinem Auftrage gehandelt hat. Es handelte sich darum, den Jesuiten eines ihrer unendlich vielen Opfer zu entreißen; denn wie Ihr mit der Marie von Dillingen verfahren seid, ist beispiellos. Der heilige Vater selbst hat die nunmehrige Herzogin von Ahremberg von jeder Schuld freigesprochen.

Es handelt sich nicht um die Weber, unterbrach Ascalo die Sprecherin, sondern um den groben Mißbrauch, welchen sich jener Knecht in seiner Stellung schuldig machte.

Von Euren Mißbräuchen wollt Ihr nicht sprechen? sagte die Gräfin Fuchs, doch es ist wahrlich kein Mißbrauch von Eurer Seite, sondern eine Kette verbrecherischer Handlungen, deren Ihr Euch schuldig gemacht! Ich bewundere Eure Kühnheit, daß Ihr Euch darüber aufhaltet, wenn man Euch die Wahrheit in das Gesicht schleudert!

Darüber habt Ihr nicht zu entscheiden, antwortete Ascalo. Gott wird die Seinen zu schützen wissen; so manche lästerliche Zunge wurde von dem Henker schon abgeschnitten. Doch weiter — es muß Euch wohl bekannt sein, daß jener Sekretär Knecht schon damals, als Ihr noch in Wien gewesen seid, in die Gemächer der Kaiserin sich freventlich eingeschlichen, und Ihr werdet es wohl nicht in Abrede stellen können, daß Ihr es zu begünstigen suchtet, daß jener Knecht sich mit Ihrer Majestät allein befand?

Ihr habt es schnell vergessen, Ascalo, rief die Gräfin Fuchs zornig, daß Ihr schon die Beute des Henkers gewesen seid! Es gab noch Niemanden, der so gerecht aufgeknüpft wurde, als Ihr, Unverschämter; und mein Vetter hat unverantwortlich gehandelt, Euch damals vom Stricke abzuschneiden. — Nun geht Ihr zum Abscheu Aller mit verrenktem Genicke umher, und dennoch beharrt Ihr in Eurem nichtswürdigen Treiben? — Eure Kühnheit wächst, und schon wagt Ihr es, die reinste und erhabendste Tugend zu begeifern! Wie schmählich mögen sich die Verhältnisse gestaltet haben, daß dies geschehen kann; meine Herren, wenn Ihr noch ein Fünkchen Ehrgefühl besitzt, so hebt Euch von Euren Sitzen und geht sogleich fort! Wie könnt Ihr Euch die Führerschaft dieses abgefeimten Schurken gefallen lassen!

Aus Ihr spricht der böse Feind! rief Ascalo, wir wollen sie morgen wieder hören, für heute aber wird man sie torquiren, um die Wahrheit zu erfahren, welche uns diese verstockte Sünderin beharrlich vorenthält.

Dazu können wir nicht unsere Einwilligung geben, sagte Graf Sinzendorf, Gräfin Fuchs hat eben nur geziemend gesprochen;

Jeder, der die Tugend Ihrer Majestät antastet, verdient durch Henkershand zu sterben!

Pater Ascalo sah den Sprecher finster an und befahl hierauf, daß Gräfin Fuchs in den Kerker zurückgeführt werde, was auch geschah.

Wuthentbrannt standen nun Jesuit und Hofmann einander gegenüber, die heftigsten Drohungen ausstoßend. Die Anderen aber duckten sich, und als einige von denselben nun sprachen, geschah es nur deßhalb, um die Entrüstung des Ascalo zu beschwichtigen.

Der Kaiser sollte es erfahren, daß Graf Sinzendorf so verwegen war, für die Inquisitin Partei zu ergreifen und den Vorsitzer des Gerichtes gleich jener als einen Verbrecher anzuklagen.

Die Sitzung wurde aufgehoben und die Glieder der Hofkommission begaben sich in die kaiserliche Burg.

Der Kaiser hörte die Einen und hörte die Andern, ertheilte aber keinen Bescheid. Er war sehr verdrossen, und kümmerte sich gar nicht mehr um seine Regierungsgeschäfte, dagegen betrieb er mit großer Leidenschaft die Jagd, und hatte dann selten ein großes Gefolge bei sich.

Den Jesuiten war es endlich gelungen, zwischen dem Allerhöchsten Kaiserpaare Unfrieden zu säen, und nun hemmte sie Niemand mehr, die Prozesse wegen Verletzung eines Kruzifixes von Neuem fortzusetzen.

In kürzester Frist wurden von Neuem junge Leute geköpft: Ein Weißgärberjunge Namens Andreas Mühlbacher, siebzehn Jahre alt und aus St. Pölten gebürtig, dann ein Knabe von fünfzehn Jahren, Namens Hirschbek, der drei Tage nacheinander auf der Bühne am Neuen Markt mit Ruthen gezüchtigt wurde, worauf man ihn vor dem Schottenthore enthauptete; dann kam wieder eine Magd, aus Linz gebürtig, Namens Stern an die Reihe, welche aber auf dem Schaffote begnadigt und zu lebenslänglichem Zuchthause verurtheilt wurde; dagegen verfuhr man um so härter mit dem protestantischen Lehrjungen Andreas Fürst, welcher in großen Unwillen gerathen war, als man ihn im Lazarethe, wohin er wegen epileptischen Anfällen gebracht wurde, zur Bekenntniß des katholischen Glaubens gezwungen hatte, der dann

dies ableugnen wollte und dabei wiederholt ausartete; es wurde ihm die Zunge ausgeschnitten und darauf der Kopf abgeschlagen.

Einige Tage nachher wurde ein Bauernmädchen, Namens Marie Waller, unter der Beschuldigung ein Kruzifix zerbrochen zu haben, drei Tage hintereinander öffentlich, fast in voller Blöße, mit Ruthenstreichen gezüchtigt, und dann die rechte Hand und der Kopf auf dem Rabenstein vor dem Schottenthore abgeschlagen.

Aber hiemit schließen auch jene furchtbaren Annalen einer unerhört grausamen und intriguanten Justiz.

Die Gräfin Fuchs wurde zwanzig Stunden nach ihrer Verhaftung, in Folge Entschließung des Kaisers, in Freiheit gesetzt und zugleich schlug auch die Freiheitsstunde des Sekretärs Knecht, welcher auf die Anklage von Majestätsbeleidigung und Akten-Defraudation in Anklagestand gesetzt und verhaftet worden war.

Es wurde ihm aber auch zugleich bekannt gegeben, daß er ferner nicht kaiserlicher Diener sei, und daß er wohl daran thun würde, sogleich Wien zu verlassen.

So war es abermals Gräfin Fuchs, welche mit muthiger Hand in das Getriebe der Jesuiten eingriff und es zum Stehen brachte.

Die Gräfin Fuchs eilte zu dem Hoffräulein Komtesse Wallis, denn diese wurde als der vorzüglichste Belastungszeuge in dem Prozesse gegen Knecht ihr namhaft gemacht.

Es wäre von minderer Wichtigkeit geblieben, wenn Knecht seine frühere Stelle nicht wieder erlangt hätte, aber die schändliche Intrigue war gegen die Ehre der Kaiserin selbst gerichtet, und zwar zu einer Zeit, als Ihre Majestät endlich der frohen Hoffnung entgegen sah, die österreichischen Völker mit einem Thronerben zu beschenken; die giftigsten Pfeile der Verleumdung wurden nach ihr, der Prinzessin aus einem protestantischen Hause, abgeschossen, welche mit klarem Verständniß ihrem kaiserlichen Herrn aufrichtigen Rath ertheilte.

Der Kaiser sollte entweder für immer um seine Seelenruhe gebracht oder dahin gedrängt werden, sich von Elisabeth scheiden zu lassen und sich eine Prinzessin von romanischer Abkunft zur Frau zu nehmen.

Gräfin Fuchs fand die Wallis in Thränen.

Längst hatte sie die Reue erfaßt, daß sie sich verlocken ließ, gegen die Kaiserin als falscher Zeuge aufzutreten und leicht gelang es der geistvollen Frau, mit ihrer Beredsamkeit die Komtesse zu erschüttern, zu rühren und völlig zu überwältigen.

Tags darauf stürzte die Komtesse dem Kaiser zu Füßen und widerrief ihre gegen die Kaiserin vorgebrachten Anklagen.

Kaiser Karl erfuhr es, daß die Jesuiten es waren, die der jungen Gräfin unermüdlich zugesprochen, gegen die Kaiserin als Klägerin aufzutreten, und dies gelang ihnen dadurch, daß sie es gar gut verstanden, ihre ohnehin wache Eifersucht noch heftiger aufzustacheln; — nun kam es zu Tage, was kaum Jemand geahnt, daß Gräfin Wallis die Geliebte jenes oft erwähnten Knecht war. Die Herzensbeziehungen der Beiden stammten noch aus jener Zeit her, als Knecht noch Hofmeister im gräflichen Hause Wallis war.

Knecht strebte damals nach dem Doktorshute, als aber die Komtesse erklärte, daß sie Schulfüchse verabscheue und daß sie ihn gerne als Reitersmann sehen würde, so wurde er Soldat.

Knecht hatte auch das Glück, als er noch den Reiterhelm auf dem Kopfe trug, die Komtesse oft heimlich des Nachts besuchen zu dürfen, denn dieses Dämchen, welches sich gerne den Anschein gab, alle Männer zu hassen, war sehr sinnlicher Natur.

Als sie erfuhr, daß ihr schmucker Reiter von der Kaiserin zu ihrem Offizier ernannt worden war, da war es mit ihrer stolzen Ruhe dahin.

Die Desperation trieb sie an das kaiserliche Hoflager zurück, denn sie lebte in dem Wahne, daß sie von ihrem Michael verrathen und abscheulich betrogen werde.

Knecht hatte ihr Vertrauen aber nicht ihre Liebe verloren und als Pater Ascalo endlich so weit ging, der eifersüchtigen Thörin zu sagen, daß Knecht unter dem Beichtsiegel ihm es anvertraut habe, daß er sich der Liebe einer sehr hohen Dame zu erfreuen habe, da es ihm leid thue, daß sich die Komtesse Wallis deshalb kränke, da wurde sie völlig toll und ließ sich dazu verleiten die tugendhafteste Frau auf das Schändlichste zu verleumden.

Dem Kaiser fiel eine schwere Last nicht allein von seiner Seele, sondern auch von seinem Geiste; er war seit langer Zeit sehr gedrückt und zum ersten Male wog er es nicht ängstlich ab, ob er

nicht gegen die Religion einen schädlichen Verstoß mache, wenn er die Mißbräuche des Klerus strafe.

Ascalo und mit ihm noch zwei andere Jesuiten, welche die Intrigue geleitet hatten, wurden verhaftet, und alle Richter und Räthe des Strafgerichtes ohneweiters ihrer Aemter und Würden entsetzt, welche auch in dem Verdachte standen Jesuiten zu sein.

Der entrüstete Monarch hätte gerne über die Schuldigen das Bluturtheil fällen lassen, dagegen machten sich jedoch so manch Bedenklichkeiten geltend.

Die Schurken wurden im Kerker gebrandmarkt und dann a Wien fortgewiesen; — man eskortirte sie nach der Grenze.

Sie hatten den Wunsch geäußert, daß man sie an die sächsische Grenze führen solle, wo sie von dort nach Köln sich wenden werden.

Man brachte sie nach Brünn, wo sie längere Zeit weilten, da Pater Ascalo erkrankte; von dort ging es nach Prag, aber auf jeder böhmischen Poststation gab es laute Demonstrationen zu Gunsten der ausgewiesenen Jesuiten, Tausende erwarteten sie, die sich dann bei ihrer Ankunft auf die Knie niederwarfen, und von den Gefangenen den Segen erflehten.

In Pardubitz mußten die Soldaten, welche die Paters eskortirten, so schnell wie möglich die Flucht ergreifen, sonst würden sie von der wüthenden Menge erschlagen worden sein.

Ascalo und seine Begleiter waren frei und wurden von dem Volke im Triumphzuge nach Prag geführt.

Dort im Jesuitenkloster verrichtete der hochbegnadigte Ascalo viele Wunder und der Zulauf zu seinen Predigten war ein ungeheuerer.

Als er an einem Sonntag vor der Predigt in dem Klostergarten auf und ab ging und sich die Predigt einstudirte, da kam ein Mann auf ihn zu, welcher in einem hechtgrauen langen Rocke gleich einem Müller gekleidet war.

Ein Laienbruder brachte den Fremden zu Ascalo und sagte zu ihm:

Hochwürden, der Mann wünscht Euch eine Opfergabe zu weihen.

Als Ascalo jedoch einen forschenden Blick über das Antlitz des Mannes warf, so rief er entsetzt:

Das ist der Henker von Wien! Zu Hilfe! Er will mir von Neuem an's Leben.

Der Fremde antwortete nicht; er zog den Ascalo in das nahe Gartenhaus, worin sich eine Hänselbank befand, der Laienbruder eilte ihnen dahin nach und drohte dem Fremden mit Verhaftung.

Macht kein Getöse, sagte der Henker, sondern geht schnell fort, damit ich bei meiner Arbeit nicht gestört werde.

Um Gotteswillen, laßt mich nicht allein, schrie Ascalo, welchen der starke Mann zur Hänselbank schleppte.

Schreit so lang ihr könnt um Hilfe.

Ich vermag es nicht.

Heute kommst Du mir nicht aus, sagte der Henker Voigt, während er sich auf die Bank setzte, und die rechte Hand des Jesuiten in die Hänselbank einzwängte.

Gib' Acht, wie's schmeckt, sagte er, und schon hatte er ein großes Messer aus dem Stiefel gezogen, mit welchen er nun die Hand des Jesuiten von dem Arme zu trennen suchte.

Der Jesuit schrie entsetzlich, und ehe noch die Hand völlig abgeschnitten war, kamen schon Klosterbewohner herbei, um nachzusehen, was es gehe.

Der Henker ließ sich aber in seiner blutigen Arbeit nicht stören, und nachdem die Hand endlich gefallen war, so versuchte er es, den Kopf des Pater Ascalo auf die Bank zu bringen, was ihm jedoch nicht mehr gelang, denn ein Klosterbinder, welcher auf das Hilfegeschrei herbeigeeilt war, hatte einen daselbst befindlichen Schlögel ergriffen, und von rückwärts einen heftigen Streich auf den Kopf des Henkers geführt.

Der Henker stürzte mit Ascalo und der Bank zu Boden, der eifrige Binder jedoch führte einen zweiten Streich nach dem Haupte des Henkers, schlug jedoch fehl und zertrümmerte die Kinnlade des Paters.

Nun kam auch vieles Volk herbei, das an den Mördern des heiligen Mannes fürchterliche Rache nahm.

Der Henker wurde völlig getödtet, der Klosterbinder jedoch, der über seinen unglückseligen Irrthum jammerte, mit Messern gestochen und Knitteln geschlagen, bis es endlich einigen Jesuiten

gelang, ihn vor weiteren Mißhandlungen zu retten. Doch die Hilfe kam zu spät, denn auch er erlag gar bald seinen Wunden.

Pater Ascalo lebte noch am siebenten Tage nach dem an ihm verübten Attentate. Sein Zustand war jedoch hoffnungslos, und wiederholt schrieb er mit zitternder Hand auf eine Tafel nieder, daß man ihn tödten solle, denn er könnte von seinen Sprechwerkzeugen keinen Gebrauch mehr machen.

Endlich starb er, zur tiefen Betrübniß aller Frauen und zum Mißbehagen aller seiner Mitbrüder, welche seinen scharfen Geist, seine Kühnheit und Unerschrockenheit kennen gelernt hatten.

Die Gesellschaft Jesu erlitt einen unersetzlichen Verlust.

Der Orden zählte zwar gleich verdienstvolle Männer als jenen Ascalo, aber Keiner von Allen verstand es, hohen und höchsten Personen, gleich ihm, zu imponiren.

Pater Kunzian war wohl auch ein starker Christ, der sich des Wortes wie noch kein zweiter Jesuit zu bedienen gewußt, jedoch kannte er keine Zügel in seinen Leidenschaften, und ließ sich gar leicht durch Rachsucht und Wollust überwältigen; aber ihm sowohl, als Ascalo, gebührt unsterblicher Ruhm, da die Energie dieser beiden großen Jesuiten durch lange Zeit den Gegnern der Kirche Trotz geboten und die Schule der sogenannten Philosophen neben sich nicht aufkommen ließen.

Der heilige Vater soll, als er das unglückselige Ende des Ascalo vernahm, in bittere Thränen ausgebrochen sein und angeordnet haben, es ja gründlich zu untersuchen, ob er nicht unter die Zahl der Märtyrer aufzunehmen sei.

An seinem Grabe geschehen aber auch Wunder und Zeichen: Die Blinden werden sehend, die Krüppelhaften erhalten gerade Glieder und Frauen in Kindesnöthen gebären leichter, wenn sie eine Ringelblume an seinem Grabe brechen.

Die jungen Kreuzbrecherinnen, deren Blut auf dem Schaffote vergossen wurde, kamen jedoch nie zu Ehren; sie haben auch nach dem Tode keine Gnade und Barmherzigkeit gefunden. Der taube Beichtvater konnte sie nicht erhören und deßhalb blieb ihnen auch gewiß die Himmelspforte verriegelt.

Es gab zu jener Zeit viel gottloses Gesindel. Die Protestanten schickten damals gar eifrig noch ihre Werber aus — die

großen Kriege verwilderten das Volk — die Gelehrten wurden verwegen in ihren Aeußerungen, und die inneren Streitigkeiten der Kirche, das Gezänke der Jansenisten mit den Rechtgläubigen — hatte viel böses Blut gemacht; dazu kamen noch eine Menge skandalöser Kardinal- und Klostergeschichten aus Frankreich und Italien, welche großes Aergerniß erregten. Es mußten Beispiele konstatirt und der fromme Eifer für die heilige Sache wieder geweckt werden; deßhalb erfand man ein neues Verbrechen, nämlich das des Kreuzbruches, und suchte der Welt zu beweisen, daß die alten zahnlosen Weiber nicht die eigentlichen Zauberinnen und Hexen sind.

Die jungen, überaus lieblichen Mädchen wurden deßhalb zu den Teufelsbräuten erkoren, und mit großer Festlichkeit bei der Anwesenheit des Klerus vom Lebem zum Tode gebracht.

Diese Exekutionen erhöhten die Frömmigkeit, schrieb ein gelehrter Mann und Referent im Justizfache, in seinen wienerischen Aufzeichnungen aus den Zeiten Karl's VI., und da es heißt, daß schuldlose Personen es waren, die man geköpft, so möge man bedenken, daß der Tod das allgemeine Los ist und Jene glücklich zu preisen sind, welche durch ihren Tod etwas Gutes bewirken können. Das junge Wiener Frauenzimmer trägt auch die Nase gar hoch und hat schon durch sein Augenspiel viel Unheil gestiftet. Wer könnte daher Diejenigen bemitleiden, welche auf dem Schaffote geblutet?

Auf solche Erklärungen hin ist es über jeden Zweifel erhaben, daß die Seelen der Kreuzbrecherinnen für Zeit und Ewigkeit verloren sind.

Die Pforten der Hölle und die des Fegefeuers werden ihnen nicht aufgethan, da keine Schuld an ihnen haftet; aber durch die Himmelspforte läßt man sie ebenfalls nicht ein, weil sie sich nicht die Gnade zu erwerben wußten.

So irrt denn diese gespenstige Mädchenschaar, die abgeschlagenen Häupter an dem Arme tragend, traurig zwischen Himmel und Hölle umher und harrt vergebens auf die Stunde der Erlösung.

Der Kaiser suchte es vor seiner Mutter zu verbergen, daß Ascalo und zwei andere Jesuiten, welche bei ihr in hohem Ansehen

standen, aus Wien verbannt worden seien, man mußte die hohe Frau damals mit großer Sorgsamkeit vor jeder Aufregung hüten, denn schon wieder glaubte sie rothe blutige Flecken an ihrer Hand zu sehen, womit sie die Todesurtheile der Kreuzbrecherinnen unterzeichnet. Ihre Kammermagd, die sie enthaupten ließ, war ihr unvergeßlich, und wenn sie über das Schicksal derselben sprach, so antwortete man ihr mit ängstlicher Befangenheit und suchte das Gespräch schnell abzubrechen.

Die Vorsteherin im königlichen Kloster gestand ihrer hohen Gönnerin, daß die ehemalige Perlfasserin Schön-Lieschen unmöglich vorsätzlich ein Kruzifix gebrochen haben könne, da sie in blendend weißer Kleidung im Kloster gesehen worden sei und daß sie auf dem Chore fleißiger betete, als alle Nonnen.

Diese Mittheilung entsetzte die alte hohe Frau und seit jener Stunde hatte sie wieder Visionen, welche sie nie mehr verlor.

Als sie auf dem Sterbebette lag, da ließ sie die Vorstände aller Klöster in Wien vor sich kommen und theilte unter ihnen den letzten Rest ihrer Habe.

Nur die Jesuiten gingen dabei leer aus, es durfte nur ein Einzige rvon ihnen, und zwar einer der Jüngsten, welcher ihr von der Aebtissin des königlichen Klosters empfohlen war, sich ihr noch nahen.

In der letzten Stunde ließ sie ihren Sohn Karl VI. zu sich rufen und ließ sich von ihm geloben, daß ihre Anordnungen, bezüglich ihrer Beerdigung, pünktlich ausgeführt werden.

Als der Kaiser jedoch erfuhr, worin diese Anordnungen bestanden, so wollte er dennoch dieselben nicht in Vollzug setzen lassen.

Auf die Zusprache seiner Hofherren und besonders des spanischen Erzbischofes, willigte er endlich hierin ein.

Die Kaiserin-Mutter ließ sich in einer Nonnenkutte, mit dem Stricke um den Leib, ihre Hände und Füße in schwere eiserne Fesseln geschlagen, in den Sarg legen, auf dessen Deckel, gleichfalls in Folge ihrer Anordnung, nur die Worte eingegraben waren: „Bittet für mich arme Sünderin, Eleonora.“

Erst ein halbes Jahrhundert später ließ Kaiser Karl VI. die schimpflichen Fesseln aus Eleonoren's Sarg herausnehmen und sagte

zum Fürsten Rosenberg, welcher ihn dahin begleitete: „Gott hat ihr längst schon verziehen — Friede ihrer Asche.“

Es ist hier noch zu erwähnen, daß die Gräfin Fuchs getreu an der Seite ihrer erhabenen Freundin ausharrte, und daß sie das Amt einer Erzieherin übernahm, als Kaiserin Elisabeth die Kronprinzessin Maria Theresia gebar.

Es ist in der österreichischen Geschichte bekannt, daß Gräfin Fuchs von der nachmaligen Kaiserin Maria Theresia überaus geliebt wurde, und daß sie in ihr die Mutter zu sehen wähnte, welche noch zur Zeit ihrer Kindheit ihr durch den Tod entrissen wurde.

Wer sich für den ehemaligen Kornet Knecht interessiren mag, soll es noch schließlich erfahren, daß er abermals — nachdem er in seiner früher innegehabten Stelle als Geheim-Sekretär rehabilitirt wurde — die Feder mit dem Schwerte vertauschte und zwar, wie es hieß, auf den Wunsch der Komtesse Wallis, die sich mit ihm endlich ausgesehnt hatte.

Aus den Beiden sollte nun endlich doch ein Pärchen werden, das geschah aber sehr spät, denn die Komtesse war bereits vierzig Jahre alt, als Oberst Knecht Edler v. Fichtenstein sie als seine Braut heimführte.

Ende.

SAMMLUNG
JOSEPH EXNINGER, WIEN.

A. AMONESTA
Buchhandlung
IV. Margarethenstr. 38